



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

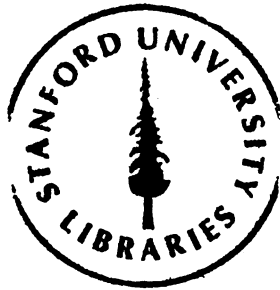
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.















Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen.  
5. Band.

---

Erinnerungen  
aus  
meinem Leben.  
Von  
Josef Rauf.

Mit Portrait.

Prag.  
J. Tomschy.

Wien.  
J. Tomschy.  
1890.

Kristall.  
G. Freytag.



10

Bibliothek

**Deutscher Schriftsteller**

**aus Böhmen.**

Herausgegeben

im Auftrage der

Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und  
Literatur in Böhmen.

**Band V.**

**Josef Bank, Erinnerungen aus meinem Leben.**

---

**Prag.**  
F. Tempšky.

**Wien.**  
F. Tempšky.  
1896.

**Leipzig.**  
G. Freytag.





Joseph Rank  
M.D.

Erinnerungen  
aus  
m e i n e m L e b e n.

Von

Josef Ranf.

---

Mit Porträt.

---

Prag.  
F. Tempsh.

Wien.  
F. Tempsh.  
1896.

Leipzig.  
G. Frentag.

M. H.

PT 3835

B 5

v. 5



I.

Elternhaus

und

Jugendjahre.

---



### Ein Lebenslichtlein wird angezündet.

Die ersten Nachrichten über mein Leben habe ich aus dem Munde unsers Oberknechts. Magenz, so hieß er, theilte mir („als bereits ein geschiedtes Wort mit mir zu reden war“) vertraulich mit, daß er einer meiner ältesten Bekannten sei, daß er schon am Tage meiner Geburt viel Böbliches von mir vernommen habe; es sei in den Morgenstunden des 10. Juni 1816 gewesen, eine gewisse Unruhe habe im Hause geherrscht, er, der Magenz, sei gerade vor der Stallthüre gestanden und habe nach dem Wetter ausgeschaut, als es aus einem Fenster der großen Stube lautete: „Ein Bübel ist's! Lebt!“ Er habe vor sich hingesehen und gedacht: „Sieben! Nun, der Hof kann's tragen!“

Am zweitnächsten Tage schon habe er, der Magenz, das Vergnügen gehabt, mich persönlich kennen zu lernen. Es sei um die Mittagszeit gewesen; Geschwister, Knechte und Mägde seien um den großen Eßtisch gesessen und hätten tapfer zuge- langt; da wär' ich, noch völlig ungetauft, dem Volk des Hauses vorgestellt worden. Die Kammerthüre sei aufgegangen, die Amme, ein längliches weißes Bündelchen im Arm, sei herausgetreten und bis an den Eßtisch vorgegangen; hier habe sie geheimnisvoll lächelnd gesagt: „Keinen bösen Blick machen!“ habe am obern Theil des Bündelchens ein Stück Linnen zurückgeschlagen, und bemerkt: „Beberl (Josef) wird er heißen!“ Alle hätten freundlich angeschaut; die Großmagd habe gerufen: „Jegerl! Beberl!“ und Magenz selbst: „B'hüth' Gott!“ Das hätten ihm Alle so gewiß andächtig nachgesagt. Nun wäre eine Weile das Geschau gewesen, zwischen mir und den Tischgenossen, bis die Amme sich wendete, mit dem Daumen

ein Kreuz zog über meine Stirne, das Linnen sackte herabließ und in die Kammer wieder zurückgieng.

Da sei es geschehen, wie es in der Welt schon zu gehen pflegt. Ich hatte den Tischgenossen kaum den Rücken gekehrt, als das Gerede hinter mir losgieng. Zwar über das Gesichtchen war nicht viel zu sagen, es war zu klein, um ein ausgiebiges Gefechtsfeld für besondere Ansichten abzugeben; aber die Augen — die hätten so starr und vielsagend dreingesehen! Nun wollte Jedes etwas Anderes in meinen Blicken gelesen haben. Die Großmagd fand, daß ich die große Warze an der linken Nasenseite des Kleinknechts sehr verwundert angesehen; der Kleinknecht widerspricht diesem Vorgeben und behauptete vielmehr: meine Blicke hätten sich mit einem gewissen Kopfschütteln auf die Großmagd gerichtet: „Er muß was von Dir wissen“, sagte er. Da fuhr der Großknecht dazwischen und bemerkte: sie sollten sich nicht einbilden, die Gedanken eines Neugeborenen zu errathen; ihm sei vorgekommen, der „Beberl“ habe alle nur so angesehen, als wolle er sagen: „Woher und wer seid Ihr, sündhafte Fremdlinge?“

Es ist tausendschade, daß hier die Berichte des Großknechts eine Unterbrechung von drei Jahren erleiden. Maxenz mußte Familienverhältnisse wegen in den Dienst eines anderen Hofes treten und kam erst nach drei Jahren wieder in unser Haus zurück.

Da hat er freilich vieles und mich selber sehr verändert gefunden. Mein Vater hatte neben der Hofwirtschaft auch einen Handel mit Bettfedern begonnen und dem Wohnhause gegenüber in einem Nebenbau ein Gewölbe errichtet. Die schon früher lebhaftere Bewegung im Hause war dadurch auffallend vermehrt worden. Händler kamen und giengen, Frachtwagen fuhren ein und aus im Hof; beim Abladen der großen Federnsäcke fiel auch für die Jugend ein unschätzbare Vortheil ab; die abgeladenen Säcke, die einzelnen wie aufgeschichteten, wurden stets im Ru erstürmt und von den Siegern

gegen die später Anrückenden hartnäckig und mit wildem germanischem Geschrei vertheidigt.

Inmitten eines solchen Gefechtes, an dem ich mich als dreijähriger Knabe natürlich weniger im Handgemenge als mit germanischem Geschrei theiligte, fiel das Wiedersehen mit Maxenz, dem in unseren Dienst zurückkehrenden Großknecht.

Ich stand eben „hemdärmig bis an die Kniee“ unter dem Vordach des Hauses und schwang eine Geißel — die grüßte, deren ich habhaft geworden — um einestheils aus respectvoller Entfernung in das Gefecht an den Federnsäcken einzugreifen, andererseits meine Kunst zu knallen recht auffallend zu erweisen; allein diese Kunst mißlang urplötzlich in sehr schmerzlicher Weise, indem sich die Geißelschnur zwei- bis dreimal um mein Gesicht hieb. Das war der Augenblick, in dem der Oberknecht Maxenz vom obern Weg her in den Hof trat. Mich in meiner Unglückslage sehen, herzuspringen und mich von der Umarmung der Geißel befreien, das war das Werk eines Augenblicks. Dann sah mich Maxenz an, sagte: „Wehweh gethan? Kennst Du mich noch?“ Ich starrte ihn an und erwiderte nichts; gieng ihm aber nach, als er in den Stall trat, folgte ihm auf den Futterboden, nach der Scheuer, wohin er eben gieng, und konnte den halben Tag von ihm nicht mehr losgebracht werden.

Dies war der Anfang einer Liebe und Freundschaft zu einander, die fürs Leben dauerte und mir große Vortheile brachte; ich durfte in freien Stunden neben Maxenz auf der Futterkiste im Stalle sitzen, beim Ackern auf dem großen Schecken reiten, beim Heueinfahren auf der hochgeschichteten Ladung liegen — und um das Größte und Beste nicht zu vergessen: ich verdankte Maxenz zwei Jahre später die Rettung meines Lebens . . .

## 2.

**Wie eine kleine neue Welt entsteht.**

In jüngster Zeit war viel vom Nebel der Andromeda die Rede. Ein neuer Stern war in demselben erschienen; ihm sollten noch andere Sterne folgen, um mit der Andromeda nach und nach das darzustellen, was man ein Sonnensystem nennt: einen Central-Fixstern mit Planeten und Trabanten. Wird dieser Hypothese auch von Fachgelehrten, die als findige Forscher auf dem Sternensfelde wie daheim sind, vielfach widersprochen, so ist sie doch ein anschauliches Bild der Entwicklung einer kleinen Welt der Kindheit, welche seit dem Tage meiner Geburt um mich entstand oder vielmehr allmählich in mir zum Bewußtsein kam.

Aus dem Nebel des erst unverständenen Getriebes um mich her trat vor allem ein Stern erster Größe und lieblichen Lichtes: meine Mutter. Bis in die fernsten Tage meiner Kindheit reicht meine Erinnerung an sie, an ihre wohlthuende Stimme, an ihre stramme volle Gestalt mittlerer Größe, an ihr gutes frisches Gesicht, vom landesüblichen schwarzen Kopftuch umrahmt — aber am tiefsten gieng und blieb die Erinnerung an das große, dunkelbraune, seelenvolle Auge der Mutter. Sah dies Auge heiter, so war ich glücklich; sah es vorwurfsvoll, so war ich ganz verzagt; sah es aufmunternd und in unfählicher Tiefe erglänzend, so waren alle guten Triebe in mir gestärkt und erhöht und ich blieb bei allem, was ich that, unter des Mutterauges Banne.\*) — Neben der Mutter trat eine zweite Erscheinung aus dem Getriebe um mich her, in anderer Weise denkwürdig und unvergesslich: die Erscheinung des Vaters. Er war etwas über mittelgroß, nicht sehr kräftig, aber wohlgebaut, dunkelblondes, immer kurzgeschorenes Haar

---

\*) In Erinnerung an diese segenvolle Macht entstand die Geschichte „Mutterauge“.

zierte den gutgeformten Kopf mit klarer, leichtgewölbter Stirn. Die Augen waren bläulichgrau und wirkten in Ruhe wie in Aufregung durch einen klaren, eindringlichen Blick. Dafs er der Herr und Mittelpunkt des häuslichen und wirtschaftlichen Lebens sei, trat weniger durch geräuschvolles Gebaren als durch mildes, aber doch gemessenes Anordnen hervor. Uns Kinder hatte er lieb, trug die Kleineren gerne auf den Armen, vermied aber alles, was verzärteln oder verwöhnen konnte. Im richtigen Augenblicke eine Warnung, ein kurzer Tadel, ein Lob, eine Zurechtweisung mit entsprechendem Blick, das war seine Erziehungsmethode; hörte er etwas Gutes von fremden Kindern, so pries er dies mit warmen Worten und munterte uns zur Nachahmung auf. — Aus dem Andromeda-Nebel des Lebens um mich her traten weiters und in immer ausgedehntern Kreisen die Erscheinungen der Geschwister, der Knechte und Mägde, der Nachbarfinder und Dorfbewohner hervor und setzten sich, eine liebe, rührige, eigenartige Welt in meinem Bewusstsein und Gedächtnisse fest; fremde, oft seltsame Gestalten: Händler, Wanderer, Bettler durchzogen und belebten diese kleine Welt in ihrer Art und verschwanden oder kamen wieder, ihren unregelmäßigen Bahnen folgend . . .

## 3.

**Wie es Morgen wurde.**

Wie es Morgen wurde in unserm Hause zur Zeit der Kinderjahre, ist mir seiner geheimnisvoll-anregenden Art wegen heute noch unvergeßlich.

Zwischen zwei und drei Uhr morgens erwachte der Haushahn und ließ seine Wecktrompete hören. Beim ersten und zweiten Krähen blieb noch alles still im Hause; beim dritten Hahnruf klang zugleich ein helles Glöcklein durch alle Räume des Hauses. Das Glöcklein wurde von meiner Mutter gezogen, die sehr früh erwachte und aufzustehen pflegte. Der

Glockenzug befand sich zu Häupten ihres Bettes und war durch die Decke des Stübchens nach jenen Bodenräumen gezogen, wo in getrennten Abtheilungen Knechte und Mägde schliefen. Blieb von diesen auch der dritte Hahnruf unbeachtet — der Ruf des Glöckleins blieb es nicht. Denn alsbald hörte man in den Bodenräumen aus den Betten springen, noch schlaftrunken räuspern, husten; dann knisterten die Holztreppe in Kammer und Stall, leise Tritte kamen sachte herab; und daß im herrschenden Dunkel Licht werde, war die Sorge der ältesten Magd. Auf der Ofenbank neben der Thüre sitzend, schlug sie mittelst Stahl und Hornstein Funken in den Hundertopf, die sie mit Schwefelfaden auffieng und an Hobelspänen zur Flamme ansachte. Nun dauerte es nicht lange und Lichterchen zuckten durch alle Räume. Im mannhohen Leuchterstoc über'm Wassererschaff der Stube brannte ein Span, kleine Laternen wanderten nach Stall und Bodenräumen und ihnen verdankten wir die spielenden Lichter, welche durch das Schlüßelloch in die Schlafkammer schlüpfen und an den Wänden und Schränken ihr anmuthiges Spiel trieben . . .

Das war der Augenblick, in welchem die Mutter in der Stube erschien und in das Tagwerk des Hauses eingriff. Sie machte Feuer im Ofen und auf dem Herd, holte, während die Magd Holz und Wasser zutrug, Mehl und Schmalz aus den Schränken, Milch aus dem Keller für die Morgensuppe und hob dann, als der Ofen warm war, die kleineren Kinder aus den Betten, die sie auf die Ofenbank setzte. Zu diesen gesellten sich die älteren Geschwister, die freiwillig aufstanden, so daß wir bald, eins neben dem andern sitzend, wie Orgelpfeifen den großen Rachelofen umgaben. Um die Kleinern so lange, bis sie mit dem Nöthigsten fertig war, stille zu erhalten, gab ihnen die Mutter Brotschnitten, die in Milchrahm getaucht waren, wobei die Älteren nicht ermangelten, sich zu Gast zu bitten; ließ sich aber eins der Kleinern erweichen und reichte, nicht ohne Vorahnung zögernd, seine Brotschmitte hin, so verschwand sie gewöhnlich bis auf einen kleinen Rest



im Munde des unbescheidenen Gastes und dieser mußte große Künste des Ergößens, Purzelbäume und Grimassen, als ob ihm das unrecht verschlungene Gut große Schmerzen verursache, vor den Kleinen entwickeln, um ihre schmerzlich zuckenden Lippen, die große Wehklagen ankündigten, zu beruhigen und für schallendes Gelächter vorzubereiten...

Gegen sechs Uhr morgens waren die Vorarbeiten des Tages: Füttern, Melken verrichtet, die Morgensuppe gekocht und der große Eßtisch gedeckt; eines der älteren Geschwister mußte nun das Gefinde zu Tische rufen, das allmählich erschien und erst nach Verrichtung eines stillen Gebetes seine Plätze einnahm. Ein ansehnlicher Hügel dampfender Kartoffel in der Schale bedeckte den Tisch, an welchem auch der Vater und die älteren Geschwister erschienen. Ein jedes griff nun tapfer zu, holte und schälte sich Kartoffel nach Belieben und stellte sie in Form einer Pyramide vor sich auf. Aber erst wenn die Milchsuppe in einer riesigen Schüssel auf dem Tische stand, wurde von dem Vorrath gegessen. Mit der linken Hand eine Kartoffel zum Munde führend, mit der rechten einen Löffel handhabend, der die nöthige Suppe dazu holte: so labte man sich, nichts Besseres gewohnt, am Morgen jedes Tages in der Woche. An Fest- und großen Feiertagen natürlich wurde von Kartoffeln Umgang genommen, Fleischsuppe ersetzte ihre bescheidenere Schwester und Weißbrot war in dieselbe geschnitten statt des schwarzen Roggenbrotes. War die Morgensuppe vorüber, so erhob man sich mit einem „Vergelt's Gott!“, stellte sich um den Eßtisch auf und verrichtete ein gemeinsames Gebet, bei welchem der Vater gewöhnlich Vorbeter war. Dieses Gebet ist meines Wissens nur einmal unterblieben — in Folge eines großen Schreckens, der glücklicher Weise sich bald in helles Ergößen auflöste...

## 4.

**Das Adam- und Eraspiegel.**

Ich hatte eben mein Frühstück beendet (Milch aus einem Schüsselchen) und war von der Ofenbank zu meinem dicken Freunde, dem großen Haushund, Namens Soltan, gegangen, der gewöhnlich mitten in der Stube lag. Ich ließ mich neben ihm nieder, umschlang seinen Hals, streichelte seinen Rücken und setzte mich zuletzt auf ihn, was er in seiner unendlichen Milde und Güte ruhig geschehen ließ, indem er nur zeitweise seine großen braunen Augen melancholisch-wohlwollend nach mir richtete. Es war die Zeit, wo Gesinde und Geschwister am Eßtisch ihre Kartoffel geschält und in Pyramiden vor sich aufgestellt hatten. Die Magd sollte die große Suppenschüssel auftragen, hatte sich aber etwas verbrüht und zögerte ein wenig länger; — da wurde die Mutter ungeduldig, rief der Magd, sich zu sputen, worauf diese in großer Eile, die riesige Schüssel in den hochgehobenen Händen, aus der Küche kam, ausrief: „Da bring' ich's!“ — an den großen Hund stieß, die Schüssel vor sich hinwarf und selbst hinfiel. . . Eine Pause des Entsetzens entstand, bis der Oberknecht Maxenz, den Löffel auf den Tisch stemmend, ruhig und trocken bemerkte: „Das hat der Händlbub auch gesagt: Da bring' ich's — und fällt mit den Eiern zur Thür' herein! . . .“ Schallendes Gelächter folgte, die Spuren des Unglücks wurden beseitigt, die Suppe ersetzt — und nach Tische gieng man auseinander, ohne das übliche Gebet verrichtet zu haben. . .

Vielleicht war dieser Umstand schuld, daß an demselben Tage das Sprichwort: „Ein Unglück kommt selten allein“ so beunruhigend in Erfüllung gieng. Denn nicht lange nach dem Unfall bei der Morgensuppe wurde die Elternstube der Schauplatz eines Ereignisses, das meine jugendlichen Nerven mächtig erschütterte.

Der Vater saß am Eßtisch und machte mit Kreide seine Berechnungen auf der großen Platte; die Mutter begann neben

der Kammerthüre ihre Vorbereitungen für den Mittagstisch und ich war auf die Wandbank gestiegen, um nach dem Hofraum zu blicken und zu sehen, was dort Anziehendes vor sich gehe — fiel aber im nächsten Augenblicke vor Entsetzen fast von der Wandbank! Der leibhaftige „Gottseibeius“, mit Hörnern, schwarzem Gesicht, rothen Augen war in den Hof getreten und kam in Begleitung von zwei abenteuerlich costumierten Personen nach der Hausthüre zu. Ich flüchtete zur Mutter, die am kleinen Eckisch sich eben anschickte, einen Teig zu kneten, wickelte mich in ihre Schürze und rief, die Blicke angstvoll nach der Thüre gerichtet: „Da Tuisl!“ Die Mutter legte mir beschwichtigend die Hand auf den Kopf und erkundigte sich nach der Ursache meines Schreckens, wurde aber alsbald durch die Ereignisse selbst belehrt, um was es sich handle. — Die Thüre gieng auf und herein trat eine der erwähnten abenteuerlich gekleideten Gestalten; es war ein Mann in langem Hemd über dem Gewande, einen Ledergurt um die Lenden, schwarzen Zottelbart um Kinn und Wangen, er trug einen künstlich gefertigten Apfelbaum in der linken Hand; sogleich nach ihm trat die zweite Gestalt herein; ein Weib, das ebenfalls über dem Gewande Hemd und Gürtel trug, das Haupt aber mit einer Flachsperrücke bedeckt hatte, deren Locken tief in den Nacken hinabfielen.

Meine Mutter neigte sich jetzt zu mir, drückte ihre flache Hand an meine Wange und sagte leise beschwichtigend: „Fürcht' dich nicht: es ist nur das Adam- und Evaispiel!“

Mann und Weib stellten sich neben der Thüre auf, den Apfelbaum zwischen sich. Nun begann der Erstere (Adam), indem er, singend wie im Recitativ, die Vorgeschichte des ersten Sündenfalles erzählte, eine an der Rückseite des Stammes angebrachte Kurbel zu drehen, die eine zwischen den Ästen hängende Schlange in Bewegung setzte; diese schoß giftige Blicke, fuhr hin und her und stieß unermüdet mit dem Kopfe gegen einen Apfel, als wolle sie sagen: „Der ist's; der wird dir's weisen!“ Adam erinnerte an das Verbot des Herrn und

warnte vor dem Genuß des Apfels; Eva aber war schwach genug, das Lob des schönen Apfels zu singen und Adam zum Genuße desselben einzuladen. In einer Arie erzählt sie, wie sie morgens bei schönem Sonnenschein an den prangenden Apfelbaum gekommen; ein Wurm sei von dem Ast gehangen, der habe gar freundlich begrüßt und gesagt: „Hast du die rothe Frucht da schon gekostet? Ei, isß davon, du wirst nicht sterben, vielmehr ewig leben und so viel sein als Gott selber!“ Das habe sie sich gemerkt und rathe nun, von der Frucht zu essen. Adam macht noch Einwendungen — bricht aber dann einen der Äpfel, genießt davon, lobt ihn über die Maßen — gibt auch der Eva davon zu kosten; — da ist er plötzlich einer Ohnmacht nahe, indem sich alles vor seinen Augen ändert. „O unglückseliger Tag!“ ruft er: „Der Teufel hat uns ganz betrogen!“ Bei diesen Worten flog die Thüre nach der Vorflur auf und mit einem grimmigen Getöse schoss der Satan herein, verhöhnte die Unglücklichen, schwang ein rothangestrichenes Schwert und sang:

„Nun sollt ihr zittern und erblaffen,  
In den Tod geh'n und das Paradies verlassen!“

Adam und Eva knickten zusammen und stimmten ein Schlußflügelied an; es klang von arger Reue und — zählte die Mühseligkeiten auf, unter denen sie fortan leben und ihr Brod erwerben müßten!

Das Spiel war zu Ende. Adam, Eva und der Teufel, aus der Rolle fallend, sagten jetzt in gewöhnlichem Tone, demüthig: „Bitten schön auch um Was!“

Seine Mutter machte eine Gabe zurecht, der Vater aber wendete sich vom Eßtisch nach der Thüre und sagte:

„Wo zu Haus, ihr Leut'?“

Das erste Ehepaar nannte einen Ort der Oberpfalz.

„Merks, merk's“, erwiderte der Vater: „Sind wackere Leut', auch lutherische dort!“

„Wir sind katholisch“, versicherten Adam und Eva — und auch der Teufel — treuherzig bescheiden.

Mein Vater lachte und sagte zu letzterem: „Das ist dein Glück, so kannst du auch noch einmal durch den Schornstein zur ewigen Seligkeit auffahr'n! . . .“ \*)

## 5.

**Stilleben. Bewegte Tage.**

Spielte kein solcher Zwischenfall in unsere Hausordnung herein, so vollzog sich dieselbe in festbestimmter herkömmlicher Weise.

Nach der Morgensuppe und dem gemeinschaftlichen Gebete ließ sich der Vater wieder am rasch gesäuberten Eßtisch nieder und ertheilte den Knechten und Mägden, die stehend warteten, die nöthigen Weisungen für den Tag. Diese Weisungen lauteten gewöhnlich kurz und bestimmt, zuerst für die Knechte, dann für die Mägde; Bemerkungen oder Bedenken wurden wohlwollend angehört und berücksichtigt oder abgelehnt. Für die Mägde hatte gewöhnlich auch die Mutter noch eine Bemerkung, die sie vorbrachte, indem sie bis in die Mitte der Stube vortrat; solche Bemerkungen fanden immer den Beifall des Vaters.

Hatten sich Knechte und Mägde entfernt, so trat für meinen Vater ein kurzer, kaum eine Stunde dauernder Zeitabschnitt ein, der ihm, wie er oft bemerkte, der angenehmste des Tages war. Es war eine Zeit beschaulichen Nachdenkens über Angelegenheiten des Hauses, der Familie, der Gemeinde und mancher Personen der Umgegend. Denn der Vater war weit und breit bekannt, gesucht und geachtet. Fast kein Tag verging, ohne daß jemand kam, sich Rath's zu erholen, Vermittlung zu suchen in Streitangelegenheiten, insbesondere bei Amt, wo mein Vater etwas galt und den Bedrängten oft und wirksam beistand.

\*) Siehe: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.“ Böhmerwald, Volk, Sitten und Gebräuche, Tracht, Bauart u. . .

Indem nun der Vater am Eßtisch saß, rechts die schwarze Dose, links das blaue Schnupftuch, richteten sich die nachdenklichen Blicke gewöhnlich nach dem nervös zappelnden Pendel der Wanduhr; dann und wann griff die rechte Hand wie in Gedanken nach der Dose, die leise knirschend geöffnet und wieder geschlossen wurde, die geholte Prise mußte manchmal lange zwischen den Fingern harren, bis sie der Stelle ihrer Bestimmung zugeführt wurde. Schneller gieng dies, wenn mein Vater das Töpfchen Kaffee, das ihm die Mutter um diese Zeit vorsetzte, getrunken und dadurch, wie er sagte, den Kopf recht aufgefrischt hatte. Dann begann auch bald die rechte, bald die linke Hand auf dem Tische zu trommeln, zum Zeichen, daß die Gedanken reger sich einstellten. Und da war es oft merkwürdig, daß der Vater, wie vorahnend, eben an dieselbe Person gedacht hatte, die zuerst erschien und seine Beschaulichkeit störte. „Eben recht,“ pflegte er dann zu sagen: „Hab' gerade überlegt, wie wir's machen werden,“ und nun folgte Frage und Antwort und ein Auftrag oder guter Rath . . .

Waren Händler angefangen, so war der Erste, der erschien, der Federnstauber, der aus dem Gewölbe in Papierfächchen die verschiedenen Sorten: „Pflam“ (Flaum), „Schleiß“ (geschliffene Federn), „Wassala“ und so weiter brachte und als Muster vor den Vater hinlegte. Da es seine Aufgabe war, die Federn zu sortieren, das heißt, sie im Gewölbe, mittelst einer Schaufel vor sich hinzuwerfen, so daß die leichteren Federn näher, schwerere weiter niederfielen, der Flaum aber zunächst sich erhob und neben oder auf dem Stauber selbst sich niederließ, so erschien der Mann stets als heller Papageno, indem Mütze, Haare, selbst Augenbrauen und der ganze Anzug voll Flaumfedern hiengen. Wir Kinder hatten dann nichts Eiligeres zu thun, als den Mann zu umringen und der Federn zu berauben, die dann in die Luft geblasen und unter Halloh wieder eingefangen wurden; der Lärm und Jubel wurde gewöhnlich so groß, daß Vater oder Mutter

Ruhe gebieten mußte; diese Ruhe trat aber von selbst ein, wenn die angemeldeten Händler erschienen und an dem großen Eckisch sich niederließen.

Denn das waren gar merkwürdige Männer, viel in der Welt herumgekommen, redegewandt, hitzig und verschlagen, und wenn sie mit der Unterhandlung begannen, tollbreist und fast gewaltthätig. Verschüchtert saßen wir Kinder dann in einer fernen Ecke und horchten, staunten und waren voll Schrecken und Sorgen für den Vater, der nur selten lebhafter wurde, im allgemeinen ein angenehmes Gleichmaß der Rede und Gegenrede einhielt; ich hätte oft gewünscht, daß der Vater ebenfalls energischer auffahre, wenn Faustschläge auf den Tisch fielen, wilde Reden hin und wieder fuhren; aber der Vater wußte, was er that. Schweigend lehnte er sich zurück, nahm langsam eine Pfeife, reichte dann und wann einem, der schwieg, Feuer für seine Pfeife — geraucht wurde immer, daß die Stube in blaugrauen Wolken schwamm — und sagte endlich, wiederholt um seinen Entschluß bestürmt: „Zum Verlieren ist immer Zeit; lassen wir's!“ Dabei reichte er die offene Dose lächelnd dem Gegner hin, der ablehnte — aber doch zugriff — mit Daumen und Zeigefinger tief in der Dose wühlte, die Riesenpfeife halb schnupfte, halb wegwarf — und nach kurzem Geplänkel gegen ein geringfügiges Nachgeben des Vaters — den Kauf abschloß. Dabei ist es mir aufgefallen, daß der Vater gewöhnlich mit den heftigsten, verwegensten Gegnern zuerst handeleins wurde; das hatte aber, wie ich bald herausfand, seinen guten Grund. Denn diejenigen, welche ihren Kauf in Ordnung hatten, suchten gewöhnlich bei den Verhandlungen mit den übrigen Händlern im Interesse meines Vaters zu vermitteln und führten zu schnelleren Abschlüssen, als es sonst der Fall gewesen wäre . . . Ganz anders gestalteten sich die Dinge nach der Heimkehr der Händler aus dem „Gäu“, das heißt: aus den Gauen des deutschen Reiches, der Schweiz, Tirols, der Niederlande u. s. w. Die Händler erschienen dann gewöhnlich einzeln, mit großen Geldgurten um den Leib,

es galt Rechnung zu legen und die auf Credit genommeue Ware zu bezahlen. Da gieng es anfangs so gewiß feierlich her; man begrüßte sich ernsthaft, besprach dann die Zeitverhältnisse, die immer so schlecht als möglich gemacht wurden; endlich wurde der schwere Geldgurt abgeschnallt und dröhnend auf den Tisch geworfen, denn er enthielt nur Silberstücke, Thaler, Gulden, Vierundzwanziger. Aber ausbezahlt wurde dann noch lange nicht; es schien das Leben an jedem Geldstück zu hängen. Erst wenn der Vater aus seinem Geschäftsbuch die Summe mit Kreide auf den Tisch geschrieben hatte, wurde der Inhalt des Geldgurts in eine große Schüssel geleert und aus dieser in geschlossenen Reihen die Silberstücke auf den Tisch gezählt, der oft, so groß er war, damit bedeckt erschien. „Kinder, wie viel Geld ist auf der Welt!“ pflegte dann die Mutter manchmal leise zu sagen, beim Kochen innehaltend und nach den Geldsummen sehend. Die Zahlungen schlossen aber nicht ohne lärmenden Auftritt ab; denn die Händler suchten von der Zahlsumme stets einen kleinen Betrag zurückzuhalten als Belohnung für ihre pünktliche Rechnungslegung unter Hinweis auf die schlechten Zeiten, auf die Nothwendigkeit, den Käufern Credit zu gewähren. Der Widerstreit schloß dann gewöhnlich mit einer gelinden Nachgiebigkeit des Vaters und einem heftigen Hinfeuern der noch zu zahlenden Silberstücke auf den Tisch... War dies geschehen, so trat für uns Kinder eine liebe, erfreuliche Wendung ein. Die Händler wurden plötzlich lebenswürdig und rückten, während der Vater die aufgezählte Summe in eine hölzerne Schüssel strich, mit kleinen Geschenken heraus, die sie uns aus dem „Reich“ mitgebracht hatten. Nürnberg, Augsburg, Coblenz, Köln und Frankfurt, welche bei solchen Gelegenheiten zumeist genannt wurden, haben sich seitdem mit einem Märchenschimmer in meinem Gedächtnis erhalten; sie bildeten die ersten Wunderstätten des „Reiches“, welche die kindliche Fantasie festhielt, ausschmückte, bewunderte... Merkwürdiger Weise war es gerade ein Händler von wildem, abschreckendem Ausseh'n, der



mir einst das holdste aller Geschenke aus Nürnberg überbracht hat . . .

## 6.

**Im Leben und Tod.**

Ich hatte mich spielend am Bach herumgetrieben und wollte eben über die Brücke nach dem Nachbaranger gehen, als ein hochgewachsener, breitschultriger Fremder in Volkstracht, einen breiten Gurt um den Leib, gleichzeitig an die Brücke trat und mir entgegenkam. Das gebräunte markige Gesicht des Mannes, sein düsterer Blick aus den von dichten Brauen überschatteten Augen erschreckten mich, ich hielt inne, wendete mich zur Flucht und eilte nach der Stube, wo die Mutter meine Aufregung wahrte, mich betroffen an sich zog und nach der Ursache meines Zustandes fragte. Ich hatte noch kaum einige verstörte Worte gesprochen, als die Thüre aufgieng und der schreckliche Fremde in die Stube trat. Ich wies nur nach der Thüre und verbarg mein Gesicht an der Mutter; aber das genügte, der Mutter alles zu erklären. Sie kannte den in der Gegend ebenso angesehenen als gefürchteten Mann, der im Rufe stand, einer der verwegensten Wilderer zu sein und manchen angeschossenen oder todt aufgefundenen Forstmann auf dem Gewissen zu haben. Die Mutter grüßte den Mann, nannte ihn bei Namen und hieß ihn am Eckische Platz nehmen. Das that er, indem er mit schweren Tritten durch die Stube gieng und sich niederließ; dann schnallte er sofort die „Geldkage“ ab und warf sie auf den Tisch mit der Frage: „Wo ist der Mann?“ Die Mutter erwiderte: „Gleich neben an!“ Sie öffnete das Fenster, rief nach der Scheuer: „Alter!“ und wendete sich nach der Stube, während ich mich von mächtiger Hand am Arm ergriffen und nach dem Eckisch hingezogen fühlte. Der Händler war's, der mich ergriffen hatte, um mir einen Apfel von seltener Schönheit und Größe zu übergeben. Die Wirkung dieser Aufmerksamkeit war eine seltsame:

Freude mit Schrecken gemischt. Ich sah nur einen Augenblick zu dem düsteren Spender auf, dessen Gesicht blitzartig von jäher Freundlichkeit leuchtete, als seiner ersten Gabe eine zweite folgte: eine Glaskugel, rein wie Krystall, in deren Mitte ein Weihnachtsbäumchen mit dem Christuskindlein auf dem Gipfel erschien, köstliche Farben spielend. Mein Staunen und Entzücken war groß; doch eilte ich unverweilt, beide Geschenke hoch emporhaltend, der Mutter nach und warf nur aus der Entfernung glücklich-schüchterne Blicke nach dem Manne, der bereits mit dem Vater im Gespräche war, nach kurzer Unterhandlung seinen Geldgurt leerte und seine Schuld in blanken Münzen auf den Tisch hinzählte, ohne einen üblichen Abzug zu begehren. Einen Kauftrunk mit Imbiss, der ihm geboten wurde, lehnte er ab, erhob sich nach kurzem Aufenthalt und nahm mit wenigen, nur halb verständlichen Worten Abschied — für immer . . . Einige Tage später, an einem Sonntag früh morgens, durchlief ein Gerücht Dorf und Gegend: ein Förster sei angeschossen, aber noch am Leben; sein Gegner, ein Wilderer, sei todtgeschossen und liege an der Lichtung des Fuchsberger Waldes . . . Jung und Alt war den ganzen Tag auf den Beinen nach der Unglücksstätte — Straßen, Felder und Wiesen waren von unheimlich schweigsamen Wanderern bedeckt — ich lief der Menge nach, wurde glücklicher Weise von einer Nachbarin entdeckt und mitgenommen nach der Waldesecke, wo er lag, der düster-seltsame Mann. Er war noch in demselben Anzug, den er zuletzt bei uns getragen; er lag etwas nach vorne gewendet, man konnte das halbe Gesicht sehen und die Stelle, wo die Kugel eingedrungen; diese hatte knapp über der rechten Hüfte Tuchjacke und Lederhose durchbohrt, das ausgetretene und erstarrte Blut bezeichnete die Todeswunde . . . Mit Schauern und Entsetzen wich ich zurück, als die gehobenen Tannenäste wieder sachte auf die Leiche niedergelegt wurden. Lange sah ich den unheimlichen Mann, im Wachen und Träumen, vor mir; auch die schauernde Menge, die ununterbrochen herankam, sich lautlos sammelte, mit lang-

gestreckten Halsen vorstarrte und wieder zurückwich, um den Nachfolgenden Platz zu machen . . . Aus dieser Zeit stammen zahlreiche und abenteuerliche Wilderer geschichten, welche die jugendliche Phantasie lebhaft beschäftigten und das Gemüth in die seltsamsten Stimmungen versetzten . . . Hatte das tragische Ende des düstern Händlers durchaus erschütternd gewirkt, so waren die Eindrücke in anderen Fällen wieder äußerst anziehend, wo man schöne, von Kraft strotzende und stets heiter und harmlos erscheinende Bursche als tollkühne Wilderer bezeichnete; mancher von diesen lag angeschossen im Elternhause, während verbreitet wurde, er sei schwer erkrankt oder durch den Hufschlag eines Pferdes lebensgefährlich verletzt. Meine Geschichte: „Ein Tellsschuß“ ist aus den Erinnerungen und Stimmungen jener Tage hervorgegangen . . . Hat so das Leben schon in frühester Jugend in die Familienstube des Elternhauses hereingewirkt, so fehlte es auch nicht an Beziehungen zu einer andern, höhern Welt, die trotz aller Entdeckungen der Wissenschaft ewig ferne, geheimnißvoll — eine Welt der höchsten Wunder ist und bleiben wird . . .

## 7.

## Im Abendstern.

Im Herbst, Winter und Frühjahr war es üblich, nach dem Abendessen eine gemeinsame Andacht zu verrichten. Man kniete an den Wandbänken hin; der Vater, als Vorbeter, zunächst am großen Eßtisch. Nur die Mutter pflegte zu sitzen. Sie hatte stets eines der jüngsten Kinder, das noch nicht zu Bett wollte, neben sich und überwachte es während des Gebetes. Anderthalb bis zwei Jahre alt war ich an der Reihe, an solchen Abenden den Schutz und Schirm der Mutterarme zu genießen. Auf der Wandbank, an einem der südlichen Fenster stehend, wurde ich sanft umschlungen und vor einem Fall von der Bank bewahrt. Sprach der Vater allein seine

Gebetformel, so vernahm ich oft eine leise Bemerkung der Mutter, die mich mit selbigem Schauer durchdrang. Sie machte mich auf den Abendhimmel, auf die Sterne, insbesondere auf den Abendstern, aufmerksam und bemerkte, der Sternenhimmel sei der Aufenthalt des himmlischen Vaters, der Engel und der guten Menschen, die er zu sich genommen; der Abendstern, der zur Zeit der Abendandacht immer am hellsten leuchtete, sei, flüsterte die Mutter, den guten Kindern zum Aufenthalt bestimmt, die er schon in früher Jugend zu sich genommen. Nun befand sich dem Fenster gegenüber, an dem die Mutter saß, in einiger Entfernung das Försterhaus und neben diesem eine Gruppe von vier gewaltigen Linden, deren vereinigte Äste und Kronen in der Dämmerung wie ein Riesendom gegen Himmel ragten. Je nach seiner Stellung erschien nun der flackernde Abendstern bald rechts, bald links, bald über den Linden; bald stand er hinter den Kronen derselben und wurde nur bei lebhaften Winden zwischen den Ästen geseh'n. Ihn suchten und an ihm hiengen meine seligen Blicke an jedem Abend zuerst und das andächtige Murmeln der Betenden half die Stimmung eigenartig fördern... Drei Jahre mochte ich alt sein, als ich Augenzeuge wurde, wie der Abendstern der Erde einen neuen Bewohner liebevoll abnahm... Ein Kindlein war im Ausnahmehaus gestorben. Als es aufgebahrt war, durften wir Kinder kommen, es zu sehen. Still, friedlich, selig lag es da, die Händchen über der Brust, das Köpfchen mit Kunstblumen und die Schultern und die Brust mit Heiligenbildern bedeckt. Wir mußten niederknien und ein kurzes Gebet nachsprechen; als wir uns erhoben, war eine Leinwanddecke über die kleine Leiche gebreitet, zusammengebundene Kornähren wurden in ein Glas mit Weihwasser getaucht und damit einige Tropfen über die Leinwand gesprengt. Als wir gehen wollten, kam vom Eckisch, wo noch Kränze geflochten wurden, eine weibliche Gestalt zu uns, sagte leise zu mir: „Bleib', Weberl, zeig' den andern Kindern das Engelenchen!“ Es war das Mühl-Katherl, von dem ich noch

viel Gutes zu berichten haben werde. Ich that, wie es gewünscht wurde; zeigte den immer neuankommenden Kindern das Engelchen, legte die frischgebrachten Bilder neben dasselbe, ließ niederknien und beten, deckte dann alles zu und sprengte Weihwasser. Es war ein Amt, das mich hoch ehrte, glücklich machte und doch immer mit leisen Schauern erfüllte. . . . Abends in der Elternstube, da Alles wieder zum Gebet hinkniete und ich, von den Mutterarmen umfangen, am Fenster stand, war mein erster Ausblick nach dem Abendstern, der rechts neben den Linden blinkte:

„Ist's Megerl schon dort?“ fragte ich leise, „wie sieht's jetzt aus?“

„Es kommt erst hin, wenn's in geweihter Erde liegt — und so sieht's aus“, erwiderte die Mutter. Sie nahm ein Bild aus ihrem Gebetbuch und zeigte es mir; es war der Kinderkopf eines Seraphs mit blauen Augen, Grübchen in den Wangen, Goldflügeln an den Schultern.

„Werden alle Kinder so im Himmel?“ fragte ich.

„Alle braven“, erwiderte die Mutter.

„Dann will ich auch gleich sterben!“ rief ich.

„Und die Mutter verlassen?“ fiel die Mutter betroffen ein.

Diese Frage ergriff mich seltsam. Lebhaft drückte ich mich an die Seite der Mutter, legte den Arm um ihren Hals und sah bestürzt nach dem Abendhimmel. Das Sterben und Seligwerden geht doch auch nicht so leicht, schien mir aufzudämmern; — die Mutter verlassen — auch den Vater; — Geschwister und Elternhaus — den Magenz, die immer so heiter-freundliche Klein-Magd, den Schecken im Stall, den Soltan in der Stube; — immer zahlreicher drängten sich die Dinge vor meinen Blicken, die mir alle so lieb und verlockend vorkamen: Blumen, Libellen, Schmetterlinge, die guten Sachen, die die Mutter kocht und backt — selbst das weiche Bettchen, in dem sich so gut liegen und schlafen ließ; — nein, nein; — auch bei dem Kinde bewährte sich, wenn

es heißt: Wer das Leben lieb gewinnen will, muß erst in Gefahr sein, es zu verlieren. Die Mutter erzählte mir später oft, ich wäre in der folgenden Nacht lange wach gelegen und nach dem Einschlummern oft wieder wach geworden . . . Es lag mir einige Tage auf dem Gemüth, als die kleine Leiche fortgetragen war. Verschwinden — nie wiederkommen — es war ein dunkles Drücken in der Brust, Sehnen, Heimweh, was ich empfand, alles um mich erschien mir in neuem, eigenartigem Lichte. Vom Abendstern nur herübersehen und nicht dabei sein können bei unserm Treiben und Spielen, das schien mir nicht recht vereinbar mit ungetrübter Seligkeit im Jenseits; insbesondere da ich noch lange nach dem Verschwinden des Kindes die thränenfeuchten Augen seiner Mutter sah. Dies bewirkte, daß sich mein Herz ängstlich froh an die kleine irdische Welt um mich schloss. Da bleiben, alles lieb haben, alles festhalten, selbst beim Üblen nicht verzagen — sind ja Vater und Mutter immer zur Hand — ähnlich trieb, wogte und dämmerte es in der Kinderbrust — um einen Tag des seligsten Stillebens bald darauf zu genießen, dem ein Ereignis folgte, das geeignet war, die Kinderseele tief zu erschüttern und zu verwirren . . .

## 8.

**Still und bewegt.**

Ein rechter Kindertag war gekommen. Wir waren auf acht Geschwister angewachsen, alle zu Hause, da es ein schulfreier Tag war; das Jüngste lag in der Wiege. „Wo Tauben sind, fliegen Tauben hin,“ sagt das Sprichwort, darum sammelten sich auch gerne die Nachbarskinder bei uns, besonders heute. Wir setzten uns erst auf die Wandbänke herum und spielten: „Ich seh', was du nicht siehst“; dann lockte uns das „Räthselaufgeben“; endlich wurde der Rehrbesen sechs-spännig bespannt und unter wildem Fuhrmannsgeschrei in der Stube

herumgezogen. Die Mutter hatte schon wiederholt ermahnt, nicht so vorlaut zu sein und lieber im Freien zu spielen; da es immer ärger wurde, griff sie nach dem unfehlbaren Mittel, sich Ruhe zu verschaffen, sie gieng nach der Kammerthüre und holte einen Kochlöffel aus dem dort hängenden Behälter. Sofort schwoh es an der Stubenthür von Flüchtenden; alles wollte zugleich nach der Vorhalle, ins Freie, wobei nur die Letzten zum Handkuß kamen und draußen zu dem Schaden auch noch den Spott tragen mußten. Das hinderte jedoch nicht die fröhliche Spiellust und der Anger wiederhallte alsbald vom tollsten Treiben, an dem ich aber nicht theilnahm, da ich zu den kleinen Versprengten gehörte, die nicht mit dem Troß geflüchtet waren, sondern unter Bänken und Tischen schützende Verstecke gefunden hatten. Ich saß unterm großen Eßtisch, den Soltan als Deckung neben mir, um abzuwarten, bis es wieder geheuer werden würde, als die Mutter zwei ältere Brüder hereinrief, ihnen einen Theil des Mittagessens für die Feldarbeiter übergab und sich anschickte, mit dem Rest des Essens selbst auf das Feld zu folgen. „Beberl!“ hörte ich sie noch rufen, bevor sie gieng: „Bleib' schön daheim, wieg' das Schwesterchen, bis ich wieder komm'!“ Die Stimme klang liebevoll, wie immer. „Ja,“ sagte ich ganz glücklich und kroch hervor. Die Mutter strich mir im Vorübergehen noch den Scheitel, sperrte dann den Stall von innen, die Hausthüre von außen zu und gieng mit den Brüdern nach dem fernen Bergfeld . . . Das war die Lage, in der ich mich am wohlsten fühlte. Lautlose Stille umher; geheimnisvolle Geister schienen durch die Räume zu schleichen, hie und da knisterten Bretter und Balken, die Kage steckte den Kopf durch die halb offene Kammerthüre und schaute mit glühenden Augen aus dem Halbdunkel; — froh-schauernd überkam mich's, herumzuspähen, an Lieblingsstellen zu schleichen, zu klettern und zu untersuchen, was ich sonst nur aus der Ferne sehen durfte. Aber das Schwesterchen in der Wiege regte sich; ich eilte hin und schaukelte, bis es wieder einschlief. Es ruhte

fo felig und sah dabei dem jüngst aufgebahrten Kindlein im Ausnahmshause ähnlich. Da trieb es mich, es auch so schön zu machen, wie das Engelen im Abendstern: ich holte das Gebetbuch der Mutter, nahm die schönsten Bilder in Gold und Farben heraus und legte sie um das Köpfchen, auf die Decke über Brust und Schultern; das Schwesterchen erwachte nicht, felig lächelnd schlummerte es weiter. Nun war mein Drang, herum zu spähen, wieder da. Ich kletterte auf den kleinen Eckisch; noch etwas höher, auf den Geschirrschrank; hob mich auf die Fußspitzen, langte nach dem Bändchen am großen Uhrkasten, zog an — und die Spieluhr — die Gabe eines Händlers, der nicht zahlen konnte — fieng, wie üblich, zu röcheln an und spielte dann hell und munter den Ländler aus dem Freischütz. Erschrocken und glücklich starrte ich eine Weile zu dem Zifferblatt auf, das keine Miene verzog, und kletterte dann sachte wieder in die Stube nieder. Das Schwesterchen war nicht wach geworden; nun schlief ich weiter. In der halbdunklen Kammer sahen jetzt die Augen der Kasse hellglimmend und groß vom Treppenmüerlein herunter. Ich schlief ein Häuschen weiter: nach dem Schlafstübchen der Eltern. Dort war der Magnet, der mich anzog. Die Stelle am Bett der Mutter, wo der Zug des Morgenglöckleins zu erreichen war, das den Tag ankündigen und Knecht und Mägde zu wecken pflegte. Mein Seligstes: läuten zu dürfen nach Lust und Muße, war mir jetzt beschieden; ich mußte das Vergnügen arg genossen haben, denn ich hörte später, daß am Elternhaus Vorübergehende stille standen und sich erkundigten, was im Hause los sei? Doch war auch diesem Drange endlich Genüge gethan. Ich gieng nach der Stube zurück, um zu sehen, ob das Schwesterchen noch schlafe? Es schlief noch. Da zog es mich nach der Kammer zurück, ich kletterte die Holzstuppe der Kammer hinauf und weiter über zwei vorspringende Balken, die einen Oberboden trugen, der das Ziel geheimer Sehnsucht war. Erst zweimal hatte ich die gefährliche Stelle erstiegen; ein Fehltritt — und ich mußte mich



todt fallen vom Oberboden die Treppe hinab nach der tief-  
liegenden Kammer . . . Aber da war ich glücklich droben  
und mitten unter den Merkwürdigkeiten, die hier verborgen  
und vergessen herumlagen: gesammelte Hopfenköpfe, vertrock-  
netes Obst, zerbrochene Spinnräder, Bilderrahmen mit Stücken  
von Glasgemälden und das halbe gläserne Zifferblatt einer  
alten Wanduhr. Ich legte mich der Länge nach über die  
Merkwürdigkeiten hin und war ganz Erstaunen über das, was  
ich sah, besonders über die Art und Wirkung der Malerei  
auf den Glasstücken. Auf der Rückseite war ein verworrener  
Alex, als habe man eine Wolke malen wollen und auf der  
Vorderseite erschienen klar und hell in verschiedenen Farben  
Theile von Heiligengestalten und Landschaften; die römischen  
Ziffern auf der Uhrplatte erregten meine besondere Verwun-  
derung. Ich wendete das Glas nach vorn und rückwärts —  
es war und blieb unfassbar: rückwärts ein roher dunkler  
Farbenstrich — vorne ein römischer V von entzückender  
Reinheit. Wer kann das? Wie vollbringt man das? Wo  
ist die Wunderwelt, die so was kann? . . . Ein leises  
Geräusch weckt mich aus dem Erstaunen. Die Kaze ist mir  
nachgeschlichen und schaut vom Dachbalken mit grünlichenden  
Augen auf mich nieder, den ungerufenen Gast in diesem  
geheimnisvollen Winkel ihrer stillen Jagden. Da vernehme  
ich ein leises lockendes Pfeifen, ich springe auf, die Kaze  
glaubt sich bedroht, ist mit Einem Satz durch die Dachlücke  
und zieht sich gegen den Schornstein zurück; meine Forschung  
aber ist nach dem Dach des Nachbarhauses gerichtet. Von  
dort, durch ein Dachfenster, kommt das lockende Pfeifen, dann  
taucht ein Kopf durch das Fenster des Nachbardaches auf,  
bedeckt mit einer weißen Zipfelmütze, die über und über mit  
rothen Täubchen bedruckt ist; es ist der Nachbar knecht,  
Muckerl, der Taubennarr, der bis an die Brust empor taucht.  
Er hat einen freien Augenblick benützt, um seine Lieblinge zu  
rufen, zu sehen, etwas Futter auszustreuen — um dann  
schleunigst wieder zur Arbeit zurückzukehren, nachdem er dem

Heranflattern und Tummeln der Tauben eine Weile zusehen; — das neuerworbene Lieblingspaar war auch darunter . . . Wie hätt' ich dieses Paar mit gar anderen Augen betrachtet, wie es so munter unter den übrigen Flügeln genossen sich herumtrieb, Körner haschte und die Nähe Muckerls suchte, wenn ich das tragische Schicksal hätte ahnen können, das dem schönen Paare, wie seinem Gönner und Freunde — dem Muckerl — bevorstand . . . Eine Täuschung entführte mich bald von der Dachlucke, denn ich glaubte durch die Bodenthüre herauf zu vernehmen, dass das Schwesterchen erwacht sei und weine; da war Eile nöthig und Vorsicht, die Balken und steile Treppe glücklich hinabzukommen; — es gelang und zwar in dem Augenblicke, als die Mutter vom Felde wieder zurückkam . . . Das Schwesterchen war nicht erwacht; die Mutter fand es noch ruhig schlummernd, mit den Bildern ihres Gebetbuches geschmückt. „Du gethan?“ fragte die Mutter mit einem betroffenen Blick auf das Kind: „Warum?“ „Es hat auch so schön sein sollen wie das Regerl im Abendstern!“ Die Mutter nahm rasch die Bilder weg, erklärte, warum ich das Schwesterchen nicht mehr so schmücken solle — „es könnte leicht eine Vorbedeutung werden — und jemand sterben“, sagte sie . . .

Die gute Mutter! Es war eine Vorahnung, in der sie sprach; denn wirklich — starb jemand bald darauf — jemand, von dem es keine Seele erwartet hätte! . . . Mich überläuft's noch heute, wenn ich daran denke!!!

Es war an einem Montag, gegen Abend; wir hatten uns eben zu Tische gesetzt, als die erschütternde Nachricht kam: — „Eben ist er gefunden worden,“ hieß es: „Auf dem Strohhoben beim Nachbar liegt er; mit der Schnur eines Häckselfackes hat er's gethan; der Kleinknecht habe ihn entdeckt, abgeschnitten und sei dann vor Entsetzen die Stiege hinabgefallen!“

„Wer? Wer?“ hieß es von allen Seiten —

„Der Muckerl“ — erfuhr man nach einigem Zögern —

„Der Muckerl?“ wiederholte Maxenz mit schreckhaftem Tone, sprang auf und eilte aus der Stube; — war ihm doch der einzige und beste Freund gestorben . . . „Warum?“ Weil er auf erschütternde Weise um sein Liebstes auf Erden: um sein schönstes Taubenpaar — und zugleich um seine geliebte alte Mutter gekommen war! . . .

Er hatte Sonntags zuvor sein Lieblings-Taubenpaar seiner Mutter in einem Nachbardorfe zu besonderer Pflege überbracht und sich für diesen Tag zu Gast geladen. Vor Mittag besuchte er noch den Knecht eines Nachbarhofes und als er zurückkam, begrüßte ihn seine gute, aber vor Alter halb blödsinnige Mutter mit seltsam grinsender Freundlichkeit, sagte, was sie ihm für eine Mahlzeit bereitet habe, er möge die Herrlichkeit nur sehen — und setzte ihm — die zwei Lieblings-Tauben — gebraten auf den Tisch! . . . Der Schmerz und die Verzweiflung Muckerls waren unbeschreiblich und wirkten auf die alte Mutter so erschütternd zurück, daß diese, vom Schlage gerührt, plötzlich todt zu seinen Füßen fiel . . . Nun war es aus mit allem, was die Erde für den armen Muckerl noch Liebes gehabt; wie im Wahnsinn stürmte er von der Leiche weg ins Freie, nach dem Orte und Hofe seines Dienstherrn zu und legte Hand an sich selbst\*) . . .

Es dauerte Wochen und Monate, bis sich das Entsetzen schwächte, das uns alle ergriffen hatte. Am ersten Abend wagte man sich kaum zu Bette in den dunklen Räumen des Hauses; mein Vater mußte sich ernstlich ins Mittel legen, um eine gefasstere Stimmung herbeizuführen; doch wollten die Mahnungen des Vaters bei Maxenz am wenigsten verfangen. Maxenz war der vertrauteste Freund des Verunglückten, sie hatten die trostreichsten Stunden miteinander zugebracht, gegenseitig ihr Innerstes kennen gelernt. Maxenz war daher von dem Tod des Freundes am gewaltigsten ergriffen; sein Weh, wenn auch nicht laut, so doch tief, erschüt-

\*) Siehe meine Novelle: „Muckerl, der Taubennarr.“

ternd. Es wurde mir unheimlich, wenn mich Maxenz nach dem Futterkasten zog und Selbstsamstes mit gepresster Stimme sprach, davon ich wenig oder nichts verstand. Es sind mir nur Worte und Andeutungen geblieben, die von Armen und Verlassenen handelten, auf die sich Leid und Noth wie Felsblöcke wälzen, die nicht Trost und Hilfe finden. Die Welt kam schlecht weg und der Himmel mußte harte Worte hören. Das Muckerl bei Nacht und Nebel, zwischen vier ungehobelten Brettern fortgetragen und in einem ungeweihten Winkel des Friedhofs eingegraben, das Grab mit Scherben beworfen wurde, presste Maxenz wilde Rufe des Ingrimms und Abscheus aus; daher gieng er auch jeden Sonntag nach dem unheimlichen Friedhofswinkel und legte Wiesenblumen, im Winter mindestens Tannenzweige auf den Hügel Muckerls — „damit die Welt doch sehe, daß der Unglückliche da drunten einen treuen Freund auf Erden zurückgelassen habe“ . . .

## 10.

**Die erste Heldenthät.**

Daß mein Vater gelegentlich des „Adam- und Evaspiels“ mit solcher Ruhe und Überlegenheit selbst mit dem Teufel sprach, machte mir einen unauslöschlichen Eindruck; dieser Eindruck wurde um so bedeutsamer, als der Gottseibeiuns nach einer gegen die ersten Eltern so grausam verübten Gewaltthätigkeit meinem Vater gegenüber so kleinlaut, ja unterwürfig erschien. Ein Gefühl des Stolzes auf einen so mächtigen und angesehenen Vater erfüllte mich; mir war, als wären Haus und Hof und wir alle gefeit unter der Obhut eines solchen Vaters. Und merkwürdig, daß der Vater nach Entfernung des Teufels ruhig, als wäre nichts geschehen, wieder zur Kreide griff und seine Berechnungen fortsetzte, vollendete meine Ehrfurcht. Ich hatte mich aus der Schürze der Mutter losgemacht und war einige Schritte gegen den Eckisch hingegangen, blieb aber mitten in der Stube stehen;

eine seltsame Regung, dem Vater ein Zeichen meiner Liebe und Verehrung zu geben, erwachte in mir; — aber wie das anfangen? Wie das dem Vater deutlich machen? Also schlich ich nur an des Vaters linke Seite und drückte mich leise an seinen Arm. Dieser blieb eine Weile unbeweglich; dann hob er sich sachte und ich fühlte die flache Hand auf meinen Scheitel sinken. Nur zweimal glaubte ich zu fühlen, das die Hand sich regte, aber dies mochte höchstens bedeuten, das der Vater sagen wolle: „Bist da? 's ist recht.“ Dann hob sich die Hand wieder, legte sich auf den Rand des Tisches und ich blieb unbeachtet. Ein wenig fühlte ich mich durch die Handauflegung erleichtert; mit dem Rest eines Unbehagens über die nicht nach Wunsch gelungene Huldigung gieng ich dann zum Freunde „Soltan“, der in der Mitte der Stube lag, setzte mich neben ihn und begann, wie üblich, mein Wohlwollen durch Streicheln über Hals und Rücken zu erkennen zu geben — als wir Beide in jähem Schrecken vom Boden auffuhren . . . Drei heftige Striche, mit einem scharfen Besen geführt, wurden außen über die Thüre gezogen, dann folgte ein dreimaliges Klopfen mit einem metallenen Instrument. Kein Zweifel, der Schrecken aller Kinder, der Kaminfeger, war draußen und begehrte Einlass. Diese Art sich anzumelden hatte der Vater angeordnet, da früher der unerwartete Eintritt des schwarzen Mannes unter den Kindern grelles Entsetzen erregte, ja bei einem Nachbarkinde einmal Krämpfe hervorrief. Diese Furcht mußte bekämpft werden und zwar allmählich und auf natürliche Weise. Wenn also der Kaminfeger sich auf vorstehende Art angemeldet hatte, mußte eines der älteren Geschwister nach der Küche gehen und dem schwarzen Manne eine Thüre nach der Vorhalle öffnen; zu dieser That wurde durch das Lob der Tapferkeit angespornt und nach Vollzug derselben fehlte es nicht an Aufmunterungen, sich immer fest und muthig zu zeigen. Die älteren Geschwister und namentlich die Brüder hatten sich bald an die Schauer der That gewöhnt und endlich beim Eintritt des Schreckensmannes

länger Stand gehalten als nothwendig war... Heute war ich von den Geschwistern allein daheim; die Zumuthung zu einer solchen Heldenthat war meiner allzu großen Jugend bisher noch nicht gestellt worden. Ein seltsames Gemüth von Gemüthsbewegungen durchtobte mich. Alle Lobsprüche, die der Tapferkeit meiner ältern Geschwister früher ertheilt worden waren, tönten mir im Ohr; ein kindlicher Heldentaumel ergriff mich und so gieng ich in Begleitung meines Freundes Soltan, dessen Halsband ich krampfhaft festhielt, ungeheissen der Küche in einem Augenblicke zu, da die Mutter sich anschickte, selbst den Schreckensmann einzulassen. Sie hielt inne, indem sie mich unterwegs sah, lächelte und warf dem Vater einen sprechenden Blick zu — folgte mir aber vorsichtshalber, ohne daß ich's merkte. Nicht weit von der Thüre nach der Vorhalle knickten mir die Kniee ein, die Tapferkeit hatte einen schwachen Augenblick und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Soltan, dessen Halsband ich nicht losließ, ungeduldig vorwärts gedrängt und mich mitgezogen hätte; — so gelangten wir an die zu öffnende Thüre, ich griff empor, um den Riegel zurückzuschieben, war indessen zu klein, um ihn erreichen zu können; — aber siehe da! der Riegel flog in diesem Augenblicke zurück — eine Hand hatte über meinen Kopf weggegriffen und das Wunder gethan — die Hand der Mutter! Der Kaminfeger trat ein, griff nach meinem Kopf, lächelte, wollte Vertrauen erwecken und grüßte freundlich, aber das schwarze Gesicht erschien im Lächeln nur noch entsetzlicher, das Weiße im Aug' trat gräßlich hervor — es war Zeit, daß meiner Tapferkeit Hilfe wurde, die Mutter führte mich und den Soltan, der losfahren wollte, nach der Stube zurück; — aber — was man auch sagen wollte — die tapfere That war gethan — doch gethan!.. Als die Geschwister nach Hause kamen, das Gesinde sich am Mittagstische einfand — von nichts als meiner Tapferkeit war die Rede, mein Muth wurde gerühmt, zu künftiger Tapferkeit wurde aufgemuntert!.. Dies hatte wirklich seine guten Folgen. Anfangs verlegen, fast be-

schämt, da die Lobsprüche mit meinem Gefühle während der That nicht ganz stimmten, fühlte ich doch, wie die Huldigungen meinen Muth, meine Zuversicht stärkten und eine gewisse Sehnsucht nach Erneuerung der tapfern That erregten, so dass ich nach einigen Tagen den Vater plötzlich fragte: „Kommt der Schwarze bald wieder?“ Und als der Schwarze wirklich wieder kam, lief ich allein nach der Küche und öffnete, auf eine Holzschicht kletternd, den Kiegel der Thüre . . .

## 11.

## Im Dorf.

Das Leben im Dorfe ist ein erweitertes Familienleben. Heitere und trübe Erlebnisse werden von Haus zu Haus empfunden, besprochen, gerühmt oder verurtheilt. Ein freundliches Ereignis wird, auch wenn sich Neid und Missgunst hervorwagt, wie ein Gewinn für alle aufgenommen; ein Todesfall entführt auch im einfachen Mitbewohner eine gewohnte und damit unbewusst liebgewordene Erscheinung. Wie herzlich gestaltet sich oft der Abschied eines Burschen, der in die Fremde wandern muß! Vor jedem Hause, neben dem Weg auf den Feldern werden die Hände gereicht, Zurufe ausgetauscht, heimliche Thränen vergossen. Nur nicht auch fort müssen! Das war gewöhnlich meine bange Empfindung, die sich bei solchen Anlässen wie ein Kind an die Mutter, an die theuere Heimat, schmiegte, in der ja alles beisammen war, was uns Leben und umgebende Welt so theuer machte. So darf es nicht wundern, dass auch Muckerls Verschwinden ein Gefühl des Verlustes hinterließ. Der erste Schrecken verwandelte sich in Mitleid, Bedauern, insbesondere da nach und nach viel Liebes und Gutes von dem unglücklichen Taubensfreunde erzählt wurde. Wie sehr mir das Ereignis nahe gegangen sein mußte, zeigt wohl schon, dass mir die Erinnerung bis ins späte Alter nachgegangen ist, wo ich derselben im Lebensbilde: „Muckerl, der Taubennarr“ Ausdruck und Gestalt gegeben habe . . .

Ja — ein erweitertes Familienleben ist das Leben des Dorfes; es beginnt mit den Spielen der Kinder, die von Haus zu Haus ziehen, bald in allen Stuben, Kammern, Winkeln ihren Schauplatz aufschlagen und dabei Zeugen der besondern Vorfälle werden. Kaum vier Jahre alt kannte ich bereits Alt und Jung im Dorf, jedes Haus von innen und außen, alle Gärten in der Runde. Zur Zeit der meisten Feldarbeiten begannen unsere Kinderstreichungen; wenn wir die Spiele im Freien satt hatten, zog es uns in traulich geschlossene Räume. Wo man uns gerne sah oder wenigstens ruhig gewähren ließ, erschienen wir oft; wo etwas Erfreuliches sich ereignete, wollten wir heiter staunende Zeugen sein; wo aber ein besonders trauriges Ereignis eintrat, blieben wir weg. So hatten wir das sonst gern besuchte Häuschen eines Inwohners jahrelang nicht mehr betreten, als man ihn aus dem Walde heimgetragen, wo ihn ein gefälltter Baum erschlagen hatte. Wurde aber etwas Erfreuliches berichtet, war ein Sohn aus der Fremde heimgekehrt, war ein Familienfest in Vorbereitung oder jüngst gefeiert, da tummelten wir uns wie Mücken um das Licht einer Lampe. Mit den Schuljahren kamen neue Beziehungen der Kinder untereinander und zu einzelnen Häusern und leise aufkeimende Herzensneigungen entschieden die Gunst für dieses und jenes Haus, diesen und jenen Schauplatz . . . Aber mehr als alles dies tragen zur Verbindung und Verinnerlichung des Volkslebens in Dorf und ganzen Gegenden die gemeinsamen Sitten und Gebräuche bei, die jahraus und jahrein wiederkehren, die Gemüther in Ernst und Freude warm einander nähern und nachhaltig auffrischen. War ein Tanz angesagt, eine Hochzeit vorbereitet, standen Oster- oder Kirchweihgebräuche in Aussicht, näherte sich der „Pfungsteltritt“, der „Drescherschmaus“, die Zeit der „Maibäume“ und so weiter, dann kündigten sie sich gewiß in unsern Kinderspielen an, prägten sich unauslöschlich unsern schwärmenden Herzen ein. Noch kaum vier Jahre alt, umfaßten Geist und Herz das Volksleben der Heimat mit einer Liebe und Begeisterung, daß



ich später manches Bild dieses Lebens, das der Strom der Jahre aus der Wirklichkeit weggelöscht, aus der Erinnerung treu und anschaulich nachzeichnen konnte.

In die Zeit meiner wärmsten Liebe für Elternhaus und Heimat fiel ein Ereignis, das mir wie ein Schwert ins Herz drang und eine Wunde der Erinnerung zurückließ, die lange nicht heilen wollte . . .

## 12.

**Der Kampf ums Elternhaus.**

Man hatte meinen Vater zu überreden gesucht, Haus und Hof zu verkaufen und dafür ein Haus mit Wirtsgeschäft zu erwerben, das zwei Stunden landeinwärts, schon im ozeanischen Gebiete, lag. Rauth heißt der Ort dieses Besizes, war damals der Amtssitz der Patrimonialherrschaft der Grafen Stadion, die auch dort in ihrem Familienschloß residierten. Die Vortheile, welche mein Vater durch den Besitzwechsel erzielen sollte, wurden als sehr erhebliche geschildert; amtliche Angelegenheiten führten die Bevölkerung der Gegend zahlreich nach Rauth; das Wirtshaus hatte einen günstigen Platz neben dem Amtsgebäude; zahlreiche Beamte des Grafensizes waren tägliche Gäste der Schenke; auch ein namhafter Feldbau gehörte zu dem Hause . . . Die Unterhandlungen waren einige Tage lebhaft im Gange. Sie bestürmten eine schwache Seite meines Vaters. Er, regsam und aufstrebend, ersah wirklich manche Vortheile und wurde von dem Ehrgeize lebhaft erfaßt: am Sitz des Amtes zu wirken, wo man ihm sehr wohl wollte und ihn dringlich aufmunterte, den Handel abzuschließen. Der Vater war so gut als entschlossen; selbst in der Mutter und uns Kindern war durch die Aussicht auf eine neue Welt von Menschen und Genüssen eine unruhige Neigung erregt worden, die aber bald in hange Unsicherheit übergieng und Furcht und Sorgen, vermischt mit Heimweh, erregte . . . Der Tag der Entscheidung war endlich gekommen. Vom frühen Morgen an

kamen und giengen Boten, die einerseits den Vater zum Verkaufe seines Hofes drängten, anderseits vom Verlassen seines Besitzes und der Heimat abzureden suchten; denn er war für Dorf und Gegend vielfach wichtig, ja in Zeiten äußerer Noth und Gefahr, wie zur Zeit der Kriege mit Frankreich, bei Durchmärschen und Brandschakungen oft ein Retter des Dorfes gewesen. Während alles flüchtete, die Mutter selbst mit den drei ältesten Kindern im dichten Walde saß, kaum für drei Tage mit Lebensmitteln versehen, empfieng und führte der Vater die französischen Officiere in unsern Hof, wußte ihnen in aller Ruhe und Eindringlichkeit das Elend des Dorfes durch den Dolmetsch darzulegen, die Brandschakung abzuwehren oder wesentlich zu vermindern, wobei er durch den Umstand gefördert wurde, daß er durch eine alte tapfere Magd reichlich für Stärkung sorgen ließ. Ein solcher Mann, der auch sonst immer mit Rath und That zu Handen war, sollte dem Dorfe nicht verloren gehen... Nachdem, wie erwähnt, den ganzen Tag die beiderseitigen Unterhändler hin und hergegangen, sollte die Entscheidung in der Dorfschenke erfolgen. Wir Kinder saßen auf der Wandbank — dort, wo ich beim Abendgebet immer nach den Linden und dem Abendstern zu blicken pflegte — enge aneinander gerückt, bange und furchtsam, neben der Mutter, als der Vater den Hut vom Hirschgeweih nahm, um nach der Schenke zu gehen. Er machte einige Schritte, kehrte wieder um, legte der Mutter die Hand auf die Schulter, beugte sich etwas und sagte mit halber Stimme: „Was meinst du, Lene?“ Die Mutter schüttelte nur den Kopf und sagte: „Mir ist so bang!“ Bei diesen Worten begann das jüngste Kind, das an der Brust der Mutter lag, leise zu weinen. . . . Der Vater gieng. Es war gegen Abend. Wir Geschwister saßen wie festgebannt, keines sprach ein Wort. Der erste Bote, der aus der Schenke kam, brachte die Nachricht: „'s geht arg zu, 's dürfte was werden.“ Der Kopf der Mutter sank tiefer; sie bebte wie von innerm Schluchzen; die Wanduhr tickte wie im Fieber. Der

zweite Bote brachte die Nachricht. „Sind wieder auseinander; wird sich schwer machen!“ Aber gleich darauf kam ein anderer Bote, der sagte: „Mit einem Handschlag ist's jetzt gethan!“ Die Mutter stand auf, um das weinende Schwesterchen zu beruhigen — da war auch schon der vierte und letzte Bote da mit der Nachricht: „Aus ist's! Euer Mann ist abgesprungen — schickt mich voraus — wird gleich da sein!..“ Und wirklich hörten wir die Thürklinke drücken, der Vater trat ein und wurde von uns Kindern umringt. „Aus ist's“, erzählte der Vater nach einer Pause der Bewegung. „Schon hat der Bohmann die Hand hingehalten und ich will einschlagen — da hör' ich das Margerl weinen und dich sagen: mir ist so bang. . . und vorbei ist's auf einmal; ich hab' keinen Muth und Willen mehr — alles wankt um mich her; — ich sage: Nein! — und wir bleiben, wo uns Gott hingesezt hat! . .“

Da gab's einen großen Jubel. Weinend und lachend hiengen wir uns an den Vater, dem die Mutter die Hand reichte, indem sie sagte: „Jetzt ist alles wieder gut!“ Knechte und Mägde, die schwer sinnend auf den Wandbänken herumgesehen, zogen sich freudig erregt zurück und Magenz sagte, schon zwischen der Thüre: „Schön ist's wieder auf der Welt!“ Und die Freude dauerte am andern Tage und Wochen lange noch fort. Zahlreich erschienen die Nachbarn und wünschten Glück; erschienen wir Kinder vor einem Hause im Dorf, so sprang die Jugend heran, die Erwachsenen gaben uns die Hand und sagten: „Recht ist's, wir bleiben bei'nander!“ Licht und Luft schienen heller, froher. Das Frühjahr war da, Wiesen und Gärten grüntten, es schien als geschehe es uns zu Liebe und noch in der Erinnerung erscheinen mir Elternhaus und Heimat wie von untergänglichlicher Verklärung umflossen . . .

## 13.

### Stunden der Andacht. Brüderl „Johannesle“. Eine Segensstunde.

Der Freude über den Sieg im Kampf ums Elternhaus war inzwischen — und zwar gleich am Morgen nach der Entscheidung — noch ein ganz besonders weisevoller Herzensact gewidmet worden.

Im Garten, hinter der Scheuer, standen drei Birnbäume, die uns von frühester Kindheit an lieb und merkwürdig waren. Der mittlere und ansehnlichste derselben trug kleine, rothwangige, genießbare Früchte, die wir „Honigbirnen“ nannten zur Unterscheidung von den bitteren Früchten der Nachbarbäume, die nur in gekochtem Zustand genossen werden konnten. Dafür waren diese Bäume um so fruchtbarer, hiengen jedes Frühjahr voller Blüten und boten den Sommer über lieben und reichen Schatten. In diesem Schatten zu spielen, wachend oder schlafend zu ruhen, war uns Kindern sehr anziehend; dahin floh oder schlich ich auch, wenn mich Freude oder Betrübniß besonders tief ergriffen hatten. Als eines Tages die Mutter erkrankte und der Geistliche „versehen“ kam, lag ich unter diesen Bäumen auf den Knien und stammelte eine Bitte an den Himmel um Hilfe für die Mutter; als der Vater einmal an der „Heinzelbank“ sich eine breite Schnittwunde beibrachte und das Blut in hellem Strom hervorschoß, floh ich entsetzt unter meine Bäume, um nach himmlischer Hilfe zu rufen; aber als die Freude über die Rettung des Elternhauses das Herz glücklich machte, fehlte ich auch nicht unter meinen Bäumen, um entzückt etwas zu stammeln, das wie Dank eines Kinderherzens ausfiel... Bald darauf geschah es, daß mein alter Freund, der treue Wächter des Hauses: „Soltan“ aus dem Leben schied, und ein diesem sehr unähnlicher, kritischer Nachfolger ins Haus genommen wurde. Nur der Vater durfte ihm nahekommen; tagsüber mußte er an der Kette

liegen; nachts wurde er losgelassen und war ein gefürchteter Hüter des Hofes. Eines Tages führte ihn der Vater an der Kette in die große Stube, setzte ihm Nahrung vor und wollte ihn so geselliger und zuthulicher machen; da kam mein jüngeres Brüderchen Johannesle dem Futtertopf etwas nahe — die Bestie riß sich aus den Händen des Vaters los, sprang an dem Brüderchen empor, faßte mit wüthenden Tagen dessen Schultern und hatte blichschnell das halbe Gesicht des Kindes zwischen den Zähnen. Entsetzt sprang der Vater zur Hilfe und wer in der Stube war — zu spät; ein Blutstrom schoß aus zwei tiefen Wunden ober und unter dem linken Auge, dieses, ja das Leben des Brüderchens selbst schien verloren. Während man wusch und verband und das Kind zu Bette brachte, war der Hund durch die offene Thüre entflohen und trieb sich wie ein schuldbewusster Verbrecher in der Nähe des Hofes herum. Aber nicht lange; mit der geladenen Hausflinte folgte ihm der ergrimnte Vater; — ein Knall — die Bestie lag verendend in ihrem Blute . . . Das Brüderchen kam glücklicher davon als befürchtet wurde; zwei Narben, ober und unter dem linken Auge, erinnerten später allein an den Unglückstag: Auge und Leben des Brüderchens waren gerettet — und dazu glaubte auch ich beigetragen zu haben: die drei Bäume im Garten waren Zeugen meines Kniefalles, meiner Thränen und Fürbitte . . . Kam der Herbst und begannen die drei Bäume sich allmählich für den Winterschlaf zu entkleiden, so schienen sie noch bedacht, uns Kindern eine kleine Abschiedsfreude zu bereiten. Ihr Laub färbte sich so schön gelb und roth, daß es ein Ergötzen war, die Blätter an den Zweigen und später auf dem Boden wie holde Spielwaren ausgebreitet zu sehen. Wir waren dann frohgeschäftig, die schönsten Blätter auf unsere selbstverfertigten Wägelchen zu laden und die übrigen in sorgfältig geformte Hügel aufzuhäufen . . . Bei einer solchen Geschäftigkeit war es einst: ich hatte mein Wägelchen mit goldigen und rothen Blättern vollgeladen und begann, mit dem Rechen weit ausgreifend, die

dicht gestreuten Blätter in kleinere und größere Haufen zusammenzuziehen, als ich in einen wunderbaren Leibes- und Seelenzustand versetzt wurde. Die Arme wurden laß und stützten sich auf den eingezogenen Rechen; die Augen suchten den sanftblauen Himmel, von dem der mildeste Sonnenschein nieder sank, eine Wonne, unsäglich erquickend und rührend, bebte mir im Herzen, es schien sich eine zarte Hand auf meinen Scheitel zu legen und eine Stimme, leise wie das Athmen der weihewollen Luft, über meinem Kopfe hinzusprechen — die Stimme eines Vaters, der sich mild zufrieden äußert . . . Vermessen wäre es zu glauben, daß ein Augenblick, der schönste selbst des Kindesalters oder ein Moment des rühmlichsten Mannesalters der Gnadennähe des höchsten Wesens besonders wert befunden werde — allein nicht ausgeschlossen mag es sein, daß das Gemüth, gleichviel durch welche unfassbare Einflüsse, die höhere Empfänglichkeit erhält, die Nähe des ja immer Allgegenwärtigen deutlicher zu fühlen und an ihn sich in einem Wonneshauer wie das Kind an seinen liebevollen Vater anzuschmiegen. Der Augenblick ist mir unvergesslich geblieben und schien in Träumen später beseligend sich zu wiederholen — besonders in Tagen großer Bedrängnisse, die unlösbar schienen — und doch fast überirdische Hilfe brachten; ich gedachte der wunderbaren Segensstunde stets in höchster Freude, wenn mir wie ein holdes Wunder die Güte des Geschickes Hilfe brachte; — war in jener Segensstunde schon vorsorgend beschlossen worden, mir diese wunderbare Hilfe befreiend, rettend und erquickend zu gewähren? . .

## 14.

## Im Heim der Großmutter. Die „Steere“.

Eines Septembertages hatte ich mir ein Stäbchen aus Erlenholz geschnitten und gieng, das Stäbchen im Munde und mit den Fingern wie auf einer Clarinette spielend, über die

Bachbrücke gegen das Ausnahmehäuschen, als ich, an einen größeren Stein stoßend, vorwärts auf das Gesicht fiel und mir das Stäbchen durch den Mund in den Hals stieß. Die Großmutter, welche, wie immer während des Tages, am Fenster ihres Stübchens saß, bemerkte meinen Fall und hörte meinen Jammer, kam erschrocken und so eilig, als ihre alten Beine gestatteten, aus dem Häuschen, hob mich auf die Arme und trug mich beruhigend und tröstend nach ihrer Stube, ließ mich den blutenden Schlund mit Wasser ausspülen und trug dann alles herbei, was mich erfreuen und ergötzen konnte, selbst den köstlichen und sorgfältig verwahrten Vorrath von Honig. Als ich ruhig geworden und den nur flüchtigen Schmerz überstanden hatte, wurde meine Mutter von dem glücklich überwundenen Unglück benachrichtigt und gebeten, mich den Tag über im Häuschen bei der Großmutter zu lassen. Letzteres Ansuchen wurde erst bewilligt, nachdem die Mutter von meinem Wohlbefinden sich überzeugt hatte. Ich blieb also den Tag und auf besonderes Andringen der Großmutter auch die Nacht und den folgenden Tag im Ausnahmehäuschen und da mir die große Liebenswürdigkeit und Pflege gar wohl bekam, so hat ich endlich selbst, noch länger bei der Großmutter bleiben zu dürfen. Die Mutter, die vom Hauswesen und von den vielen, zum Theil kleinen Geschwistern ohnehin übermäßig in Anspruch genommen war, gewährte mir die Bitte umso mehr, als sie mich besser versorgt und überwacht erachten durfte, als sie selbst zu thun in der Lage gewesen wäre. So erlebte ich eine Kinderepisode, die mir bis ins späte Alter unvergesslich geblieben ist. Vier Wochen blieb ich ganz bei der rastlos aufmerksamen und lieben Großmutter; ich aß besser als im Elternhause; selbst das Bettelchen kam mir weicher und wärmer vor; alles, was mich erfreuen und zerstreuen konnte, wurde mir gewährt. Das Stübchen der Großmutter war mir von frühern Besuchen her schon lieb, ich hatte stets in der Schublade des Tisches etwas gefunden, das mir überraschend war und blieb, z. B. alte Bilderbücher, von denen der ver-

storbene Großvater ein Verehrer war, darunter das damals berühmte und beliebte illustrierte Volksbuch: „Simon Strüff“. Das alles gehörte nun sozusagen mir allein und wurde täglich durchsucht und durchgenossen; eines Tages fand ich unter viel älteren Gerimmis auch ein kleines Sträußchen aus Kunstblumen, von dem Begräbnistage des „Engelchens im Abendstern“ her. Als ichs der Großmutter zeigte, blieb sie stumm und sehr ernst; ihre im Häuschen lebende, noch unverheiratete Tochter aber nahm mir das Sträußchen lebhaft aus der Hand und sagte weinend: „Das wolle sie behalten!“ Ich verstand das alles nicht. Natürlich mußte zur Beschäftigung und Zerstreuung immer wieder was Neues herbeigeschafft werden, und so nahm die Großmutter endlich auch zu einer besonderen Gunst ihre Zuflucht, sie ließ mich in ihr vergoldetes Heiligthum, ihr Hauptgebet- und Erbauungsbuch, den „Himmelschlüssel“ Einsicht nehmen. Sie erreichte dadurch den Zweck, mich zu fesseln und stundenlang stille zu erhalten, ganz nach Wunsch. Lesen konnte ich noch nicht, aber die vielen Bilder, die in den Text gedruckt waren: grelle, auf die religiöse Stimmung heftig wirkende Szenen, lernte ich mit Hilfe der Erklärungen der Großmutter gar bald begreifen und konnte sie, wenn auch zum Theil mit grauenhaftem Erstaunen, nicht oft und lange genug betrachten. Wie die armen Seelen im Fegfeuer brennen: klägliche, jammernde Gestalten, die nur von der Brust an über die Flammen herausragen und flehend die Hände über die Köpfe heben, war nur mit warnendem Entsetzen zu sehen; nicht minder erschütternd war der Sturz der gefallenen Engel abgebildet: herrliche Gestalten, so lange sie am Wolkenrand des Himmels stehen, nach und nach aber im Falle sich in Fragen, Scheusale, Teufel verwandeln, die unten in der brennenden Hölle von wüthenden Höllenbewohnern mit glühenden Heugabeln empfangen und aufgespießt werden. Das „jüngste Gericht“ und die „Auferstehung“ konnten nur mit einem Gemisch von Staunen, Zerknirschung, Bewunderung, Erhebung betrachtet werden; die Erscheinung Christi an der Spitze der



Heerscharen beim „jüngsten Gericht“ ist mir seiner Schönheit, Erhabenheit und Segen ausstrahlenden Göttlichkeit willen unvergeßlich geblieben. Und doch wurde ich von andern Bildern, die Christus allein darstellten, noch inniger angezogen. Da war Christus, zwölf Jahre alt, im Tempel so schön und leuchtend dargestellt, daß ich nicht begreifen konnte, wie nicht schon damals ganz Jerusalem ihm glaubend und anbetend zufliehe; — schon die von seinem Haupte ausgehenden Heiligensstrahlen hätten, so glaubte ich, jeden, der ihn sah, überzeugen müssen, daß er der richtige Erlöser sei. Doch waren mir einige weitere Bildnisse Christi noch bedeutungsvoller. Eines stellte den Heiland dar, wie er empor zum Himmel blickt und zwei Finger der rechten Hand an sein auf der Brust sichtbares Herz legt; ein anderes läßt Christus sehen, wie er, in verklärter Gestalt, ein Kindlein am Abgrunde hinführt und vor der Gefahr des Absturzes behütet; doch übertraf an Wirkung ein drittes alle andern Christusbilder. Es war das Innere des menschlichen Herzens dargestellt, in welchem Christus, einen langstielligen Staubbesen in der Hand, beschäftigt ist, alle bösen Eigenheiten des Herzens in Gestalt von Ungeziefer, Würmern, Schlangen u. s. w. zusammen- und hinauszuföhren in ein draußen hellaufloderndes Feuer . . . Bei Betrachtung des „Himmelschlüssels“ blieb ich nur einige Tage allein; nach und nach fand sich ein Brüderchen, dann auch ein Schwesterchen ein, mir Gesellschaft zu leisten, und als dabei bemerkt wurde, wie gut und lieb ich von der Großmutter verpflegt wurde, erschienen die jüngern Geschwister immer zahlreicher — besonders zur Essenszeit — um auch etwas von den guten Sachen, die mir vorgesetzt wurden, für sich zu erobern. Die Großmutter lachte anfangs über die auffallende Vorliebe für ihr Ausnahmehäuschen, machte aber nach einigen Tagen doch wohlwollende Bemerkungen über die Unmöglichkeit der Bedienung so vieler lieben Gäste und würde vielleicht noch deutlicher zur Abwehr geredet haben, wenn nicht ein Ereignis beigetragen hätte, die Großmutter nicht nur von den Besuchen

meiner kleinen Geschwister, sondern auch von mir, ihrem mehrwöchentlichen Hauptgaste, zu befreien. Die Zeit der sogenannten „Steere“ war gekommen und machte das Elternhaus, das heißt: die Elternstube, für längere Zeit außerordentlich anziehend. „Steer“ nannte man das Arbeiten von Schustern und Schneidern in den Bauernhöfen, besonders vor dem Kirchweihfeste (Mitte October); zu diesem Feste wurde in den Familien Groß- und Klein ganz oder zum Theil neu bekleidet. Die Schneider (Meister, Gesellen und Lehrjungen) pflegten zuerst anzurücken und um den großen Eßtisch Platz zu nehmen. Der Meister schnitt zu, die Gesellen nähten die feineren und schwierigeren Kleidertheile und wiesen den Lehrjungen untergeordnete Arbeiten zu. Diese Geschäftigkeit in der Nähe, im Elternhause, zu bewundern, Jacken, Hosen, Westen neu entstehen zu sehen, war nun erstaunlich interessant und wenn es ein eigenes Kleidungsstück galt, unsäglich anziehend. Dazu kam, daß Meister und Gesellen gelegentlich solcher Hausarbeiten ihren besten Humor mitbrachten und während ihrer Arbeiten unerschöpflich waren an Geschichten, Schnackn und drastischen Einfällen, so daß der als Werkstatt benützte Eßtisch den ganzen Tag umringt war von neugierigen und belustigten Erwachsenen und Kindern. Nach den Schneidern erschienen die Schuster (wieder Meister, Gesellen und Lehrjungen). Ihnen wurde die Mitte der Stube eingeräumt, wo vor dem Stuhl des Meisters im Halbrund Gesellen und Lehrjungen ihre Stühle und Werkzeuge aufstellten und vom Meister ihre Arbeiten zugetheilt erhielten. Die Geschäftigkeit der Schuster: Lederzuschneiden, Klopfen, Nähen mit Ahle und gewichsten Hanffschnüren bot nun wieder ein ganz anderes und merkwürdiges Bild, das sich mit Leder- und Pechgeruch dem Gedächtnis und den Geruchsnerven tief einprägte. Schuster-Meister und Gesellen waren mit Humor, Geschichten und Einfällen nicht weniger ausgestattet als die Schneider und wußten ihren zahlreichen Zuhörern ebenfalls an Belustigung Unererschöpfliches zu bieten. Für uns Kinder kam aber der Hauptmoment der Unterhaltung, wenn das Mittagessen

aufgetragen wurde und die Schuster sich mit Knechten, Mägden und älteren Geschwistern um den großen Eckisch niederließen. Das war der Moment, wo wir jubelnd nach den leer stehenden Schusterstühlen stürmten, um alle Arten von Arbeiten: Lederschneiden, Klopfen, Nähen mit ernstern Mienen und Geberden nachzuahmen, wobei das Erste und Nächste immer war, daß wir mitsammt den Stühlen hinfielen zum großen Ergötzen der Tischgesellschaft; denn die Schusterstühle haben nur drei Füße und verlieren bei der geringsten Wendung das Gleichgewicht . . . Während dieser Zeit der „Steere“ kam ich kaum dazu, die Großmutter zu besuchen, die Arbeiten und Belustigungen in der Elternstube waren zu wichtig und anziehend; erst als aus den Händen der Schneider eine neue Weste und neue Hose hervorgiengen, sprang ich mit diesen nach dem Ausnahmehäuschen, um die Herrlichkeit der Großmutter zu zeigen. Da wurde ich aber für einige Tage wieder abgefangen und bei der Großmutter festgehalten. Sie hatte ein Kästchen mit Wasserfarben und Pinsel entdeckt und überließ es mir zu beliebiger Benützung. Das war der Anlaß zu einer merkwürdigen Periode der Malerkunst. Was an Bildern nur farbenbedürftig war, erhielt an Roth und Blau und Grün sein reichlich Maß von Verherrlichung; die Bilder im „Simon Strüß“ und in den Kalendern prangten bald in allen Farben, insbesondere wurde die Mutter Christi, die die Großmutter eigens von der Wand und aus dem Rahmen nahm, mit den schönsten Farben bedacht, das frei niederwallende Kleid leuchtete bald im hellsten Himmelblau . . . Aber die „Steere“ der Schuster entzog mich schon am dritten Tage wieder dem stillen Heim der Großmutter und hielt mich fest bis zum Abzug der Meister und Gefellen; — auch später schlich ich nur ab und zu einmal nach dem Ausnahmestübchen, im Elternhause bot das Leben und Treiben doch mehr Anregung und Zerstreuung . . . Für diese scheinbare Vernachlässigung erhielt indessen die Großmutter im nächsten Frühjahr einen Beweis der Anhänglichkeit, der sie ihr Leben lang erfreute und ergötzte. Vor Pfingsten ist es

üblich, in dem Dorfe so laut und anhaltend als möglich mit den Peitschen zu knallen. Dies Knallen ist gegen die Hexen gerichtet und es konnte nicht fehlen, daß vor manchem Hause, in welchem ein mißliebigeß altes Weib wohnte, von Groß und Klein heftig geknallt wurde. Nun wurde meine Großmutter zu diesen mißliebigen Weibern durchaus nicht gerechnet, aber ein boshafter, vielleicht heimlich dazu angeleiteter Knabe erfrechte sich doch, gegen Abend vor dem Ausnahmehäuschen Stellung zu nehmen und anhaltend gegen dasselbe hinzuknallen. Die am Fenster sitzende Großmutter protestierte heftig gegen die freche Beleidigung, ohne etwas auszurichten; erst als ich aus den Fenstern des Elternhauses das Treiben des tollen Knaben sah und ein paar ältere Brüder aufrief, mir bei der Vertreibung des Verbrechers beizuspringen, da wurde rasch und gründlich abgeholfen. Der Knabe wurde während des heftigsten Knallens rückwärts angefallen, zu Boden geworfen und durchgehauen, dann wieder aufgehoben und davongestäubt. Der Großmutter gefiel diese Ehrenrettung ganz ausnehmend, besonders mein oft wiederholter Ruf: „Ma Ra'l is koa Höx!“ (Meine Großmutter ist keine Hex!) Schwere Butterschnitten mit Honig waren unsere nächste Belohnung . . .

## 15.

**Kindergänge. Die Auswanderung ins Banat.**

In einem großen Haus- und Familienwesen, das dem Oberhaupte zahlreiche Sorgen und Geschäfte und der Geschäftin desselben viele und mühselige häusliche Anliegen zuweist, pflegt bei reichem Kindersegem die Elternsorge meist den allerjüngsten, weil am hilfbedürftigsten Kindern zugewendet zu werden, die ältesten folgen bereits einer anerzogenen Lebensweise, die wenig mehr der Weisungen und Befehle bedarf, und die aus dem hilflosen jüngsten Alter tretenden, die drei- und vierjährigen Kinder, wenn sie nicht ab und zu zum Wiegen oder zur Aufsicht der Jüngsten bestimmt werden, genießen die

beisidebene, aber sehr erquickliche Freiheit, im Hause oder in der nächsten Umgebung desselben ihren Spielen, Träumen, Entdeckungen unbeschränkt nachgehen zu können. So wurde es auch in meinem Elternhause gehalten und mein traumseliges Wandern, Spielen und Beobachten, als mir noch zwei Geschwisterchen, ein Mädchen und ein Knabe, gefolgt waren, denen die nächste Sorgfalt der Mutter gehörte, zählt noch jetzt zu den seligsten Erinnerungen. Halbe Tage lang war ich mir selbst überlassen und ohne all' die Spielzeuge, die man Stadtkindern so überreichlich bietet, wurde ich fort und fort durch Menschen und Dinge, besonders aber durch die Erscheinungen der Natur angezogen, beglückt und zerstreut. Meine Freude über das Erscheinen der gelben Butterblume, die im Frühjahr an feuchten Wiesenstellen erschien, während der Boden ringsum noch kahl war und die Spuren der kaum verschwundenen Schneedecke zeigte, ist nicht zu schildern; rückten nun die wärmeren Tage vor, sproßte hinter schützenden Bäumen das neue hellgrüne Gras und spielte im Windhauch, da lag ich entzückt davor und wurde nicht satt, mich daran zu ergötzen; rief das siegende Frühjahr weitere Wunder hervor, prangten Hügel und Wiesen in neuem frischem Grün, durchwirkt mit Schneeglöckchen und Maßliebchen, zu denen sich hunderte von Blumen und Blüten gesellten, da galt es, süßschauernd unter ihnen zu ruhen und auf dem Rücken liegend ins Blau des Himmels zu starren und aus den ziehenden Wolken Gestalten zu entziffern: Schiffe mit Rudern, Reiter auf bäumenden Rossen, weißbärtige Riesenköpfe, erschreckende Berge, mit Eis und Schnee bedeckt. Doch kam noch besser, wenn die Bäume sproßten und Blüten trieben — mit ihrem Schmuck wetteiferte am Eckzaun des Gartens der wilde Rosenstrauch, dessen Blätter wie die Rosen köstlich rochen und der deshalb auch „Marien-Rosenstrauch“ genannt wird; zu ihm wanderte ich täglich mit Freuden und Zärtlichkeit; und von ihm weg gieng es durch eine Lücke des Zaunes hinaus ins freie Feld, wo mit den Saaten neue Blumen und Kräuter zum Vorschein

kamen. Überraschte das Korn den Scheitel des herumspürenden Knaben und wogte leise rauschend im Winde, da war es im dämmernden Schatten zweier Felder, auf schmalen Rain, gar traulich-einsam, die Bienen surrten, Ameisen und Grillen liefen in den Furchen, Marienkäferchen schaukelten sich auf Stengeln und Blättern und hie und da sank eine Lerche auf den traulichen Raum nieder, um sofort im Korn wieder zu verschwinden. Da war gewiß das Nest nicht weit — aber ins Korn zu treten war nicht erlaubt — doch auch nicht nöthig, um das reizende Wunder eines Lerchennestes zu sehen. Einst saß ich stille auf einem Rain, die Kornähren zweier Felder nickten über meinem Kopfe hin und her und schienen sich liebevoll zu küssen; der Brodem der Felder roch so gut und es war so viel Kleinleben herum zu sehen — da sang eine Lerche über dem Rain, noch knapp über den Ähren trillerte der Gesang — dann wurde es stille — die Lerche erreichte den Boden nicht weit von mir, lief den Rain entlang zu einer Wolfsmilchstaude, darunter sie verschwand. Ein Lerchennest! war mein entzückter Gedanke; geräuschlos schlich ich nach — aus der Staude rauschte die erschreckte Lerche auf — ich bog die Zweige der Staude beiseite — da lag das Nest mit fünf lieben punktierten Eierchen! Ich konnte mich nicht satt sehen an den Eierchen und an dem wunderbaren Bau des Nestes und zog mich endlich erst zurück, als die Mittagsglocke nach Hause rief und die Lerche unruhig über mir flatternd nach dem Nest und den Eierchen strebte. Von diesem Tage an war ich täglich ein stiller Beobachtungsgast bei dem Lerchennest, doch immer nur wenige Augenblicke, da ich belehrt war, daß die brütende Lerche in ihrem lieben Amt nicht gestört werden dürfe. Der Lohn blieb nicht aus. Eines Tages, als ich die Wolfsmilchstaude beiseite bog, lagen statt der Eierchen fünf leicht mit Flaum bedeckte Lerchelchen im Nest und rissen, ihre Mutter hungrig erwartend, die Schnäbelchen weit auf; sie wuchsen rasch aus, mit jedem Tage wurde ihr Federkleid dichter, die Auglein größer und gescheiter — und als ich

eines Tages meine Wochenvisite wieder machen wollte — waren die herzigen Jungen alle aus dem Nest entsprungen, auf und davon... Von solchen stillen Gängen kam ich oft spät nach Hause und die Mutter sah besorgt nach mir aus. Sie warnte dann eindringlich und nahm zu bedenklichen Sagen (z. B. „Der blutige Mann“, Sage aus dem Böhmerwald) ihre Zuflucht, die mich warnen und in der Nähe des Hauses halten sollten; der Vater aber sagte eines Tages: „Wenn der Beberl durchaus von uns weiter und weiter fort will, so werden wir ihn lieber ganz auf Reisen schicken — und ich will gleich morgen das Reisegewand bestellen: Hut mit Wachsleinwand, blauen Kittel über'm Anzug, Nägelschuhe, ein Ränzlein und richtigen Knüttelstock!“ Diese Bemerkung wirkte Wunder; ich wagte mich lange nicht über den Gartenzaun hinaus, die Erinnerung an den Kampf ums Elternhaus wirkte noch mächtig nach — „nur die Heimat nicht verlassen!“\*) Dazu kam bald ein Ereignis, das noch tiefer als der Kampf ums Elternhaus auf das Gemüth des Knaben wirkte und die Liebe für Elternhaus und Heimat mächtig stärkte... Zwei Fremde kamen in's Dorf; sie waren seltsam ungarisch gekleidet, ihre Gesichter hatte die Sonne fast braun gefärbt, ihre stolz gehobenen Köpfe bedeckten fast schirmlose kleine Hüthen mit straff sich bäumenden Federn und um ihre Hüften waren große Geldtögen gegürtet. Die Fremden traten lärmend, vielen unheimlich auf, aber sie mußten aufzureizen, Staunen zu erregen durch das Geld, das sie leicht und prahlend in Umlauf setzten; der fremdartig gesprochene Dialekt trug nicht wenig bei, das Besondere der Fremden zu erhöhen. Was diese in unsere Gegend geführt, war bald entdeckt. Sie kamen, wie sie bekannten, aus dem ungarischen Banat, wo sie große Wirtschaften besitzen wollten, und sie kamen, wie sie besonders versicherten, um noch andere glücklich zu machen. Sie schilderten

---

\*) Im „Bartel, das Knechtlein“ ist der Gedanke: „Ein Knabe will auf Reisen“ in heiterer Schilderung ausgeführt.

Ungarn und insbesondere das Banat wie ein Land, in dem Milch und Honig fließt, und als der nächste Eindruck etwas unentschieden blieb und noch Bedenken aufkommen ließ, — entdeckten sie sich als Landsleute, die die Heimat glücklich machen wollten. Man erkannte sie wirklich als zwei Federnhändler, die vor Jahren von einer Wanderung ins „Gäu“ nicht mehr zurückgekommen und verschollen waren. Ihre Erzählung, wie sie nach Ungarn gekommen und dort Land gefunden hatten, glich einem Abenteuer voll Wunder und Glücksfälle. Jetzt, erzählten sie weiter, werde im Banat, das zwei Ernten im Jahre trägt, ein großer fruchtbarer Landstrich unentgeltlich deutschen Einwanderern angewiesen mit herrlichem Fruchtboden, mit Wäldern und gesundem, trinkbarem Wasser; sie kämen, um ihre Landsleute aufmerksam zu machen und selbst nach dem gelobten Lande zu führen; jeder, der ihnen folge, könne darauf rechnen, daß er binnen wenigen Jahren Haus und Hof und bares Geld in Menge besitzen werde!.. Die Wirkung blieb nicht aus. Die Armen ergriff zuerst ein unheimliches Glücksfieber; nach und nach wurden auch die Besitzer kleinerer Wirtschaften von dem Auswanderungsfieber ergriffen und selbst Besitzer der größeren Höfe zeigten Lust, Haus und Hof zu verkaufen und nach dem gelobten Lande mitzuziehen. In meinem Elternhause gab es jetzt seltsame Scenen. Der Vater, schon früher ein vielgesuchter Rathgeber, war jetzt täglich von Wanderlustigen bestürmt und selbst meine älteren Brüder, die kaum der Schule entwachsen waren, gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß auch sie im Ungarland ihr Glück suchen würden, da unser Hof ja doch nur auf Einen vererbt werden könnte. — Aber mein Vater war taktfester, erfahrener, vorsichtsvoller. Er hatte in seiner Jugend schon die Welt gesehen, war mit einem Großfuhrmann im „Reich“ und in der Schweiz herumgekommen und wußte den Wert eines festen, wenn auch bescheidenen Besitzes zu schätzen. Er lobte zwar den Muth und die Lust der Leute, ihr Los zu verbessern und den Kindern ein dauerhaftes Glück zu gründen,



aber er warnte auch vor der Gefahr der Übereilung und Leichtgläubigkeit. Der einzelne, junge Mensch, sagte er, könne leichter wagen und im Unglücksfall sich schnell wieder finden, aber ein Familienvater müsse dreimal bedenken, was er thue und wage, denn er habe die Verantwortung für Weib und Kinder. „Mir gedenkt's noch,“ fuhr er fort, „wie zu Kaiser Josefs Zeiten ein gleicher Kummel losbrach und Leute der Heimat fortgezogen sind; denen ist's geglückt, im Banat Fuß zu fassen — aber da hat der Kaiser den Leuten Blockhäuser aufgestellt, für den ersten Viehstand gesorgt und die nöthigsten Hauswerkzeuge beistellen lassen. Wie steht's bei dem heutigen Aufruf? Ohne lange Mühe und Arbeit gibt kein Boden Brot und Früchte und vor leeren Händen weicht der Segen gern zurück. Laßt mich erst bei Amt anfragen; wenn's der Kaiser ist, der mithilft, so muß das Amt es wissen und dann kann man sagen: gewagt, gewonnen!“ Der Vater fragte beim Amte an — dort wußte man nichts von einer neuen Colonisation, man ließ die Leute auch warnen und ihnen Vorsicht anrathen; aber der gute Rath des Amtes und des Vaters war nicht mächtig genug, der in Schwung gebrachten Aufregung Halt zu gebieten, die Bewegung wuchs mit jedem Tage und endlich stand es fest, daß im nächsten Frühjahr der Auszug aus der Heimat stattfinden solle. Welche Austritte gab es da während des Winters im Elternhause! Jeder gute Rath, jede warnende Wohlmeinung wurde niedergeschrien — man erfuhr erst später, daß die ärgsten Schreier von den Agenten Geld erhalten hatten — ein älterer Mann ist mir unvergesslich geblieben, wie er sich stets an unserm Kachelofen niederließ und, kurzathmig, wie er war, seine schwache Stimme anstrengte, um seine Zuversicht, seinen festen Glauben an das winkende Glück, seine Begeisterung in die lärmende Versammlung hineinzurufen. Mein Vater mußte mit seinem guten Rathe Schritt für Schritt weichen und sagte endlich nur noch bedauernd: „Des Menschen Wille ist kein Himmelreich!..“ Das Frühjahr war endlich angebrochen; die Wanderlustigen hatten ihre ge-

ringe Habe in Ordnung gebracht, kleinere Wirtschaften waren verkauft und für die Reise und die ersten Ansiedlungen das nöthige Geld zusammengebracht. Da kam der Abschiedstag — ein etwas kühler trockener Frühjahrmorgen — große Leiterwagen mit Habseligkeiten und Kindern fuhrn durch das Dorf, die Erwachsenen, vielfach bepackt, giengen zu Fuße; — es war ein Zug, um ein Herz zu überwältigen, zu brechen. Vor jedem Hause und erst recht außerhalb des Dorfes gab es ein Abschied nehmen, das in die Gemüthter die tiefsten Wunden riß. Doch weinten die Zurückbleibenden mehr und lauter als die Auswandernden selbst. Diese wollten gefaßt und tapfer erscheinen und zeigten nur wenig nasse Augen, dagegen waren ihre Schritte nicht die kräftigsten und die Mienen ihrer vor unterdrücktem Weh erdfahlen Gesichter waren krampfhaft entstellt. Wir Kinder sahen meist nach unsern Spielgenossen, die auf den Wagen saßen und seltsam stille in die Welt schauten; unter diesen kleinen Auswanderern war auch ein taubstummer Knabe, einst ein wohlgelittener Spielgenosse, der fuhr schreiend und heulend an den Leitersprossen des Wagens hin und her und wurde noch gehört, als die Dahinziehenden bereits hinter dem nächsten Hügel verschwunden waren . . . Zwar ist ihnen damals alles Wohl, Heil und Segen nachgerufen worden — aber der Auszug hat zum Wohl der Armen nicht geführt, Heil und Segen sind ausgeblieben . . . Durch Böhmen und Oesterreich gieng die Reise ohne Unfall vonstatten; auch bis tief nach Ungarn hinein lauteten die Nachrichten noch leidlich; bei Beginn der Fußsten aber legte sich schwer auf das Gemüth der armen Wanderer und es sollte eine Ahnung sein von dem Unheil, das sich bald in erschreckender Gestalt einstellte. Auf meilenweiter Fußsta war es, wo die Auswanderer eines Abends eine einsame Schenke trafen und ihr Nachtlager aufzuschlagen gedachten. Die Wagen wurden in einen großen Hofraum geführt, in einer halbverfallenen Scheuer rüstete man Schlafstellen und nach dem Genuß von etwas Speiß und Trank begab man sich zur Ruhe. Bald fiel man auch, müde von der langen Tages-

reise, in tiefen Schlaf, trotzdem in der Czarda toll gelärmt und von Zigeunern aufgespielt wurde. Bei Anbruch des nächsten Tages folgte dem Lärmen Todtenstille in der Czarda, kein lebendes Wesen außer den Auswanderern war zu sehen; Wirt, Wirtin, deren Leute, die Zigeuner und übrigen wüsten Gefellen waren verschwunden — und mit ihnen die zwei Agenten, welche den Unglücklichen bisher als Führer gedient hatten. Man hatte in der Nacht die beiden Reisewagen geplündert und die besten Gegenstände davongeschleppt; die Agenten aber waren mit den gesammelten Ansiedlungsgeldern, die man ihnen anvertraut, davongegangen . . . Entsetzen, Verzweiflung, Rathlosigkeit übermannten die Armen gänzlich. Die Einen waren trostlos über ihren Verlust, die Andern, von wildem Heimweh überfallen, wollten sofort umkehren und selbst als Bettler zurückkehren, die Übrigen waren stumm vor Schmerz und Rathlosigkeit. Da trat der Brachmann, ein noch junger Mann, der daheim für sein Haus am meisten gelöst, und einen guten Rest des Geldes gerettet hatte, unter die Verzweifelnden, sprach ihnen Muth zu, hieß sie auf Gott vertrauen und versicherte: Was noch sein sei, solle allen gehören! Sie sollten mit allen noch vorhandenen Mitteln die Reise fortsetzen, in vier Tagen müßten sie an Ort und Stelle sein — dort würden sie Gott und gute Menschen finden und durch Arbeit sich wieder emporbringen! Die Ansprache wirkte. Man zog aus, gelangte endlich aus der Wüste in wirtbares Land und durch dieses in die Gegend, welche den Ansiedlern bestimmt sein sollte . . . Welche neue Heimsuchung! Das war nicht fruchtbares Land, das man den Armen anwies: es war ein weites, fast uncultivierbares Stück Urwald, das bisher kaum eines Menschen Fuß betreten hatte! Die kürzlich überwältigte Verzweiflung kam wieder; die zwei ältesten Personen starben während der ersten Nacht im Walde; manche wurden krank und besonders Kinder wurden vom Fieber befallen — auf Meilenweite fand sich keine menschliche Wohnung, kein Arzt und keine Hilfe!.. Und wieder war es der wackere

Brachmann, der die Verzweifelnden aufrichtete, nach kurzer Rast die Jüngerer zur Arbeit aufrief und einige ältere Männer nach menschlichen Wohnungen ausschickte, um Mundvorräthe und Werkzeuge zu holen. Allein nur wenige waren zum Bleiben zu vermögen. Heimzuziehen — und wäre es bettelnd und verschmachend — war der feste Entschluß der meisten — und diesen Entschluß führten sie auch nach kurzer Rast aus und wurden so die Boten, die zuerst die erschütternde Nachricht von dem verunglückten Auszug ausführlich und wahrheitsgetreu berichteten. . . Der Eindruck dieser Nachricht war ein unvergeßlich gewaltiger. Alle wandend gewordenen Gemüther fielen der Heimat wieder zu; ich sehe einen Kleinhäusler, der entschlossen gewesen war mitzuziehen, aber sein Haus nicht rechtzeitig genug an Mann gebracht hatte, noch heute, wie er zu meinem Vater in die Stube trat und ausrief:

„Alle Tage will auf die Knie fallen und den Heimatboden umhalsen, daß ich nicht mitgezogen bin!“

Das war die Stimmung aller; besonders der daheim gebliebenen Kinder! Es bedurfte Jahre, bis diese Stimmung, wie alles, was dem Wandel der Zeit und der Treue des Gedächtnisses anheimgefallen, nach und nach zu verblichen begann und neuen Eindrücken, Leiden und Freuden, endlich fast gänzlich wich; — fast gänzlich, sagen wir, da die Zurückgekehrten, besonders die Ärmsten derselben, lebende Erinnerungen bildeten und das Gemüth nicht ohne wehvolle Theilnahme ließen. Einer dieser Armen, der bei dem Auszug seine ganze Habe und nach seiner Heimkehr auch den Verstand verloren hatte, möge hier in seiner Eigenart als Narr und Bettler vorgeführt werden. . .

## 16.

## Der Himmel-Andres.

Die Stubenthüre geht auf, zwischen Klinker und Angel arbeitet ein Paar Arme und Beine herum, endlich geschieht

ein Ruck und eine Schwentung — eine lange Gestalt in bläulicher Zwirnjacke, einen Hühnerkorb auf dem Rücken, tritt rasch und verkehrt herein, stellt sich neben der Thüre auf, nimmt den vorne aufgestülpten Filzhut herab und drückt ihn mit beiden Händen gegen die Brust.

Bauer oder Bäuerin — wer eben in der Stube ist — fragt nun: „Andre'l, bist auch wieder da?“

Keine Antwort.

Der Bettler läßt seine etwas schielenden schwarzen Augen von Bild zu Bild an der Wand forschen, sein melancholisches, erdfahles Gesicht voll schwarzgrauer Bartstoppeln nimmt den Ausdruck leidensvoller Andacht an. Plötzlich ein Zucken der rechten Schulter, der Korb geräth in schiefe Lage, die Blicke haften auf einem Bild der heiligen Anna und der Andre'l sagt ganz für sich:

„Das ist's Mutter Annerl; ein Vater unser für's heilige Mutter Annerl; — Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name“ u. s. w.

Das Vater unser ist zu Ende, die starr-andächtigen Blicke Andre'l's sind auf das nächste Bild gerichtet. Die Bäuerin sagt: „Ist schon gut, Andre'l, und legt ihm ein Stück Brot in den Korb; aber Andre'l zuckt nur wieder mit der Schulter — der Korb kommt in die entgegengesetzte schiefe Lage; — jetzt hat er herausgebracht, daß das nächste Bild den heiligen Florian darstellt, er sagt:

„Das ist der heilige Florian; auch für den heiligen Florian ein Vater unser: Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name“ u. s. w.

So werden einige der ersten Heiligen „abgebetet“, man ist bemüht, die Andacht des armen Narren abzukürzen: „Schon gut, schon gut“, wird ihm zugerufen und etwa noch ein Kochlöffel Mehl in den an seinen Korb gebundenen Leinwand sack geschüttet; allein seine Blicke haften schon wieder auf einem Bilde, das er indessen nicht zu entziffern weiß. „Wer ist das?“ fragt er, von dem Bilde keinen Blick verwendend. „Die hei-

lige Genovefa" heißt es. Sogleich beginnt er mit besonderem Eifer und den ungeläufigen Namen verdrehend:

„Die heilige Venogeva; — auch für die heilige Venogeva ein Vater unser — Vater unser, der Du bist" u. s. w.

Nun setzt oder vielmehr haut er den alten Schlapphut auf den Kopf, stülpt den Schirm über der Stirn empor, so daß diese ganz frei vortritt, sagt sein „Vergelt's Gott!" und arbeitet sich mit seltenem Ungeschick durch die Thüre, die er stets zu wenig öffnet . . .

Sagt ihm draußen jemand: „Wieder recht allert, Andre'l?" so jauchzt er dreimale mit hellaufklingender Stimme gegen Himmel und geht viel schneller als er sonst zu thun pflegt, ja er betritt sogar das Nachbarhaus mit einem hellen Fodler. Das hindert aber nicht, daß er im nächsten Augenblicke wieder als melancholisch-unbeweglicher Beter an der Stubenthüre steht, den Blick auf die Glasglocke gerichtet, die über dem großen Eckisch am Drambaume hängend eine mit allerlei glänzendem Flitter geschmückte Taube enthält, die eine Hostie im Schnabel trägt.

„Das ist der heilige Geist", sagt er wie immer im Dialekt: „Auch ein Vater unser für den heiligen Geist — Vater unser, der Du bist in dem Himmel" u. s. w. . . .

Diese Gebete verrichtet er auch, wenn er in einer menschenleeren Stube sich befindet oder ohne Gabe weiter muß . . . Wehe aber, wenn ihm Jemand, Erwachsener oder Kind, zuruft: „Andre'l, willst ein Ei?" oder „willst ein' Laib Brot?" Da sind alle Himmelsfermenter los, er flucht den ganzen Ort entlang und die Augen werfen Feuer und Flammen. Meist eilt er dann mehrere Höfe vorbei, ohne einzusprechen, ja er verläßt den ganzen Ort, ohne eine Gabe zu beanspruchen . . .

Das war unser „Himmel-Andres". Kind und Kinds-Kinder erinnern sich des guten Narren . . . Jetzt ruht er freilich mit den Guten, die ihn freundlich beschenkt und mit den Bösen, die ihn oft geneckt haben, unter der Erde und er wird im Jenseits wohl einen bessern Posten als den eines

armen Narren erhalten haben . . . Ich möchte indessen nicht gutstehen, ob er, an der Himmelspforte anlangend und den heiligen Petrus erblickend, nicht die Hände gefaltet und gesagt hat:

„Das ist der heilige Petrus; — auch ein Vater unser für den heiligen Petrus: Vater unser, der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name“ . . .

## 17.

**Der erste Schulbesuch.**

Noch nicht fünf Jahre alt, verlangte ich mit Festigkeit, den Besuch der Dorfschule beginnen zu dürfen. Zwei ältere Brüder, welche die Schule im nächsten Dorfe besuchten, mußten sich heimlich auf den Weg machen, wenn ich ihnen nicht schreiend und weinend folgen sollte. Begütigungen aller Art, kleine Geschenke, gute Bissen, die mir die Mutter zuschob, halfen zunächst meine Sehnsucht bekämpfen; endlich, etwas vor dem schulpflichtigen Alter, beschloß man, dem Jammer ein Ende zu machen. Der Vater besprach sich mit dem Lehrer, der seine Zustimmung gab. Eines Tages zog mir die Mutter das Sonntagsjäckchen an, setzte mir die braune, mit rothen Täubchen bedruckte Zippelmütze auf, der Vater reichte mir ein neues A=B=C-Büchlein und sagte lächelnd: „Das Rechentäfelchen wird folgen.“ Mit einer gewissen Feierlichkeit nahmen die Eltern Abschied: „Behüt' dich Gott und lern' was Rechts“, waren ihre geleitsamen Worte, ich wurde von den Brüdern in die Mitte genommen und folgte beklommen. Wo wir unterwegs mit andern Dorfschülern zusammentrafen, wurde ich verwundert begrüßt, scherzweise angeredet und gelangte endlich, von einem Schwarm ausgelassener Schulgänger umringt, bis an den Eingang in die Schule. Hier nahm mich der ältere Bruder an der Hand und führte mich nach der Schulstube, wo der Lehrer bereits anwesend war. Er saß an einem

Tische zwischen dem großen Schulofen und der linken Bankreihe und schnitt den größern Schülern, die herumstanden, die damals ausschließlich verwendeten Schreibfedern aus Gänsekielen. Als mich die Brüder als neuen Schüler vorstellten — „Unsa Briladerl“ sagten sie — sah der Lehrer lächelnd auf, strich mit flacher Hand über meinen Scheitel, wies mit der Feder, die er in der Hand hielt, nach der nächsten Bank, in der die jüngsten Knaben saßen und hieß mich dort Platz nehmen. Schüchtern und verlegen ließ ich mich nieder, hielt mein A-B-C-Büchlein zitternd vor mich hin und wartete ab, was kommen würde. Als ich zwischen Furcht und Erwartung so dasaß, fiel mein Blick durch ein Fenster auf die ersten Häuser unseres fernen Dorfes und im Nu stand auch mein Elternhof vor mir, obwohl ich ihn nicht sehen konnte; ich sah die Tauben vom Dache fliegen, den Kropftauber voran, mit klatschendem Flügelschlag; ich sah sie im Hofe durcheinanderlaufen und Futter suchen; der Hahn und ein paar Hühner gesellten sich dazu und der große Hofhund suchte schnufend ein sonniges Plätzchen am Federngewölb; plötzlich sah ich mich vor dem großen Ofen in der Stube, die Mutter hebt eben eine Pfanne heraus und stellt sie auf die Ofenbank, um sie mit dem eisernen Wender umzurühren; ich roch den Mischnling aus Kartoffelmuzzi, Gerstenbrei und „Schoarenblattln“, — wie gut der Geruch mir in die Nase stieg! — und die Mutter schien mir eben, wie üblich, ein Stück zum Kosten reichen zu wollen; — da plötzlich ein allgemeines Geräusch, der Lehrer ruft „zum Gebet“, die vollzählig erschienenen Schüler erheben sich, falten die Hände und beginnen ihr Schulgebet, das mir unbekannt war; ich fühlte eine brennende Röthe mein Gesicht überziehen, da ich auch aufgestanden war, aber nicht mitthun konnte, erst als das Gebet mit einem „Vater unser“ schloß, that ich auch mit, was mich etwas beruhigte. Doch nahm der Unterricht seinen Fortgang nicht ohne mancherlei Erregungen. Der Lehrer hatte, ein Lineal in der Hand und damit zeitweise den Schenkel



klopfend, mehrere Rundgänge, durch die Schulstube gemacht und erst Lese- und dann Rechenübungen vornehmen lassen, als er plötzlich vor mir stehen blieb, mir den Kopf nach rückwärts bog und freundlich auf mich niederblickte; dann nahm er mich an der Hand, führte mich an den großen Schultisch, an dem er sich niederließ und sagte lächelnd: „Nun laß hören, was du schon gelernt hast!“ Er nahm mein Büchelchen, das ich noch immer fest in den Händen hielt, schlug es auf und deutete auf den ersten Buchstaben der obersten Zeile: „Hast du dir schon sagen lassen“, fragte er, „wie dieses Kerlchen da geheißt wird?“ Ich sagte leise und verzagt: „A“. Der Lehrer belobte meine großen Kenntnisse und fragte, ob mir noch einige Nebenmänner des Anfangsbuchstabens bekannt seien? Ich nannte b und c, dann blieb ich stecken. „Ei gut — gut“, sagte der Lehrer und klopfte mir die Wange. „Das reicht schon für das erstemal; geh' nun in der Sache weiter, lern' auch die nachfolgenden Kerlchen kennen und du kannst's noch weit bringen in der Welt!“ Er winkte einem größeren Knaben, befahl ihm, sich neben mir in der Bank niederzulassen und mich mit einer weiteren Reihe von Buchstaben bekannt zu machen; dann erhob er sich wieder und setzte seinen Rundgang fort, indem er die Rechenübungen auf der großen, schwarzen Holztafel fortsetzen ließ. Indem er sich dort mit einzelnen Schülern beschäftigte, hatten die in der Schulstube sich unbeachtet glaubenden Schüler ein arg anwachsendes Geplauder begonnen; der Lehrer schlug mit der flachen Seite des Lineals auf die erste Bank, wo die ältesten Mädchen saßen und rief donnernd: „Nicht schwätzen!“ Ich verstand: „Nicht schwätzen!“ fuhr erschrocken mit dem Armel über die feuchte Stirn und mit den Händen in die Taschen; doch sollte meine Furcht bald noch beängstigender werden, denn einer der älteren Schüler hatte den Ruf des Lehrers unbeachtet gelassen und schwätzte und lachte unentwegt weiter, was bei der plötzlich eingetretenen Stille um so mehr auffiel. Der Lehrer rief den ihm wohlbekannten Mandalierer zu sich an die

Rechentafel, griff nach der an der Ofenwand hängenden Birkenruthe und maass dem Unglücklichen auf jede Handfläche zwei scharfe, sogenannte „Ferlen“ auf, die der Trotzige schweigend quittierte und grimmig lächelnd nach seiner Bank trug. Dort zeigte er seinen Nebenitzenden die Striemen auf den Handflächen, streckte die Zunge nach der Rechentafel aus und weinte dann, indem er den Kopf auf die Vorderbank legte. Der Knabe ist mir unvergesslich geblieben, er war talentvoll, immer aufgeweckt, freilich auch immer unbändig; er ist später Maler geworden und starb als viel beschäftigter Photograph in New-York. Aber mein erster Schulbesuch sollte mit diesem Ereignis seinen Abschluss noch nicht finden; ein viel tiefer wirkender Vorfall schloss sich an den eben vollzogenen Strafact. Eine Schwalbe war durch das offene Fenster in die Schulstube geflogen und wußte den Rückweg nicht mehr zu finden. Im Nu waren alle Kinder auf den Bänken und suchten die Schwalbe zu erhaschen, was nicht gelang, da sie an der Zimmerdecke furchtsam und vorsichtig hin und her flatterte und dem Lichte folgend, ab und zu an ein geschlossenes Fenster stieß. Der Herr Lehrer, der nach seiner Gewohnheit das Lineal wieder in der Hand trug, suchte ein paar mal den Flug des armen Vogels nach dem offenen Fenster zu lenken; da ihm dies nicht gelang und die lärmende Aufregung der Kinder allmählich lästig wurde, holte er plötzlich aus und führte mit seinem Lineale einen so geschickten tödtlichen Streich nach dem Thierchen, daß es lautlos ohne Zucken zu Boden fiel und zwischen meiner Bank und dem Schultisch mit weit von sich gestreckten Flügelchen todt liegen blieb. Die Wirkung war eine betäubende. Alle Schüler drängten sich um die arme Schwalbenleiche; Schauer und Mitleid prägten sich auf jedem Gesichte aus; nach dem Volksglauben war es eine arge Sünde, eine Schwalbe zu tödten, die, wie ein heiliger Vogel gehalten, in jedem Hause des Dorfes gastlich ihr Nest erbauen und unbehelligt leben durfte. Meine Bewegung war groß und wurde plötzlich durch den Gedanken wehvoller, daß

die verunglückte Schwalbe eine von denen sein könnte, die an unserm Hause und im Stalle ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten. Als daher der Lehrer, um dem Durcheinander ein Ende zu machen, den Unterricht schloß, der ohnedies schon die übliche Zeit überdauert hatte, lief ich mit den Brüdern spornstreichs nach unserm Dorfe und spähte nach den Nestern unterm Firsst und im Stalle, wo ich entzückt entdeckte, daß kein theures Haupt unserer Schwalben fehle; die Alten und die Jungen saßen, Mittagsruhe haltend, stillgereiht in ihren Nestern und streckten die schwarzen Köpfchen und weißen Brüstchen über die Brüstungen ihrer Nester. . . Natürlich mußte den Eltern von dem außerordentlichen Ereignis auch berichtet werden und ich that es ohne Verzug, mit oftmalß stockendem Athem. „Kommen die Schwalben auch in den Himmel?“ fragte ich am Ende. Der Vater lächelte und sagte: „Sicherlich; der himmlische Vater hat die schönsten Schwalbennester über seinem Fenster; dahin versetzt er die frisch ankommenden Schwalbenseelen und die haben es gut für und für!“ Ich war damit zufrieden gestellt, fragte aber auch noch: „Und der Lehrer?“ Der Vater erwiderte: „Ihm ist gewiß leid, daß sein Lineal so schwer getroffen hat; aber der himmlische Vater ist den Lehrern hold und hört gerne ihre Bitten; euer Lehrer wird gewiß auch ein gutes Wort für das ewige Seelenheil der armen verunglückten Schwalbe einlegen“. Jetzt war ich ganz beruhigt und berichtete, schon beim Mittagessen sitzend, über die weitem Denkwürdigkeiten des ersten Schulbesuchs. „Man darf in der Schule nicht schwitzen!“ war die nächste Merkwürdigkeit, die ich nun zum Besten gab. Große Heiterkeit am Mittagstische. Man fragte: Wie so? Aber die mit in der Schule gewesenen Brüder lösten endlich das Mißverständnis und damit war der Rest von Beklemmung beseitigt, den ich aus der Schule mit heimgebracht hatte; — die Mittagsglocke, die eben zum Gebet aufrief, aber zugleich an die Fortsetzung des Schulbesuchs erinnerte, fand mich rasch und wohlgenuth wieder an der Seite der Brüder auf dem Wege nach der Schule, der

mir während der nun folgenden Tage und Jahre fast ebenso merkwürdig wurde als die Schule selbst. Denn schon am nächsten Tage überraschte mich ein Erlebnis, das an ein Wunder grenzte. Ich hatte mir unterwegs eine Feldrübe ausgezogen, sie geschält und begann davon ein Stück zu genießen, als die Mittagsglocke anschlug und zur Eile mahnte. Ich legte die Rübe unter einen Stein und eilte nach der Schule; von derselben heimkehrend, suchte ich die Rübe wieder unter dem Stein und sah zu meinem höchsten Erstaunen an Stelle derselben drei hübsche, braungelbe Leimtafeln liegen. Die Tafeln hervorholend und hoch haltend, lief ich, gefolgt von den Brüdern und Mitschülern, spornstreichs nach Hause, um, wie gewöhnlich, dem Vater die überraschende Neuigkeit zuerst zu berichten. „Was wird aus einer Rübe, die man unter einen Stein legt?“ rief ich, in die große Stube stürmend und die Leimtafeln sorgfältig unterm Jäckchen bergend. „Doch kein kalbsledernes Paar Stiefel?“ sagte Magenz zum großen Ergögen aller, die zu Tische saßen. Der Vater sagte lächelnd: „Nun, Beberl, Rübe bleibt sonst gern Rübe! Was ist sie bei dir geworden?“ Ich hielt die Leimtafeln triumphierend empor und erzählte, wie aus meiner Rübe Leim geworden sei. Verwundert und lachend ließ man die Tafeln von Hand zu Hand wandern und der Vater wollte eben das Wunder auf natürliche Weise erklären — als die Thüre aufgieng und der Dorfstichler hereintrat. Lächelnd erklärte er, wie er bei einem Gang nach dem Schuldorf die Leimtafeln bis zur Rückkehr unter einen Stein legte, dort eine ganz frischgeschälte Rübe fand, sie mitnahm und verzehrte — bei seiner Rückkehr aber die Leimtafeln nicht mehr fand; ein Schulknabe habe ihm verrathen, daß der Beberl die Tafeln gefunden und heimgetragen habe. . . Das Wunder war erklärt, die Tafeln wurden ausgeliefert und das Ereignis trug mir noch viele heitere Anspielungen ein; so sagte Magenz, nach Tisch an mir vorübergehend: „Na, Beberl, wie ist einem, wenn er aus den Wolken fällt?“ und am andern Morgen, als ich nach der Schule gieng, rief

er mir nach: „Weberl — derleb' nicht wieder so viel, m'r muß sich ja schämen, wenn du allein alles derleb'st — sind wir nicht doch auch Wer?“ . . . Wirklich schienen die großen Ereignisse für heute einem wohlthuenden Stillstande zuzuneigen; der Schulgang wurde ohne Zwischenfall zurückgelegt; in der Schule hatte alles in der gewohnten Ordnung begonnen, der Lehrer saß am großen Tisch und schnitt die Federn — als plötzlich eine feierliche Aufregung durch die Schulstube gieng; ältere Schüler zeigten nach dem Fenster, durch das die Schwalbe vor zwei Tagen in die Stube geflogen war, der Lehrer blickte nach derselben Richtung und erhob sich schnell: er winkte einem ältern Knaben und gab das Zeichen des Glockenläutens — dann verschwand er einen Augenblick aus dem Zimmer und erschien in einem bessern Rocke wieder. „Schön brav fein, schön Ordnung halten!“ sagte er, „der Herr Katechet kommt!“ Und wirklich kam ein geistlicher Herr die Pflaster Höhe herunter, begrüßt von einer hastig anschlagenden Glocke, die zugleich anzukündigen hatte, daß in der Dorfkapelle einmal wieder Messe gelesen würde; ein seltenes und großes Ereignis. Indem wir uns auf unsern Plätzen stramm aufrichteten und nach der Weisung des Lehrers die Hände vor uns auf die Bänke legten, erwarteten wir den geistlichen Herrn, der, wie uns flüchtige Blicke durch die Fenster zeigten, seit seinem Eintritt in das Dorf vor jedem Hause ehrfurchtsvoll begrüßt wurde. Insbesondere Mütter, häufig Kinder mit sich führend, eilten vor die Häuser und küßten dem Pater die Hand, der Herr Lehrer trat vor die Schultüre, um den hochwürdigen Herrn zu erwarten und zu empfangen, und als dieser endlich in dem Schulzimmer selbst erschien, erhoben sich alle Schüler, um hell und kräftig den üblichen Begrüßungspruch herzusagen. Ich konnte wieder nicht mitthun, da ich den Spruch noch nicht kannte, stand daher mir hocherröthend unter den Nebenschülern und war in großer Sorge, daß der geistliche Herr mich fragen könnte, warum ich nicht auch mit den Übrigen ihn begrüßt habe. Doch der ehrwürdige Herr schien

mich nicht zu bemerken, überflog nur leichtthin die Bänke der Schule und nickte flüchtig mit dem Kopfe zum Zeichen, daß er für den Gruß schön danke; dann legte er den Hut auf einen Schrank neben dem Ofen und trat mit dem Lehrer an ein Fenster, vertraulich mittheilend, daß die Messe heute bereits gelesen sei und nur der Religionsunterricht stattfinden werde. Der Lehrer ließ das weitere Glockenläuten einstellen und der Katechet näherte sich den Schulbänken. Knapp vor meinem Plaze hielt er inne, holte eine schwarze runde Tabakdose aus der Rocktasche und schlürfte eine ausgiebige Priese, indem er nachdenklich über die Schüler hin nach einer Stelle der Zimmerdecke blickte. Er ordnete wahrscheinlich den Ideen- gang seines Vortrags, während ich über eine Entdeckung in ein wahrhaftes Entzücken gerieth. Denn die rechte Seite des geschlossenen Rockes, den das vom Fenster her schief auffallende Licht streifte, erschien, statt bisher in Schwarz, in entzückend schönem Weilschenblau, was meine Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn noch wunderbar erhöhte. Als die Dose wieder sackte in die Rocktasche geleitet war, die Hände des Katecheten einige Augenblicke sich in- und auseinander gewickelt hatten, begann der religiöse Vortrag und zugleich der Rundgang durch die Schulstube wieder. Der geistliche Herr — Pater Steinbach — sprach sehr schön, klar und bestimmt, kein Wort war gefehlt und in der lautlosen Stille der Schule hörte man neben dem Vortrag nur das taktmäßige, kräftige Auftreten der Abzüge der Röhrenstiefel, die damals bei Geistlichen üblich waren, über den Beinleidern getragen wurden, bis an die Knie reichten und unterm Knie mit zwei kleinen Quasten geziert waren. Der Vortrag begann mit der Schilderung der Schöpfungsgeschichte und gieng dann auf allerlei Kirchengebote und Gegenstände der Sittenlehre über. Zwischen dem Vortrag wies ab und zu der Katechet auf einen der größern Schüler, um ihn einen angefangenen Satz vollenden zu lassen. Dabei fiel mir auf, daß der Katechet besonders oft nach dem kürzlich abgestraften Mandalierer wies, der alle Fragen,

besonders die der Sittenlehre, vorzüglich beantwortete, wie denn viele sehr kirchlich Gesinnte alle Gebote der Religion und Kirche vortrefflich kennen, im Leben aber, in der Ausübung dieser Gebote oft gar schwerhörig an ihnen sich vorüberdrücken. Obwohl in unserem Elternhause frommer Sinn und religiöse Hinweisungen täglich in Übung waren, konnte ich doch aus dem Vortrag des Geistlichen nur wenig fassen, blieb an einzelnen Bemerkungen betroffen haften und überhörte sehr viel anderes. So machte mich gleich der erste Satz der Schöpfungsgeschichte: „Im Anfang war nichts als Gott allein“ ganz verwirrt; daß von der schönen Welt um mich einmal gar nichts vorhanden gewesen sein sollte — auch die Schule nicht, in der wir saßen, auch unser Dorf nicht, dessen erste Häuser ich in der Ferne sah — wollte mir durchaus nicht begreiflich erscheinen, so schön sich auch die Schöpfung aus der Schilderung des Katecheten allmählich entwickelte. Daß es licht wurde, daß Himmel und Erde entstanden, das Wasser sich von der Erde sonderte, das erschien mir ganz verständlich. Lebhafter nahm die Phantasie erst Theil an der Schilderung, wie auf Gottes Befehl die Erde zu sprossen begann, Gräser und Bäume hervorbrachte, die Vöglein in der Luft, die Fischlein im Wasser entstanden, das muthete mich traulich an; aber besonders erfreut athmete ich auf, als es hieß: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Thier und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet.“ — Regenwürmer und Schnecken waren es voran, die ich vor mir sah und von unserm Garten aus kannte... Bei den Schlussworten der Schöpfung: „Und Gott sahe alles an, was er gemacht hatte — und siehe da, es war sehr gut“ — ließ der Geistliche eine Pause eintreten und hielt wieder an der Bank vor mir inne. Er zog die Dose aus der Tasche und nahm wieder eine Prise mit Behagen; dabei fiel ein Theil des Tabaks auf mein Büchlein. Ich betrachtete den Tabak er-

schrocken, mein Mitschüler nebenan tupfte ihn aber mit dem Zeigefinger auf und führte ihn mit großer Berwegenheit an seine Nase. Ein heftiger Nieser verrieth seine Aühnheit, die vom Katecheten glücklicher Weise unbeachtet blieb, da er den Unterricht sogleich wieder fortsetzte. Es wurden nun die ersten Eltern erschaffen und nach Eden, ins Paradies, versetzt, wo sie nach kurzem seligem Leben von Gott versucht wurden und leider schlecht bestanden. Bei der Schilderung des ersten Sündenfalles erinnerte ich mich lebhaft an das Adam- und Evaspiel im Elternhause und ich konnte den Schluss des Unterrichts kaum erwarten, um nach Hause zu eilen und von den Wunderdingen des geistlichen Unterrichts zu erzählen. Als ich zu Hause zwischen den Mägden am Tische meinen Platz einnahm, mit langgestrecktem Arm nach der Suppenschüssel langte und mit großer Hast von den Merkwürdigkeiten des Unterrichts erzählte, namentlich mit Nachdruck die Versicherung des Geistlichen wiederholte: „Im Anfang war nichts da als Gott allein!“ sagte Maxenz, wie erstaunt den Löffel aufstemmend: „Wär' nicht übel, wo wären denn wir inzwischen und die ganze Welt gewesen?“ Diese Worte hörte ich noch ganz deutlich, dann wurde es dunkel um mich, ich streckte krampfhaft die Arme von mir, wurde blau im Gesicht und aus dem Halse pffte der Athem des Erstickens; ein Brocken Brot, den ich mit der Suppe geholt, war mir in die Luftröhre gerathen und stecken geblieben; nur einen Moment hörte ich noch ein grelles Aufschreien von Stimmen, eine Secunde noch und ich wäre verloren gewesen — da fiel wie eine Bombe eine Niesenfaust auf meinen Rücken und der Brocken fuhr aus der Luftröhre über den Tisch hin bis an ein Fenster. Maxenz hatte durch seinen Faustschlag mir wieder Luft gemacht und das Leben gerettet. Halb ohnmächtig trugen mich die Mägde der herbeigeeilten Mutter zu und an ihrem Herzen weinte ich mich allmählich wieder in das Leben zurück. . . Von diesem Tage an beherrschte mich eine arge Beängstigung, an dem Tische so gedrängt sitzen und so weit ausholend mein Essen



aus den Schüsseln holen zu müssen, auch wagte ich es nicht, während des Essens zu sprechen aus Besorgnis, es könnte mir wieder etwas „in den unrechten Hals“ kommen; daher deckte mir die Mutter für längere Zeit ein Ehrenplätzchen auf dem kleinen Tische, wo ich still allein aß und alle Berichte über merkwürdige Erlebnisse in der Schule sorgfältig vermied. Maxenz kam oft auf das Unglück am großen Eßtische zurück und entschuldigte sich immer wegen des groben Mittels, das er angewendet hatte, mich von dem Tode zu erretten. „Du mußt mir das nicht übel nehmen“, sagte er am ersten Tage nach der Rettung, „ich hab’ keinen kleinern Anittel gehabt als meinen Arm; und was willst auch von einem groben Bauernknecht? Das Beste ist doch, der Pfropfen hat sich aus dem Staub gemacht, du lebst; und weißt du was? Werde du später ein Engel, Heberl, und bleib’ recht lange bei uns, froh können wir auch da unter uns bleiben!“ Ich bezeugte ihm großen Dank, meine Anhänglichkeit wuchs mit jedem Tage, aber seinen Fragen nach neuen Erlebnissen in der Schule wich ich sorgfältig aus, da Maxenz diese Fragen immer mit einem freundlich-ironischen Lächeln stellte, so daß ich den Schelm dahinter merkte. Ich schwieg also bei solchen Fragen und lief entweder lachend davon oder sagte nur: „’s ist nix“. Und dennoch „war’s manchmal was“, in- oder außerhalb der Schule und ich will versuchen, nach mehr als siebenzig Jahren die Denkwürdigkeiten jener Anabenzzeit knapp und so gut als möglich hier nachzutragen. . . In der Schule hatte sich schon kurz nach meiner Lebensrettung eine große Denkwürdigkeit ereignet: es hatte sich ein Lehrerwechsel vollzogen und zwar, da dies während der Sommerferien geschah, in aller Stille und ohne alle Feierlichkeiten. Der bisherige Lehrer Johann Klima hatte die Schule im Pfarrdorfe Rothenbaum übernommen, wo er sich im Laufe der Jahre als Schulleiter in jeder Weise hervorthat, mit dem Namen eines Musterlehrers beehrt und vom Staate ausgezeichnet wurde. Sein Nachfolger in unserer Dorfschule (Hirschau) wurde dessen jüngerer

Bruder Andreas, ein lieber, braver, rühriger Mann, unter dessen Leitung ich den ganzen Umfang der Dorfschulkenntnisse erwarb. Lesen, Schreiben, Rechnen — soweit diese Kenntnisse in den Rahmen der Dorfschule gehören — waren sein Werk; später unterwies er mich auch in den Anfangsgründen des Clavier- und Violinspiels. Als ich bereits das Gymnasium besuchte und mich während der Ferien im Elternhause aufhielt, erschien er eines Tages, um seinen einstigen Schüler wieder zu sehen. Wir brachten eine Stunde in gemüthlicher Erinnerung dahin und am Schlusse bat er mich um einen neuen Text zu einem Begräbnislied. Ich erfüllte seinen Wunsch nach bestem Wissen und Gewissen und erinnere mich nur noch, daß der Text sehr herzbewegend war; — der gute Lehrer ist bald darauf nach einer Schule bei Bischofteinzig (Wassersuppe, wenn ich nicht irre) versetzt worden, wo er aber schon nach kurzem Wirken starb — und wohl unter den Klängen meines schmerzlichen Begräbnisliedes begraben wurde.... Über die Erfolge meines Schulbesuches geben wohl am besten Aufschluß die Plätze, welche ich nach und nach über Anordnung des Lehrers angewiesen erhielt. Von der ersten Bank linker Hand rückte ich im Laufe des ersten Jahres nach der dritten Bank aufwärts, in der ich etwa den Mittelfiß erhielt; im zweiten Jahre saß ich bereits in der obersten Bank der linken Bankreihe neben dem Fenster in der Mitte. Dort lernte ich durch Vermittlung eines Mitschülers den auf Lößchpapier gedruckten „Robinson“ kennen, dessen Erlebnisse mich unglaublich ergriffen. Eine weitere Ehrenstation eroberte ich in einer Mittelbank der rechten Seite der Schule, der dann ein Platz in der obersten Bank und zuletzt der Ehreniß Nummer 1 am Mittelfenster der Wand folgte. Hier fand ich in der Vorderbank ein säuberlich ausgeschnittenes Zellchen mit eingefügtem Glase, in welchem mein Vorgänger, der bereits ausgeschieden war, Fliegen einzusperrern und zu füttern pflegte. Da mir bange wurde, daß ich bei einer spätern Entdeckung als stiller Werkmeister der Zelle verdächtigt werden könnte,

machte ich gleich während der ersten Schulstunde den Lehrer aufmerksam, der sofort das Fliegengefängnis beseitigen und die Bantdecke ausbessern ließ.

## 18.

**Dorfschul-Erlebnisse im Winter.**

Der Winter, diese grimme Jahreszeit für lebende Wesen, war für uns Kinder doch eine Zeit großer Zerstreungen und Freuden, selbst bei Wanderungen nach der fernen Schule. Morgens, in voller Dunkelheit, wenn es bei herrschender Windstille dicht und unablässig schneite, war es ein durchschauernes Vergnügen, in dem lautlosen Flockenfall dahinzuwandern und suchte aus den Taschen die am Vorabend auf dem großen Kachelofen gerösteten Rübenspäلتchen zu genießen; wurde es lichter, so reizten die aufgehäuften Schneewände, mit ausgebreiteten Armen rücklings an sie hinzusinken und Leibesabdrücke darin zurückzulassen. War es sehr kalt und rundete sich der Schnee zu Kügelchen, die der Sturm schmerzlich gegen das Gesicht trieb, da war dem Kindervergnügen freilich wenig Anlaß gegeben, aber eine heitere Seite wurde dem Übel doch abgerungen, indem wir uns im Gänsemarsch ordneten, die größten voran, die kleineren eins hinter dem andern drein, wodurch wir, mit Ausnahme des Allervordersten, die Annehmlichkeit erzielten, daß wir Stirne und Gesicht hinter den Rücken der Vorschreitenden gegen Sturm und Schneegeschosse leidlich schützen konnten. Aber oft, erinnere ich mich, wurden Kälte und Schneesturm derart streng und erbarmungslos, daß wir die Lebenskraft erstarren fühlten und für Augenblicke Schutz suchten selbst nur hinter einem Zaun oder einem höhern Fahrwegrand. Besonders willkommen war uns in solchen Fällen eine kleine Kapelle, die zwischen unserm und dem Pfarrdorfe am Feldweg steht. Hinter dieser Kapelle kauerten wir dann eine Weile lautlos und enggedrängt, nur

froh, vor den Eiskrallen des Sturmes die Gesichterchen bergen zu können, die dann wieder Wärme fiengen und wie Feuer zu brennen begannen. \*) Ersatz für diese Unbilben fanden wir wieder an Wintermorgen, die, windstill und milde, die Wanderung nach der Schule besonders anziehend machten. Der Mond stand oft noch am Himmel, auf der ruhigen Schneelandschaft zeichneten sich die Linien der Wege etwas dunkler ab und hinter uns folgten Scharen von Raben und Elstern, die gewohnt waren, von uns gefüttert zu werden. Gefottene Kartoffeln, die wir mitführten, wurden zerdrückt und entlang des Weges gestreut; die Gefolgschaft, die sich knapp hinter uns fressend, kreischend und flatternd sammelte, diente uns zu großem Ergözen und folgte uns oft bis vor den Eingang in die Schule. . . In dieser selbst bot der Winter manches Eigene und den Kindern immer Willkommene. Der große, wohlgeheizte Kachelofen war von festem Holzgitter eingefasst, auf das wir sofort nach der Ankunft kletterten und in drastischen Gruppen hiengen, zappelten, ruhten. Kurz vor Beginn des Unterrichtes flog dann die Thüre des Schulzimmers auf und die „Herr Lehrerin“, wie man die Mutter des unverheirateten Lehrers nannte, kam fliegenden Schritts herein, in der Hand einen brennenden und rauchenden Wacholderbusch, den sie, durch die Gänge zwischen den Bänken eilend, lebhaft drehte und schwang, um die Schulstube gesund und angenehm zu durchräuchern. Das that auch noth; denn die Schulstube wurde im Winter an ganzen Unterrichtstagen nicht gelüftet, es sollte an Holz gespart und den Kindern aus fernern Orten, die auch über Mittag in der Schule blieben,

---

\*) Die Kapelle steht noch. Neben ihr, auf dem vorüberführenden Feldweg war, am 12. Juli 1885, als man so gütig war, meinen 70jährigen Geburtstag zu feiern, ein Triumphbogen aufgerichtet, den der Festzug unter Pöllerschüssen passierte. Der Bericht hierüber hat mich unfäglich wehvoll erschütterl. Festcomité und Gäste im Zug hatten keine Ahnung davon, daß der Jubilar oft hinter dieser Kapelle unter halb-erfrorener Kinderschar kauerte und Schutz suchte.

an Stubenwärme das Nöthige erhalten werden. Zu den über Mittag bleibenden Kindern gehörten auch die unseres Dorfes. Wir brachten daher an sehr kalten Tagen unser Mittagessen: übliches Gebäck, Butterbrot oder sonst ein Gericht, das kalt zu essen war, gleich in die Schule mit oder es wurde uns von ältern Brüdern oder Knechten kurz vor Zwölfuhrläuten das Nöthige in die Schule nachgebracht. Wie oft wurde da die Schultüre sacht geöffnet, ein freundlich-erröthender Kopf steckte sich dazwischen und richtete die Augen nach meinem Plaze; es war Maxenz, der mir in einem Tuch mein noch warmes Gebäck nachbrachte. . . . Schloß nun der Lehrer um elf Uhr den Unterricht und entfernten sich die Kinder des Schulorfes, da entstand unter den Zurückbleibenden ein fröhlicher Tumult, die mitgebrachten oder nachgesendeten Nahrungsmittel wurden hervorgeholt, gegenseitig versucht oder auch ausgetauscht, dann bestieg man die Bänke und saß einzeln oder in Gruppen herum oder erkletterte wieder das Holzgitter am Ofen, immer jubelnd, lachend, essend, mitunter auch durch kleine Balgereien die vom ruhigen Sitzen steif gewordenen jungen Glieder frisch und gelenkig machend. Der Beginn des Nachmittags-Unterrichts führte nach einer Stunde die übliche Ordnung wieder her, bis um drei Uhr das Schlußgebet gesprochen und die Thüre der Schulstube aufgemacht wurde, durch die wir, wie erlöst von beschwerlichem Zwang, ins Freie stürmten und ohne Unterlaß den morgens zurückgelegten Weg nach Hause eilten — wo nach flüchtigem Genuß des in der Ofenröhre warm gestellten Mittagessens die Winterfreude erst recht ihren Anfang nahm mit Schleifen, Schlittenfahren und Schlachtenliefereu mittelst Schneebällen. Die Abendglocke mahnte endlich zur Heimkehr, und in der Elternstube hatten sich inzwischen die an jedem Abend erscheinenden Nachbargäste eingefunden zu ernstern und heitern Gesprächen, zu Mittheilungen über die neuesten Ereignisse des Dorfes und der Gegend, zu Erzählungen von Ritter- und Räuber geschichten und insbesondere zu Erinnerungen an die großen Hungers-

und Kriegsjahre zur Zeit der Herrschaft des Länders und Völker übermächtigen Antichrists, des Soldaten-Kaisers Napoleons des Ersten. Bei letzteren Erinnerungen war mein Vater stets in seinem Element und seine Art zu erzählen bot gar drastische Schilderungen von Durchmärschen, Scharmützeln, Brandschakungen, Einquartierungen, Land und Leute ausplündernden Kriegeslagern. Zu solchen Schilderungen war mein Vater reichlich ausgerüstet durch Erlebnisse aller Art, die oft sogar sein Leben gefährdeten. Denn war ein Durchmarsch der Franzosen angemeldet, so flüchtete Jung und Alt nach den nächsten Wäldern und mein Vater mußte unter Beistand von ein paar beherzten Nachbarn und einer alten, riegelsamen Dienstmagd, für Hunger und Durst der Feinde, die immer sehr groß waren, Sorge tragen, durch kluge, maßvolle und eindringliche Vorstellungen den Zorn aufbrausender Officiere beschwichtigen, wenn die geforderte Brandschakung absolut nicht beizuschaffen war und beim Suchen nach Schlachtvieh und Futtervorräthen Ställe und Scheunen leer gefunden wurden. Kleine Geldgeschenke, die meinem Vater unter der Hand immer zur Verfügung standen, mußten schließlich dort das Äußerste abwenden, wo Klagen und Bitten ganz vergebens blieben. Von solchen Schilderungen lenkte mein Vater gerne zu den End- und Glanzpunkten jener Kriege ab: zu den Schlachten bei Aspern und Leipzig, und da wuchs er förmlich über seinen Stand hinaus durch drastische, hinreißende Schilderungen. Erzherzog Karl war sein Lieblingsheld, den er auch während eines Durchmarsches „der Unsrigen“ in Neumark einmal zu sehen die Ehre gehabt hatte. \*) Um derlei Erinnerungen aber nicht allzu ernst abschließen zu lassen, wurden an solchen Abenden auch heitere Kriegsanekdoten zum Besten gegeben, von denen eine hier Platz finden möge. Als Napoleon I. von der Insel Elba nach Frankreich zurückgekommen war und Europa wieder mit Angst und Schrecken erfüllte,

---

\*) Siehe das spätere Capitel: „Unser Eckisch.“

kam der sogenannte Armenvogt (Kriaga-Bingat) in Neumark, eine kleine, narrige Persönlichkeit, die aus Mitleid den Posten erhalten hatte und papiernen-Sturmhut und hölzernen Degen führte, auf den Marktplatz gelaufen und rief ein= über das anderemal: „Die Franzosen sind wieder da! Ich habe den Pferdeschweif auf dem Helm eines französischen Kürassiers gesehen!“ Man zog Erkundigung ein und was stellte sich heraus? Eine Kuh hatte, von Bremsen gestochen, zu „bisen“ (zu flüchten) begonnen und hatte, zwischen zwei Kornfeldern laufend, den Schweif hoch gehoben und geschwenkt; diesen Schweif hatte der tapfere Vogt gesehen und, noch vom Kriegsfieber erregt, für die Helmzier eines französischen Vorpostens gehalten. Der flüchtige Schrecken hierüber sollte dem bewaffneten Vogt jetzt übel heimgezahlt werden. Der Volkshumor trieb üppige Blüten; wer dem Vogt begegnete, schilderte ihm den überstandenen Schrecken und die üblichen Anstalten zur Flucht vor den Franzosen — so rief der Weidmüller, als er den Vogt erblickte: „Unglücksman — wie deine Meldung kam, hatt' ich nichts Eiligers zu thun, als mein Mülhrad auf den Rücken nehmen, zwei Mehlsäck unterm Arm und das jüngste Schweindl in den Sack — und damit dem Walde zu!“ — Der lustige Binder-Michel rief: „Franzosen da? Ich will nur schnell mein Weib nehmen und auf und davon mit ihr — vergreif' mich aber an der schönern Nabarin und gewahr's erst am nächsten Morgen, wo ich tapfer wieder heimkehr'; — naja“, setzte er hinzu: „hat doch die Sturzbaumliesl ihren Liebsten im Kleeforb auf dem Rücken nach dem Wald gerettet!“ — So gieng es fort und erheiterte die Gegend lange Zeit besonders an solchen Winterabenden . . .

## 19.

**Winter-Leiden und =Freuden.**

Erschien ein schulfreier Tag im Winter, dann gab es der Freuden und Erlebnisse im Elternhause, wie außerhalb des=

selben, nicht weniger als am schönsten Sommertage. Morgens nach ausgiebiger Bewunderung der zierlichen und schwungvoll gezeichneten Eisblumen an den Fenstern wurden größere und kleinere Münzen vom Vater erbeten, um sie zu erstaunlich treuen Abdrücken auf den Eisflächen der Scheiben zu verwenden. Die Münzen durften nur warm angehaucht, rasch auf das Eis gedrückt und sorgfältig wieder abgenommen werden, und das Bild des Kaisers mit Umschrift oder die Rehrseite mit dem Adler war fertig. Diese Münzabdrücke zerflossen aber bald bei zunehmender Wärme der Stube, dann wurden an deren Stelle, insbesondere nach dem Hofe zu, größere Ausichtsstellen vom Eise frei gehaucht, um zu sehen, ob das Brett mit Futter und Rosshaar Schnüren von den Vögeln, meist Ringelspazern und Ammerlingen, zahlreich besucht sei. War dies der Fall, so wurde vor das Haus geschlichen, plötzlich in die Hände geklatscht und gesehen, ob einer oder der andere der Vögel in den Schnüren sich gefangen habe. Zappelte einer, am Schnürbrett festgehalten, so wurde der arme Gefangene befreit, frohlockend nach der Stube getragen, im rückwärtigen Fach des Ecktisches in ein Nest gethan und reichlich mit Futter versehen. Ein Verbot des Vaters machte der Gefangenschaft der Vögel ein für allemal ein Ende, zu unserem großen Jammer. Bald aber wußte die Großmutter uns zu trösten, die den gefiederten Arrestanten Unterstand gab und ihnen sogar eine Hühnersteige einräumte. Ein besonders aufgeweckter Mitschüler war auf den Einfall gerathen, den gefangenen Sperlingen die Flügel zu beschneiden, ihnen aus rothem Wachs Kämmen auf die Köpfe zu kleben und sie so wie junge Hühnerchen in der Stube sich herumtreiben zu lassen. Die Sache machte sich zu possierlich, wir ahmten den Einfall sogleich nach und hatten bald eine Spazern-Hühnerschar von dreißig Kerlchen beisammen; aber ein neuerliches Verbot des Vaters, der dahinter kam, machte dem Unfug wieder ein Ende. Es durften keine Vögel mehr gefangen und ihre Flügel nicht mehr gestutzt werden; die einmal flugunfähigen durften behalten werden, mußten aber reichlich



Futter erhalten und wenn sie starben, ehrenvoll begraben werden. Das gab nach und nach rührende Begräbnisse; die Vogelleichen wurden, auf dem Rücken liegend, schön aufgebahrt, im Sommer mit Blumen und Blättern geschmückt und unter Abfingung von Kinderliedern im Garten in sorgfältig gegrabene Ruhestätten begraben. . . In meinen Schilderungen der Sitten und Gebräuche ist der Winterfreuden meiner Heimat mehrfach, aber bei weitem nicht erschöpfend gedacht. Die Schilderungen der Faschingsfreuden, des „Schönheits- und Stärketränkens“, der Gebräuche der schönen Weihnachts- und Neujahrstage sind noch reichlich zu ergänzen durch Mittheilungen über Spinnstuben-, Lese- und Volksspiel-Abende. . . Ich bin weit entfernt, mit vielen Anderen der Übertreibung zu hulbigen, daß im Volke ein Übermaß von Weisheit, Rechtsinn und Sitte herrsche, aber ich muß bekennen, daß ich noch viel weiter entfernt bin, die Ansicht derjenigen zu theilen, welche im Volke nur einen Ausbund von Roheit, Verworrenheit und Gemeinheit sehen. Ein Winterabend könnte manchen Uebelwollenden belehren, wie viel mehr Weisheit, Ernst, Humor und Lebensfreudigkeit z. B. in einer Spinnstube entfaltet wird als an Unterhaltungsabenden mit Vorträgen und Gesang in der Stadt. Das fröhliche Völklein der Spinnerinnen, zu denen sich die aufgewecktesten Burschen einfänden, ist an sich schon sehenswert; ergögliche Schnurren, Neckereien, hell aufklingende Gefänge wechseln ab; zwischen die Speichen der Spinnräder gelegte glühende Kohlen bilden ein artiges Feuerwerk, an dem sich jäh aufschnurrende Speiteufel lebhaft theiligen; das Schreien und Lachen der Mädchen wird verstärkt, indem die Stubenthüre sich öffnet und Burschen mit Larven hereintreten, zwischen den Zähnen glühende Kohlen führend, die durch den Athem angehaucht, den Mund bis zum Rachen wahrhaft erschreckend beleuchten. . . Ist frischer Schnee gefallen, der sich leicht ballen läßt, so genügt ein flüchtiger Aufruf, um die Spinnerinnen und Burschen in den großen Hofraum zu locken und eine mörderische Schlacht mit Schneeballwerfen zu entfesseln, in welcher die Mädchen sich durch

Tapferkeit und Ausdauer hervorthun; gerade die Burschen und Mädchen, die sich am meisten zugethan sind, feuern ihre Schneefugeln am rühhgigsten gegeneinander und es gelingt am Schlusse gewöhnlich nur einem concentrirten Angriff der doch überlegenen Burschen, um die Mädchen zum Rückzug nach der Spinnstube zu bewegen. Eine kleine Bewirtung der Hausfrau pflegt Sieger und Besiegte gewöhnlich sehr zu befriedigen und zu ergötzen. . . An Abenden, welche mehr beschaulicher Ruhe gewidmet sind, folgen den geselligen Besprechungen häufig Vorlesungen, die in mancher Hinsicht bezeichnend sind. Biblische Geschichten sind in erster Reihe üblich und immer willkommen. Die rührenden Erlebnisse des ägyptischen Josefs und seines jüngsten Bruders Benjamin können nicht oft genug gelesen werden. Von diesen bis zu den schwermirkenden Ritter-, Ränber- und Geistergeschichten, die sehr beliebt waren und noch sind, war ein großer Abstand, beinahe so groß, wie von diesen zu den während meiner Jugendjahre äußerst beliebten milden und erbaulichen Jugendschriften von J. Christian Schmidt, die von meinem Vater gerne vorgelesen und von seinen Zuhörern theilnahmsvoll angehört wurden. „Der Weihnachtsabend“ war meine Lieblingsgeschichte; wenn er vorgelesen wurde, setzte ich mich gewöhnlich in einen entfernten Winkel der Stube, um nicht beobachtet zu werden, wenn mich die Theilnahme an dem Schicksale des armen wandernden Anton heftig erfaßte und mir zahllose Thränen erpreßte. . . Nun gab es aber auch Winterabende, an denen alle geselligen Versammlungen entfielen und jede Familie einsam und wenig angeregt in ihren Stuben daheim saß. Es waren die Abende zur Zeit außerordentlicher Schneefälle und Kälte, die den Verkehr von Haus zu Haus fast unmöglich machten. Ich erinnere mich an Winter, die mit October begannen und im Monat Mai noch nicht ganz zu Ende waren; Mitte Mai stiegen wir Kinder oft noch in Hohlwegen auf klasterhohen gefrorenen Schneefschichten umher und feierten artige Schlittenfahrten. Es ist unsagbar, welche Schneemassen an solchen sibirischen Wintern

vom Himmel fielen und als gefrorene Schichten übereinander liegen blieben; die Kälte stieg in solchen Wintern manchmal bis zu 29, auch 30 Graden. Allem Leben und Gedeihen schien ein Ende bereitet zu werden; aller Verkehr stockte auf dem Lande; \*) nur einzelne kräftige Männer, in dicke Mäntel gehüllt, die weichen Röhren ihrer Stiefel bis über die Hälfte der Schenkel herausgezogen, unter ihren Hüten noch Zipfelmützen über dem Kopf und Verbandtücher um den Hals, wagten sich von Ort zu Ort. Waren solche Winter schon für Menschen bedrängnisvoll, so richteten sie unter den armen Thieren, die im Freien leben mußten, wahre Verheerungen an. Krähen, Raben, Elstern umlagerten hungernd die tief eingeschnittenen Häuser; Hasen und Rehe, die damals unter herrschaftlicher Pflege reichlich gehegt wurden, schlüpfen während der Abenddämmerung und Nacht scharenweise in die Hofräume und Gärten und nagten den Bäumen, deren Äste und Zweige auf hohen Schneewehen erreichbar waren, Rinden und Knospen ab. Die Bauern suchten sich für ihren Schaden dadurch zu entschädigen, daß sie in ihren Scheuern Luftlöcher öffneten, die Hasen hineinschlüpfen ließen und mit Knütteln zu Hunderten todtzuschlugen . . . Hunderten aber Schnee und Kälte den äußeren Verkehr im Dorf und mit den Nachbarorten, so gestaltete sich das häusliche Leben und Treiben in den abgeschlossenen Höfen umso lebhafter. Wir Kinder waren nie um Spiele und Beschäftigungen verlegen; der Vater und Magenz nahmen, der erstere in der Stube, der letztere im Stall, ihre „Heinzelbänke“ vor und schnitten Schindeln, Rechenstäbe oder verbesserten Schäden an den Hausgeräthen; der zweite Knecht und die Mägde mußten in freien Stunden, besonders abends, Bettfedern, die in den Handel kamen, schleifen, an welcher Beschäftigung wir Kinder uns auch gerne theiligten; war das Abendessen vorüber und für eine gemeinsame Beredung der Hausgenossen keine Anregung vorhanden, so nahm der Vater Anlaß, die Abendaudacht merklich

---

\*) Unsere Schulgänge waren oft wochenlang un möglich.

zu verlängern, so daß wir Kinder, wenn wir nicht früher zu Bett gebracht wurden, am Ende der Andacht gewöhnlich schlafend auf den Knien oder in einem Winkel hockend gefunden wurden... Als ein erfreulicher Umstand darf wohl bei dieser Erinnerung an jene sibirischen Winter nicht unerwähnt bleiben, daß die außerordentliche Kälte unserer Gesundheit ganz besonders zuträglich war und aus jenen Tagen mir kein Krankheitsfall im Elternhause oder im Dorfe erinnerlich ist; einzelne Vorfälle, die bewiesen, welche außerordentliche Widerstandskraft die menschliche Natur gegen grausame Winterheimsuchungen besitzt, sind mir aus jenen Tagen schauernd in Erinnerung geblieben. Den Einen dieser Vorfälle will ich hier für den werten Leser einschalten, da er auch Zeugnis gibt, wie selbst an den tollsten Wintertagen zeitweise ein Ereignis dem Volksleben Überraschung und Ergötzen bietet; das Intermezzo folge unter dem Titel:

## 20.

**Hartel, der Springer.**

Schneewirbel, so weit das Auge reicht; von den Dachrändern hängen lange Eiszapfen, Feld und Hohlweg bilden nur Eine weiße Fläche und im Dorfe wagt sich nur hie und da jemand zum Nachbar hinüber; — da wird unser Haus-  
thor aufgerissen, die Stubenthüre erhält einen Stoß und fliegt angelweit auf — und herein tritt hüpfend, johlend der Seewieser Hartel: — „vierzehn Jahre Soldat gewesen, immer seine Sach' auf Nichts gestellt;“ — die Zwillichjacke ist nicht weit genug herunter-, die Zwillichhose nicht weit genug hinaufgezogen, an den Hüften klaffen weite Risse im Hemd, so daß die helle Natur, von zwanzig Graden Kälte blauroth, ungeniert nach allen Seiten herausgrillt!

Kreuzfidel ist der Bursche hereingesprungen, kreuzfidel, den Bettelkorb auf dem Rücken, eilt er in der Stube hin und her, die ganze Gestalt raucht von aufthauender Kälte.

Der Vater sitzt am Eßtisch, die Mutter geschäftet am Ofen, die Mägde, auf der Wandbank hingereicht, spinnen, und wir Kinder sitzen schüchtern zusammengedrängt auf der „Sigel“ (einer als Bank dienenden Kleiderkiste).

Das natürlichste Theater ist fertig: rings herum Publicum, im freien Raum der Stube der „Narretheier“, dessen fahles, aufgedunsenes Gesicht wohl rasiert ist, dessen Militär-Schnauzbärtchen, wachssteif gedreht, stolz herausfordert und dessen Filzhütchen schwungvoll gegen ein Ohr neigt.

„Na, Hartel,“ beginnt endlich der Vater: „Hat's heute sein richtiges Maß?“ Er meint die Kälte.

Ein Jauchzer; dann ein Bänkellied — „'s kömt' schraffer sein“ — ist endlich die Antwort.

Mäßige Heiterkeit, die den Burschen veranlaßt, einen freudigen Satz zu machen und unversehens eine Spinnerin in die Wange zu kneipen.

Ein Schrei; Gelächter. Die Mutter beeilt sich, den Wildläufer aus dem Haus zu bringen und wirft ihm eine ansehnliche Gabe in den Korb; der Vater aber will wenigstens noch eine Erinnerung aus dem Soldatenleben des Wildläufers vernehmen und deutet gleich an, welche er meine? Der Bursche gibt seinen Soldatenstreich mit großer Bereitwilligkeit zum besten; er ist nicht von ehrenvollster Art, d'rum ist auch der Refrain der Erzählung nur: „Und wie ich meine Fünfundzwanzig bekommen hatte, hat mir wieder kein Mensch was sagen können!“

Mit dieser „Ehrenrettung“ setzt er sich wieder nach der Thüre in Bewegung und als ihm der Vater nachruft:

„Verfrier' nur nicht, Hartel!“ erhält er zur Antwort:

„Rauch' ich nicht alser Ganzer vor Hitze?“

Damit ist er fort, um im nächsten Hause seine Gastrolle weiter zu führen . . .

Jetzt freilich wird ers wohl billiger thun mit seinem heißen Blut, der Hartel. Denn wenn er noch lebt — und das wird er wohl schwerlich — so trägt er seine runden

hundert Jahre auf dem Rücken — und diese lieben es, ihren Mann fürsorglich in Flanell und Pelz zu hüllen — vorausgesetzt, daß die Verhältnisse einen solchen Luxus gestatten . . .

## 21.

**Von Geschwistern. Wandel in Wünschen und Träumen.**

Ich habe das Leben im Dorfe ein erweitertes Familienleben genannt und darf wohl im Hinblick auf Lebensweise und Ereignisse, die der ganzen Gegend gemeinsam sind, von einem erweiterten „Dorf-“ oder „Heimatleben“ sprechen; in Sitten und Gebräuchen, in Arbeiten, Denk- und Fühlweise prägt sich das Gemeinsame des Heimatlebens, das eigenartige Volksthum einer Gegend, vielgestaltig und farbenreich aus. Hier wäre nun, nachdem ich dem Leben im Elternhause ausführlich und nebenbei auch dem Leben im Dorfe flüchtig Ausdruck gegeben, der geeignete Moment, dem Heimatleben eine anschauliche Schilderung zu widmen, um zu zeigen, unter welchen engern und weitern Lebenserscheinungen ich geboren worden und herangewachsen bin; allein eine solche Schilderung würde zu weit führen und von dem Zwecke dieses Büchleins ablenken. Es genüge daher der Hinweis auf die Schilderungen des Volkslebens „Aus dem Böhmerwalde“, welche ich vor Jahren verfaßt und herausgegeben habe, um durch gelegentliche Lectüre jener Schilderungen zu ergänzen, was in der vorliegenden Darstellung nicht wohl Platz finden kann. Dieser Hinweis gestattet mir, bei dem Gegenstande dieses Büchleins, meinem Elternhause und dessen Bewohnern und Ereignissen, zu verbleiben und ich beginne mit einer Erinnerung an die bisher nur flüchtig erwähnten Geschwister, deren ältestes natürlich den geziemenden Vortritt hat. Der Erstgeborene erschien etwa zwölf Jahre vor mir auf der kleinen Bühne unsers Lebens und hieß Andreas. Er war insoferne vom Glück begünstigt, als seine Geburt in eine Zeit fiel, in der die Eltern

sich einiger fruchtbarer Jahre erfreuten und der Kinderzuwachs noch in ungewisser Ferne lag. Die Mittel reichten also ganz wohl aus, den Erstgeborenen studieren zu lassen; er erhielt die nöthige Vorbereitung, besuchte und absolvierte das Gymnasium in Klattau, bezog die Universität in Wien und erwählte dort nach den philosophischen Jahrgängen statt des Studiums der Theologie zur stillen Betrübnis der Eltern das Studium der Medicin und zwar als Zögling des damals in hohem Ansehen stehenden k. k. Josefinums, das zur Ausbildung von Militärärzten gegründet war. . . In meiner Erinnerung hat sich das Bild des Bruders festgesetzt und wohl erhalten aus den Tagen, da er als Studentlein seine Ferien im Elternhause zu verleben heimkam. Andreas war eine hübsche Erscheinung, über mittelgroß, dunkelblond, mit kräftigen breiten Schultern. Über den immer frischen, leicht gerötheten Wangen leuchtete ein Paar dunkelbrauner seelenvoller Augen. Aus diesen Augen sprach Charakter, Geist und Gemüth. Seinen Studien entsprach der Bruder ohne Anstrengung und während die Väter einiger Collegen zu Beginn der Ferien mit ihrer Besorgnis über den Fortgang ihrer Söhne nicht zurückhielten, sah mein Vater dem Zeugnis meines Bruders jedes Jahr mit Ruhe entgegen; und er täuschte sich nie. Zu diesem Bruder nun mußte mich zur Zeit der frühesten Kindheit eine tiefe Neigung und Verehrung hinziehen; wenn seine Heimkehr erwartet wurde, saß ich oft schon Stunden lang auf dem Felbrain einer Anhöhe und spähte nach einem Föhrenwäldchen, an dessen Rande er hervortreten mußte. Erschien er nun, ein Hänzchen umgehungen und den Spazierstock in der Hand, da war ich lautlos in der Höhe und sprang ihm entgegen, die Augen feucht von kindlichem Entzücken. Hand in Hand mit ihm, alle paar Schritte glücklich zu ihm aufblickend, legte ich dann den Weg nach dem elterlichen Hause zurück und war voll seliger Nührung, wenn die Nachbarn auf den Feldern, die herzuspringenden älteren Geschwister und endlich Vater und Mutter das heimkehrende Studentlein herzlich grüßten.

Auch so ein Studentlein zu werden, auch so willkommen heimzukehren und freundlich begrüßt zu werden, war der tiefinnigste Wunsch meines Kindesherzens, den ich aber geschämig nicht zu äußern wagte, bis von anderen Leuten halb scherzhafte Äußerungen fielen: es werde wohl nichts übrig bleiben, als daß ich auch studiere — weil ich daheim, auf Wanderungen durch die Felder und in den Wald an der Hand des brüderlichen Studentleins unzertrennlich zu finden war. Die erste ähnliche Äußerung im Elternhause kam über die Lippen des Vaters, als eines Tages Eltern, Geschwister und ein paar Nachbarn um den Eßtisch saßen und ich, dem Bruder Andreas zunächst gerückt, andächtig aufsaß und jedes Wort des Letzteren begierig hörte. Plötzlich legte sich eine Hand auf meinen Scheitel und der Vater sagte lächelnd zu dem Bruder: „Wenn wir gute Jahre haben und du kannst einmal was für den Beberl thun, so könnten wir ihn in Gottes Namen auch in die Studie geben!“ Der Bruder sagte: „Gern will auch ich was für ihn thun“, und sah lächelnd zu mir nieder. Die Versammelten nickten Beifall und lachten zum Theil wie über einen Scherz, der mich glücklich machen sollte; der Magenz, der von dem Vorfall hörte und mich nachmittags zu sich auf den Futtertrog hob, bemerkte ganz ernsthaft: „Alsdaun studieren sollst du, Beberl? Weißt du, daß ich jetzt weiß, wo du in Klattau als Studentlein wohnen wirst?“ „Wo?“ fragte ich sehr gespannt. „Am Reichsthor, rechts in der Flohgasse Nummer 1450, Sonnenseite.“ Ich sprang vom Futtertrog und rannte fort, in der Bemerkung Magenz' eine schelmische Ironie ahnend. Der Kleinknecht hatte die Bezeichnung meines Studentenquartiers gehört und verbreitete den Scherz im Hause und in der Nachbarschaft; ich hatte Jahre lang, zum Bedauern des Magenz, unter seiner scherzhaften Äußerung zu leiden, doch fand ich Trost in den Bemerkungen des Bruders, der mir ernstlich versprach, mir später zum Studieren zu verhelfen, wenn ich recht brav bleiben und in der Schule fleißig lernen würde; selbst in seinen Briefen an den Vater fehlte



selten ein besonderer Gruß an den „Beberl“. Allein Zeit und Umstände drängten nach und nach die „Flohgasse“ und den Gedanken an das Studium in den Hintergrund, da die Zahl der Geschwister sich mehrte und Elementarunfälle, Mißernten und Hagelschläge, sich einstellten. Der Bruder hatte das Gymnasium inzwischen verlassen und die Universität in Wien bezogen; er kam nur selten mehr nach Hause, da er die Ferien öfter bei einem befreundeten Geistlichen in Niederösterreich verlebte; doch griff auch Leben und Umgebung in meine Gedanken und Ideen leise umwandelnd ein, das Volksleben mit seinen frischen und vielfach ergötzenden Ausstritten trat dem Herzen immer näher und hielt die Ereignisse, die in der Welt vorfielen, in dunkler gleichgültiger Ferne. Heimat, Heimatleben und die Vorfälle im Elternhause waren dem Herzen über alles lieb geworden und beherrschten meine Neigungen und Wünsche, besonders seit auch drei andere Brüder herangewachsen waren und an den Sitten und Gebräuchen Antheil nahmen. Wenn diese Brüder an Sonn- und Feiertagen in der üblichen Volkstracht: rother Seidenweste, schwarzen hirschledernen Kniehosen, weißen Strümpfen und Schuhen in der Stube erschienen, war ich ganz Bewunderung; wenn sie dann im Rock und den mit einigen Blumen geschmückten Hut auf dem Kopf nach der Kirche giengen, hieng ich mich stets an die Hand des Einen oder Andern, um eine kleine Strecke mitzuwandern. War im Dorf Musik, da wollte ich die Brüder tanzen sehen und wußte mit einigen Kameraden, knapp bei den Musikanten, ein Winkelchen aufzufinden und zu behaupten. Die Musik erhöhte das Glück und den Wunsch, einmal, größer geworden und auch so schön gekleidet, mitzuthun. Nachts, wenn die Burschen jauchzend und singend durch das Dorf zogen, horchte ich im Bette aufrecht sitzend und glaubte die Stimmen der Brüder herauszuhören. Auch da einmal mitzuthun, erschien höchst anziehend; und als mein älterer Bruder beim Pfingstwetrennen theilnahm, der Erste über's Ziel hinschoß und dann die Feststange

mit der Fahne und den Pfeifen schwingend, belobt und bejubelt unter Musik in großem Gedränge nach dem Dorfe zurücktritt, war ich außer mir vor Entzücken und mußte öfter unter den Pferden hervorgeholt werden, um nicht zertreten zu werden, denn ich wollte immer zunächst neben unserm „Scheden“, auf dem der Bruder saß, mich durchdrücken. Wie schön, wie erhebend war das alles; Schöneres konnte die Welt nirgends bieten — darum wollte ich der Heimat für immer treu bleiben und in ihr glücklich werden, wie ich die Brüder glücklich sah und alle daheim glücklich wähnte. In jener Zeit spielten einige Vorfälle in unser heimisches Leben herein, die nicht den Eindruck machten, als ob in der Welt sich erbauliche und verlockende Dinge ereigneten. Eines dieser Ereignisse folge hier unter dem Titel — —

## 22.

## Die schöne Märrin.

Es war zur Zeit des Abendessens; die große Schüssel dampfte auf dem eichenen Eßtisch. Die ganze Familie: Vater, Mutter, Brüder und Schwestern, saß in bunter Reihe mit Knecht' und Mägden um den Tisch und ließ sich's munden. Da gerade kein Gespräch im Gange war und der milden Luft wegen die Fenster offen standen, vernahm man um so besser den sonderbaren Gesang, der draußen vor dem Hause jetzt erscholl. Der Oberknecht wendet sich zurück, lugt zum Fenster hinaus und sagt erstaunt:

„Seht euch Das an!“

„Was ist's?“ fragt der Vater.

„Da steht eine im Bach,“ sagt der Knecht, „sie wäscht sich Gesicht, Arm und Hals und singt dazu!“

Nun sucht alles hinaus zu sehen, aber die Sängerin ist bereits aus dem Bach gesprungen, eilt geraden Wegs nach der Hausthür und steht nach wenigen Augenblicken zwischen der

aufgestoßenen Stubenthüre — ein wunderfames Bild für einen Maler!

Es ist ein Mädchen von mittelgroßer üppiger Gestalt, kaum siebzehn Jahre alt, in kurzem dunklen Rock, das Hemd am Halse bedenklich offen. Eine Fülle dunkler Locken hängt aufgelöst um ein blendend schönes, rundes Gesicht, zwei große Augen sehen starr nach dem Tische, die triefenden Hände hangen schlaff herunter. So, mit tiefem Ernst, macht die Erscheinung nach kurzer Pause einen Knix, sagt in etwas fremdem Dialekt: „Gute Hochzeit, schöne Elster!“ und geht ohne Aufenthalt nach der Kammerthüre, wo immer ein langes grobleinenes Handtuch neben dem Kochlöffelbehälter hängt. Mit Heftigkeit trocknet und reibt sie das arme Gesichtchen und sagt in einem Ton, halb Freude, halb Trauer:

„So gehn die Flecken und Sünden weg — Mutter kann mich wieder loben!“

Doch streckt sie gleich darauf die Arme vor sich hin und ruft mit ängstlicher Stimme:

„Geht nicht allein! Laßt mich mit..! Ich will was umthun — die Welt ist schlimmer als Bär und Werwolf!“

Und singend fährt sie mit den Fingern in die Haare, wirft sie über die Schultern zurück, lacht: „Wir tragen keine Mäntel!“ und beugt sich vor, um die Arme züchtigst über Brust und Hals zu kreuzen. „Laßt den Teufel nicht zu,“ ruft sie angstvoll: „Er ist dort — er ist hier — er ist der Brummkäfer vor dem Kloster!“

Wir Kinder waren vom Tische gesprungen und standen erschrocken schauend nicht weit vom Eingang in die Küche, der die „Hölle“ heißt.

Der Vater schob uns zurück und sagte: „Geht, Kinder!“ Dann trat er der ängstlich Wimmernden näher und sagte: „Mein Kind, wer bist du? Woher kommst du?“

„Weg, weg!“ ruft sie: „So haben sie alle gesagt und haben mich dann verlassen!“

„Aber wo bist du daheim? Wer ist dein Vater?“

„Sie nennen ihn Größelwirt und singen ihm garstige Lieder!“ ist die Antwort.

In diesem Augenblicke ruft jemand: „Gott und mein Heiland!“ und aller Augen richten sich nach dem zweiten Knecht, der den Löffel weggelegt hat und das Gesicht in beide Hände birgt.

„Was ist's?“ fragen mehrere Stimmen am Tisch.

Der Knecht verharrt in seiner Stellung und es zucken seine Schultern wie von heftigem Schluchzen; endlich springt er auf und eilt wie toll aus der Stube.

Nun fragt auch mein Vater, was es gebe und als er das Seltsame gehört, folgt er dem Knecht, um von ihm näheres zu erfahren! Die Mutter aber und die älteste Magd stellen sich vor die schöne Närrin, um niemand sehen zu lassen, wie sie nun unter Klagen und Scherzen ihren Anzug zu ordnen sucht. . .

Nicht lange darauf hören wir Männerschritte und dumpfe Stimmen draußen. Zwei Fremde, Bauern von jenseits der Grenze, sind in Begleitung des Dorfrichters gekommen und treten auch bald in die Stube. Der eine der Bauern, hochgewachsen, breitschulterig, die Röhrenstiefel weit über die Schenkel heraufgezogen und einen großen Bergstock in der Hand, grüßt, ernst und traurig, erkundigt sich sogleich, ob nicht eine Fremde angekommen und beschreibt sie mit wenigen Worten; aber die Antwort ist noch nicht gegeben, als von der Kammerthüre her ein Schrei ertönt, als habe die Fremde einen Stich ins Herz erhalten. Sie liegt auf den Knien, preßt ihr Gesicht in die Hände, zittert am ganzen Leibe und jammert dumpf, wie jemand, der hilflos, treulos in Gefangenschaft abgeführt werden soll. Sofort steht der große Fremde vor ihr, stumm und traurig, beide Hände über den Griff des Bergstocks gelegt.

„Kosel“, sagt er nach einer Pause mild und halb laut: „Kennst du mich?“ Und als sie nicht antwortet, setzt er hinzu: „Erkennst du deinen Vater?“

Statt aller Antwort springt sie auf, bringt zwischen dem Fragenden und der älteren Magd hindurch mit Bligesschnelle nach der Kammer und klettert trotz der Dunkelheit über die hölzerne Treppe nach dem Boden; — und eh' mans hindern kann, hören wir fliehende Schritte über uns, bald fliegt der Riegel von der Bodenthüre, die Bretter des äußeren Hausgangs ächzen; — bald darauf vernehmen wir einen Schrei, einen dumpfen Fall — und die Fremde liegt in einer Furche des Gemüsegartens, mitten in einem wilden Rosenstrauch...

Ich weiß nur noch, daß ich bald mit meiner Mutter allein in der Stube war, das Herz voll dumpfen Schreckens und seltsamen Wehs; die Mutter führt mich nach einem Fenster, das nach dem Gemüsegarten zeigt, sie sieht hinaus und stößt leise Klagen aus, während ich, auf der Wandbank kniend verwirrt und schauernd zu entziffern suche, was die Menschengruppe draußen vorhabe; in der Dunkelheit sehe ich endlich einen weiblichen Körper aufheben, dessen Arme und Haare nur so herunter hängen...

Wohl giengen den Abend und die folgenden Tage seltsame Reden unter den Erwachsenen, allein wir Kinder durften nichts davon erfahren, hätten wohl auch von alledem nichts verstanden; — das Merkwürdigste für mich war am nächsten Morgen, daß der zweite Knecht, ein schöner, kräftiger Bursche, aus dem Dienst getreten und mit den Fremden fortgezogen war; — erst in späten Jahren, da ich das Wunderfame des Tages nicht vergessen konnte und immer wieder fragte, erhielt ich eine Aufklärung, die in wenige Worte zusammengefaßt also lautete:

Der zweite Knecht hatte vor Jahr und Tag im Hofe des Größelwirtes gedient und, so bescheiden er auch auftrat, das Herz der schönen Tochter des Hauses ganz gewonnen. Niemand außer den Liebenden wußte von dem Geheimnis; da warb eines Tages der Sohn eines angesehenen Nachbars um die Hand der Rosi und wurde von dem Mädchen zurück-

gewiesen. In der Leidenschaft und Bebrängnis gestand die Unglückliche ihre Neigung zu dem jungen Knecht und führte dadurch die erschütterndsten Auftritte herbei. Der Knecht wurde augenblicklich fortgeschickt und die Bewerbung des Nachbarsohnes mit rücksichtsloser Heftigkeit fortgesetzt; das Verstummen des Mädchens, dessen Zerstretheit und menschencheues Ablehnen jeden Umgangs wurde als der Anfang von besserer Gesinnung angesehen, bis leider starke Anzeichen von Zerrinn eintraten und zu spät erkennen ließen, was man angerichtet. . . . Kosi war das einzige Kind ihrer Eltern; eines Tages schien es, als ob die Geisteskrankheit einer auffallenden Besserung weiche; — da verschwand die Unglückliche; man setzte alles in Bewegung, um die Spur zu finden, und fand sie endlich, wie wir gesehen haben. . . . Der Sturz auf den dichten Rosenstrauch und auf lockeres Erdreich hatte dem schönen Kinde nicht geschadet; es war nach einer kurzen Ohnmacht zu sich gekommen und wurde merkwürdiger Weise in einem viel helleren Geisteszustand in ihr Elternhaus gebracht. Der Vater Kosis hatte unsern zweiten Knecht gleich mit sich genommen und mehr als alle anderen Bemühungen dienten dessen Nähe und Ansprache dazu, den Zerr- und Trübsinn des Mädchens zu verschweigen. Nach Jahr und Tag war die Vernunft wieder ganz zurückgekehrt — und als wir eines Mittags (es war an einem Sonntag im September) wieder um den Eßtisch saßen, gieng die Thüre auf und ein schönes kräftiges Bauern-Ehepaar trat herein: Unser frühere Knecht und die schöne (vollständig geheilte) Närrin. . . . Sie war heiter und gesprächig, theilte Geschenke unter uns Kinder aus und setzte dann ihren Weg nach einem Wallfahrtsorte fort. Von dem traurigen Erlebnisse früherer Tage redete niemand und in der schönen Bäuerin schien auch keine Spur einer Erinnerung zurückgeblieben zu sein.

## 23.

**Wunderbares. Hirtenenerlebnis. Dem Maxenz schwant es.**

Eines Tages, kurz vor dem schönen Kirchweihfeste, schlich ich, erfüllt von einem festlichen Vorgefühle, nach dem Heiligthum des Elternhauses, dem Hinterstübchen, um in dem großen Wandschrank die neuen Kleider der Brüder, wie meine eigenen, bedachtsam durchzumustern und zu bewundern. Sachte hob und bog ich hier eine seidene Weste, dort eine hirschleberne, mit weißen Nähten gezierte Hose auseinander und legte sie sorgsam wieder zusammen, bewunderte die blütenweißen Strümpfe darunter und hatte die Brüder vor Augen, wie sie am Festmorgen in diesen Herrlichkeiten prangen würden. Ein Gefühl der Ungebuld über das langsame Vorrücken der Jahre befiel mich, da ich im vorgerücktern Alter so schmucke Kleider auch erhalten sollte; doch fühlte ich mich bald auch wieder beruhigt bei dem Anblick meines eigenen neuen Festgewandes, Jacke und Beinkleid aus dunkelblauem Manchester, Weste aus blauem Kattunstoff mit eingedruckten Blumen. Auch das fand ich sehr schön und freute mich, darin prangen zu können. Aber eine Entdeckung, die ich, eine Lage tiefer im Kasten suchend, machte, wo die Sonntagshüte der Brüder aufbewahrt wurden, erregte ein solches Staunen und Bewundern, daß ich auf die eben gesehenen Herrlichkeiten vergaß und in stummes Hinstarren verfiel. Einer der Hüte war mit feinem Leinwandtuch überdeckt und als ich dieses Tuch etwas lüftete und erstaunt weiter aufhob, gewahrte ich, daß der Hut rundum und bis an den obersten Rand hinauf von einem Rosmarinstrauß bedeckt war, an dessen Zweigen zahlloser Schmuck flimmerte; bestehend in Flittergold, silbernem Bitterdraht, bemalten Täubchen, Kunstblümchen, bunt-schimmernden Glaskrystallen. Die leiseste Bewegung des Hutes veranlaßte ein holdes Wogen all' der flunkern den Biederden der Zweige. Ich war sprachlos vor Entzücken. Ich hatte ähnliches noch nicht gesehen; was bedeutete es? Der

Hut gehörte dem zweitältesten Bruder, dem Georg. Da ich mich schämte, nach dem Grunde dieser wunderbaren Hutverzierung zu fragen, auch befürchtete, daß mein Herummustern im Kleiderschrank getadelt und der Schrank unliebsamer Neugierde ganz verschlossen werden könnte, so behielt ich mein Geheimnis stille für mich, schlich bis zum Abend noch einigemal zum Kleiderschrank, um den Wunderhut anzustauen und erwartete den nächsten Festtag, der ja alles enthüllen mußte. Richtig holte morgens, am Kirchweihsonntag, Bruder Georg, nachdem er sich festlich angezogen, den Hut aus dem Schrank, hieng ihn an das Hirschgeweih in der großen Stube und gab ihn so der Neugier und Bewunderung preis, bevor er sich selbst damit schmückte. Bald waren auch Geschwister, Knechte und Mägde um den buntflimmernden Hut versammelt und bewunderten laut oder schweigend die Herrlichkeit, durch ein geheimnisvolles Lächeln verrathend, daß sie über das Wunder einigen Bescheid zu geben wüßten; doch lächelten alle nur, bemerkten aber nichts. Auch die Eltern lächelten nur und betrachteten den Auftritt mit stillem Genügen. Was war's nun mit diesem Lächeln und Geheimthun? Man wußte um die Spenderin der glitzernden Hutzierde und schloß aus dem Lächeln der Eltern, daß sie mit der Bedeutung des Geheimnisses einverstanden seien. Die Spenderin des Schmuckes war die Tochter des Nachbarhofes; sie hatte sich tagszuvor heimlich den Hut überbringen lassen, ihn geschmückt und in aller Herrlichkeit wieder zurückgestellt; am ersten Festtage, wo der Bruder sich mit dem Hute schmückte, mochten nun die Leute rathen, ahnen oder laut sagen, daß sie die Spenderin errathen. In der Spenderin sah von nun an jedermann die Zukünftige des begünstigten Burschen — so war es Sitte und Gebrauch. Dem Schmücken des Hutes folgten bald Verlobung und Hochzeit. Beschäftigte man sich im Dorfe nach dem ersten Kirchengang des so geschmückten Bruders meist nur mit dem, was nun folgen würde: Versprechen und Hochzeit, so war mir das Bewundern des so glänzend ausgestatteten



Bruders die einzige Quelle unsäglichlicher Freude, ich lief ihm eine Strecke des Kirchenweges nach und hatte alle Leute gar lieb, die den Bruder und den Schmuck des Hutes schön fanden und lobten. Am zweiten Feiertag, am Kirchweihmontag, nachmittags bei der Musik, war der geschmückte Hut des Bruders und dieser selbst erst recht ein Gegenstand der Aufmerksamkeit; ich hatte das Glück, in der Nähe der Musikanten sitzend, den Hut des Bruders während des Tanzes halten und schützen zu dürfen. Hier war es auch, wo mir die Bedeutung des geschmückten Hutes aufzudämmern begann; denn der Bruder tanzte fast immer nur mit der Spenderin der Hutverzierung und diese selbst trat öfter zu mir heran und beschenkte mich bald mit Kuchen, bald mit Obst, indem sie mir zulächelte und freundliche Worte sagte. Aus der Nähe, vom Ofen her, wo auf der Bank die bejahrten Weiber saßen, vernahm ich bald ohne Rückhalt die Bedeutung des Hutschmuckes und die bald folgende Verlobung und Hochzeit gaben dem geheimnisvollen Ereignis einen lauten und glänzenden Abschluss... Die Liebe zur Heimat und zum Volksleben war nun wieder mit ganzer Macht erwacht und ließ mir nichts schöner und wünschenswerter erscheinen, als für immer daheim zu bleiben und all das Gute und Schöne selbst zu erleben, was ich im Elternhause und im Dorfe sah und lieb gewann. Von nun an war ich eine große Plage für meinen treuen Freund Maxenz, besonders an schulfreien Tagen. Ich mußte genau sehen, wie er Pferde und Kinder versorgte, und war oft in Gefahr, zertreten oder erschlagen zu werden; beim Ackern war ich nicht vom Gaul zu bringen; beim Holzfällen im Wald mußten mich die wohlwollenden Augen der Brüder und des Gefindes sorgfältig überwachen, daß nicht ein fallender Ast oder ein hinsinkender Baumstamm mich streifte oder erschlug. Neugierde trieb mich unter die Hirtenbuben, die nach der Ernte auf Stoppelfeldern oder zweimal gemähten Wiesen ihr anvertrautes Vieh durften weiden lassen. Sie trieben ihre Herden meist auf weiten Strecken zusammen, ließen sie da ziemlich auf-

sichtslos ihr Futter suchen und vertrieben sich die Zeit durch Spiele, Wettlauf oder Kriegslärm und Kampf mit Hirtenbuben des nächsten Dorfes. Das Treiben fand meinen lebhaften Beifall und ich wünschte nichts sehnlicher, als einmal unsere sämmtlichen Stallthiere selbst auf die Weide zu treiben; es gelang mir auch einmal — aber nur einmal und sehr zu meinem Kummer! Unser Hirtenbub war krank geworden und ein schulfreier Tag, der Donnerstag, war angebrochen; da wurde ich mit dem Anzug und der Waffe eines Hirtenbuben ausgerüstet: ein alter Filzhut des Vaters, der mir tief in die Stirne sank und fast das Sehen hinderte, wurde mir aufgesetzt, der große Zwillichsack, der bei einfallendem Regen mich vor Nässe schützen sollte, wurde mir umgehängt und ein langer, knottiger Hirtenstock mit Peitsche mir in die Hand gedrückt. Nicht ohne Sorge half die Mutter bei dieser Ausrüstung; mit stillem Lächeln waren Knechte und Mägde geschäftig, die Thiere loszukoppeln und in den Hof herauszutreiben; man half auch, die Thiere in Ordnung zu bringen und über die Brücke auf den Ager zu treiben. Der Abzug konnte nun ohne Schwierigkeit begonnen werden, als mir die Mutter noch nachsprang und mir einen zu Ostern geweihten Palmzweig in die Hand drückte, den ich unterwegs an den großen Stock binden sollte; durch diesen Zweig sollte der Stock eine besondere Kraft erhalten, die Thiere folgsam und vor Unfällen sicher machen. Der Auszug gelang auch herrlich; die Thiere weideten ruhig bis gegen Mittag und ich konnte mich mit den anderen Hirtenbuben den üblichen Spielen hingeben. Aber kurz vor dem mittägigen Heimtrieb der Thiere änderte sich die Herrlichkeit gar gründlich. Es war ein sehr heißer Tag; über dem „Hochbogen“ zog ein Gewitter zusammen; die Sonne stach unheimlich; zahllose Mücken und Bremsen fielen über die armen Thiere her und marterten sie unerträglich; diese wurden unruhig, hoben die Köpfe, spitzten die Ohren und schlangen die Schweife; — plötzlich ergriffen einzelne, dann ganze Scharen die Flucht (die man „Bisen“

neunt) und rannte wie toll nach allen Richtungen: nach dem Walde, durch Saaten, durch Bäche und Hohlwege — unsere älteste Kuh war das einzige Stück, das von der ganzen Heerde zurückblieb. Die ältesten Hirtenbuben, die ähnliche Unfälle schon mitgemacht hatten, schrien und fluchten und liefen hier- und dorthin, um die Flucht der Thiere nach dem Dorfe hin zu lenken; die jüngeren weinten und klagten hilflos oder riefen ältere Leute um Beistand. Ich war stumm vor Entsetzen, das Ende aller Dinge schien nahe, ich wollte wenigstens unsere alte Kuh, die „Liesel“, glücklich heimbringen und trieb sie langsam nach dem Dorfe. Aber das Unglück nahm bald eine unerwartete freundliche Wendung. Die fliehenden Thiere waren nach und nach ruhiger geworden; sie erinnerten sich an ihre bekannten Wege und schlugen selbst die gewohnte Richtung ein, wurden von Erwachsenen aus dem Walde und von Hügeln her nach dem Dorfe getrieben oder aus den Saaten und aus Hohlwegen hervorgeholt. Bevor ich mit unserer „Liesel“ das Elternhaus erreichte, kamen die Thiere meiner Herde auch bereits von allen Richtungen her mir nach und suchten ihren gewohnten Stall und ihre Futterstellen. Der Unglücksfall trug mir also keine Vorwürfe ein, man belobte vielmehr meine Fassung (die wohl besser Hilflosigkeit heißen sollte) und sprach mir Muth und Trost zu; — nur der Mayenz bemerkte, als er dem zuletzt ankommenden Ochsen an der Stallthüre noch eins klatschend hinten auf gab: „Weberl, 's ist nix für dich mit unserer Bauernschererei — besser wirfst du's in der Floh-gasse in Klattau, Nr. 144.622 haben!...“

## 24.

**Eine singende Lebensgefährtin. Priesterweihe. Bruders Heimkehr. Ministrant und Altar-Bräutchen.**

Einige Tage später, nachmittags gegen vier Uhr, da der Unterricht in der Schule eben geschlossen worden war, stürmten

wir, wie gewöhnlich, durch das Schuldorf dahin und auf dem Heimweg weiter, als ich von den mitlaufenden Knaben auf einen Mann aufmerksam gemacht wurde, der mäßigen Schrittes vor uns herging. Ich erkannte sogleich meinen Vater und eilte mit verdoppeltem Eifer weiter, um ihn freudig zu begrüßen.

„Gnädig' Gott, Vater,“ rief ich, an seiner Seite ankommend.

Der Vater lachte und bemerkte: „So sagt man ja beim Abschiednehmen; beim Willkommen sagt man: „Gnädig' Gott!“ Weißt du das nicht?“

Ich wußte das wohl, ich hatte mich nur versprochen, sagte also geschwind: „Gnädig' Gott!“ und reichte dem Vater die Hand zum Gruß.

Dieser sah mich und die eben auch ankommenden Knaben lächelnd an und sagte: „Nun, seid ihr fleißig und brav gewesen in der Schule?“

Einige nickten bestätigend, andere sagten frischweg „Ja“ und ich forschte neugierig, warum der Vater an der Brust den Rock so sorgfältig zusammenhalte?

„Was hast du da?“ frug ich: „Laß mich's tragen!“

„Was ich trage, ist sehr zerbrechlich,“ lächelte der Vater: „Doch wenn du vorsichtig sein willst — meinetwegen — da nimm's und trag's!“

Weiter ließ er den Rock an der Brust los und zog eine hübsche Violine hervor.

Ein Ruf der Überraschung rang sich aus meiner Brust, mit einem heftigen Ruck nahm ich dem Vater die Violine aus der Hand und betrachtete sie mit Staunen und Entzücken.

„Ist sie mein?“ rief ich.

„Was willst du denn mit ihr...? Freilich, wenn du spielen lernen wolltest...“

„Ich will! Ich will!“ rief ich und drehte mich entzückt um mich selber.

„Das ist was anderes; dann magst du dich zusammen nehmen,“ sagte der Vater. Er hatte die Violine von einem Händler an Zahlungsstatt annehmen müssen und wollte sie nun in der Familie nutzbar verwenden . . .

Mit größerem Eifer ist noch kein Unterricht aufgenommen worden, als der meinige auf der Violine. Schon am nächsten Morgen wanderte ich, mit der schönen Geige unterm Arm, nach dem Schulhaus, bat im Namen des Vaters, der bald selbst kommen und bitten würde, um Beginn des Unterrichtes und erwarb des Lehrers Zufriedenheit bald in besonderem Maße. Es belebte mich wie eine Ahnung von einem höheren Lebensberufe, zu dem mich das Spiel auf dem so beliebten und berühmten Instrumente fähig mache; selbst wenn ich es nicht weiter bringen sollte als der Primgeiger unserer Dorfmusik oder der erste Violinspieler unserer Musik in der Kirche, dünkte mir meine Kunst geeignet, mir eine Ehrenstellung im, ja über dem Dorfleben zu erringen. Das war schon Sporn genug, um einen regen Ehrgeiz und standhaften Fleiß zu beleben und aufrecht zu erhalten; daß ich dadurch in eine Richtung gedrängt werden könnte, die mich aus dem wieder so lieb gewordenen Volksleben hinausführen müßte, schien mir noch nicht klar zu sein, sollte mir aber bald durch neue Umstände einleuchtend werden. Mein Vater hatte inzwischen den Lehrer ersucht, mich auch im Gesang und Clavierpiel zu unterweisen, und eine gelegentliche Bemerkung desselben, daß der Lehrerstand für jemand, der nicht Haus und Hof oder Vermögen zu erben habe, sehr wünschenswert und ehrenvoll erscheinen müsse, öffnete mir den hellen Einblick in die geheime Absicht meines Vaters. Lehrer also! — und damit stimmte auch die Anregung des Lehrers, mich zum Ministranten auszubilden. Die Lehrer waren damals verpflichtet, Messnerdienste beim Gottesdienst zu verrichten und wenn kein geeigneter Knabe zur Verfügung stand, persönlich beim Messopfer zu ministrieren. Ein kleines Heft enthielt die deutsch gedruckten Responsorien, die der Ministrant mit dem Psalter

am Altare zu wechseln hatte und besondere Unterweisungen des Lehrers am Altare machten mich bald fähig, dem Priester in jeder Weise beim Messopfer zu dienen. Meine ersten Ministrantendienste leistete ich unserm Katecheten, wenn er in der Kapelle des Schuldorfes zeitweise Messe las, später fühlte ich mich hochgeehrt, wenn ich bei feierlichen Gelegenheiten in der Pfarrkirche Rothenbaum als einer der beim Hochamt dienenden vier Ministranten dienen durfte. Doch trat bald ein Ereignis ein, das an Bedeutung und Anregung alle kirchlichen Feierlichkeiten, die ich bisher gesehen hatte, weit übertraf . . . Der Sohn des Schustermeisters im Schuldorf, ein Freund meines Bruders Andreas, hatte Theologie studiert und sollte in der nächsten Zeit daheim seine „Primiz“ feiern, das heißt: die erste Messe lesen. Die „Primiz“ ist eine große Feierlichkeit, besonders auf dem Lande; sie pflegt eine ganze Gegend in Bewegung zu setzen. Die Eltern des jungen Priesters sehen sich zur Zeit einer solchen Kirchenfeier von der ganzen Gegend hochgeehrt und der junge Priester empfängt die Verehrung eines Heiligen. Wenigstens damals, war es noch so. Vierzehn Tage vor der „Primiz“ pflegt der junge Priester jedem, der es wünscht, einen besonders wichtigen Segen zu ertheilen, so wertvoll, daß man, nach dem Volksglauben, ein paar eiserne Schuhe durchlaufen sollte, um die Gelegenheit zur Erreichung dieses Segens zu gewinnen. Der junge Priester ist daher während dieser vierzehn Tage in seiner Wohnung, bei Besuchen und sogar auf seinen Wanderungen über Feld ein frommumdrängter Mann, vor dem sich Einzelne und ganze Gruppen des Volkes auf die Kniee werfen, um den besonders wirksamen Segen zu empfangen. Bei dem Besuche des jungen Priesters in meinem Elternhause, wo er früher als Student oft mit meinem studierenden Bruder verkehrt hatte, sah er sich daher auch bald von Eltern, Geschwistern und Knecht' und Mägden umringt, die, auf den Knien liegend, die Segenspendung zu erhalten wünschten. Darunter war ich natürlich selbst und erlebte, als wir uns wieder erhoben, eine Auszeichnung,

die ich lange nicht vergessen konnte. Der junge Priester legte mir nämlich, als ich aufgestanden war, die Hand auf den Scheitel, bog mir den Kopf etwas zurück und sagte lächelnd: „Ei, du wirst ja nächstens mein Ministrant sein, der Herr Lehrer hat mir schon davon gesagt!“ Ich war sprachlos vor Glückseligkeit; wurde aber bald durch neue Ereignisse in eine noch glücklichere Stimmung versetzt. Der studierende Bruder Andreas, der einige Jahre während der Ferien nicht nach Hause gekommen war, schrieb aus Wien, daß er diesmal die Ferien daheim zubringen werde, um zugleich der „Primiz“ seines Freundes beizuwohnen. Bei dieser Nachricht war ich mit einem Ruck wieder von den früher so sehnlich gehegten Ideen und Wünschen erfüllt; das Ideal, zu studieren, aus dem einfachen Volksleben wie der junge Priester und mein Bruder hervorgehoben zu werden, lebte wieder leidenschaftlich auf und zog mein Herz bald noch in ein süßes, eigenartiges Interesse. Zum sogenannten Bräutchen des jungen Priesters, das am Tage der „Primiz“ aufs schönste geschmückt an der Spitze des festlichen Einzugs in die Kirche gehen und dann am Altare einen Ehrenplatz einnehmen sollte, war eine Mitschülerin, das Töchterchen eines reichen Wirtschaftsbesitzers und Federnhändlers, ausersehen worden, für das in mir eine unglaublich süße, ängstlich behütete Neigung glühte, von der niemand, am wenigsten die Kleine selbst, eine Ahnung hatte. Beim Festzug und am Festaltare selbst sollte ich als Ministrant die herrliche Feierlichkeit in der nächsten Nähe der kleinen Braut mitmachen und also in doppelter Glückseligkeit schwelgen. An einem Donnerstag vor der „Primiz“ saß ich, wie vor Jahren, auf dem Feldrain in der Nähe des Föhrenwäldchens und erwartete den aus Wien heimkehrenden Bruder Andreas. Er kam diesmal nicht zu Fuß, sondern auf einem Wägelchen sitzend, das unser Magenz bis Klattau entgegen gefahren. Plötzlich zuckte ein Sonnenstrahl wie ein Blitz vom Wäldchen her, es war die Rückstrahlung der Sonne von der Metallrose am Kopf unseres Pferdes und das Wägelchen mit dem heimkehrenden

Bruder erschien an dem Saume des Wäldchens. Ich war schnell in der Höhe und sprang hochglühend dem Wägelchen entgegen, das bald stille hielt, weil der Bruder wünschte, daß ich einsteigen und neben ihm sitzend die Heimfahrt mitmachen sollte. Die großen seelenvollen Augen des Bruders leuchteten freundlich, als er mir die Hand reichte, mich neben sich auf den Sitz zog und mir sachte den Arm um den Hals legte. „Dir geht's gut“, sagte er liebevoll, „auch bist du gewachsen — find' ich Vater und Mutter und alle zu Hause wohl auf?“ Ich konnte nur mit dem Kopfe nicken, mir war vor Freude und Rührung die Kehle wie zugeschnürt; ich verblieb in diesem Zustand bis nach Hause, wo uns Eltern und Geschwister, den Fahrweg abschneidend, durch den großen Obstgarten entgegen kamen. Die Begrüßung war die innigste; der Bruder stieg aus, umhalsete Vater und Mutter, gab den Geschwistern die Hand und begab sich dann, umringt von allen, nach der Familienstube, während Maxenz, bewegt vor sich hinlächelnd, das Pferd nach dem Stall führte, dann den Koffer des Bruders vom Wägelchen hob und nach der Stube trug. „Ich erleb's auch noch, Weberl,“ sagte er leise zu mir, als er die Stube verließ: „Dich führ' ich auch noch einmal so heim wie den Bruder..!“ Die abermalige Begrüßung in der Stube war kaum vorüber, als an die Thüre geklopft wurde und der junge Priester hereintrat, um den Bruder sogleich nach seiner Heimkehr willkommen zu heißen. Die Freunde umarmten und küßten sich; der Bruder sagte dann ein paar Worte leise dem Priester ins Ohr, warf einen freundlichen Blick auf die nebenan stehenden Eltern — plötzlich glitten die Hände des Bruders an den Armen des priesterlichen Freundes herunter, seine Knie beugten sich vor ihm — „deinen Segen, Freund,“ sprach er leise, und sogleich breiteten sich die Hände des Freundes über ihn und der lateinische Segen wurde gesprochen... Ich habe Vater und Mutter selten so bewegt gesehen als in diesem Augenblicke; sie hegten, namentlich seitdem der Bruder von der Bahn des Priesterthums „abgesprungen“,



den stillen Argwohn, daß es mit seinem Glauben nicht ganz sei, wie es sollte; aber der Wunsch des Bruders, den Segen des jungen Priesters zu erhalten, lößte den Eltern wieder Vertrauen ein, daß es mit dem Christenthum deselben doch besser stehe; der Bruder gestand mir auch nach Jahren, daß er den Eltern zum Troste den Segen des Freundes erbeten habe . . . Der feierliche Act der „Primiz“, der einige Tage später vollzogen wurde, ist mir, da ich noch nichts großartigeres gesehen hatte, unvergesslich geblieben. Der Zubrang des Volkes war außerordentlich; die Festpredigt ergriff die Herzen der Hörer stellenweise so mächtig, daß in der weiten Kirche Thränen flossen und Schluchzen vernommen wurde; Priesterthum und der junge Priester insbesondere wurden den Gemüthern aufs ergreifendste gepriesen und als unter mächtigstem Brausen der Orgel und der spätern Instrumental-Musik mit Gesang das vom neugeweihten Priester celebrierte feierliche Hochamt begann, da verrichteten wir vier schön ausgestatteten Ministranten mit Begeisterung unsere Aufgabe, ich hatte das Weihrauchfass zu schwingen und sendete dicke Wolken Weihrauchs nach dem Altar nach rechts und links hin — besonders in der Richtung, wo das Bräutlein des jungen Priesters am Altare wie ein furchtames Opferlammchen saß . . . Nach dem Hochamte ertheilte der junge Priester der ganzen Gläubigenschar in der Kirche noch seinen hochwichtigen Segen, dann begab sich der ganze Festzug wieder nach dem Pfarrhof, von wo er ausgegangen war, und als er da sich auflöste und ich mich eben aus der Ministrantenhülle schälte, wurde ich von einer lebhaften Hand ergriffen und eine Stimme sagte: „Mein lieber Ministrant bleibt da und isst mit uns!“ Es war die Stimme des jungen Priesters, der mit meinem Bruder herantreten war und mich über die Treppe des Pfarrhofs hinauf in eine große Vorhalle führte, wo in drei Reihen lange Tafeln gedeckt waren für die als Gäste anwesenden Priester der Gegend, für den Herrn Pfarrer und dessen Kaplan, für die Eltern des Primizianten, die rechts neben dem geistlichen Sohne den

obersten Platz an der Haupttafel einnehmen mußten; an den zwei übrigen Tafeln waren die weltlichen Gäste, Ortsvorsteher, Lehrer und sonstige Respectspersonen untergebracht; — mein Bruder mußte links neben dem geistlichen Freunde sitzen, seine liebe Nachbarin war das Bräutchen des großen Festes — und neben das Bräutchen hatte mich der junge Priester selbst gesetzt . . . Es war eine kostbare Tafel, die nach meinen Begriffen alles übertraf, was in der Gotteswelt gut und herrlich war, es wurde viel gegessen, viel getrunken, viel geredet, auch gesprochen und zu guter Letzt auch noch gesungen, wobei ich mit Verwunderung gewahrte, daß unser Herr Pfarrer, ein schon bejahrter und immer sehr ernster Herr, der Heitersten einer war, noch mächtig anklingende, ehrenhafte Studentenlieder anstimmte und mächtige Wogen aus einem hohen Deckelglase sog . . . Die zwei stillsten, immer verlegen dreinsehenden Gäste waren ich und meine bräutliche Nachbarin; wir hätten schwerlich etwas zu essen und zu trinken gewagt, wenn uns nicht immer aufmunternd vorgelegt worden wäre. Ich konnte eines tiefgeheimsten Gedankens nicht los werden — wenn ich auch einmal Geistlicher würde, das Bräutchen neben mir müßte auch mein Bräutchen werden; — daß es sich aber bis dahin nicht würde abhalten lassen, älter und größer zu werden — daran dachte ich freilich nicht . . .

## 25.

## Bugsvögel. Höhere Bieler.

Der junge Priester blieb noch vierzehn Tage bei seinen Eltern im Schuldorf, las jeden Morgen in der Kapelle die Messe, bei der ich ihm ministrierte. Nach jeder Messe belohnte er mich mit einer Gabe in Geld und besuchte dann mein Elternhaus, um den Bruder zu einem Spaziergange abzuholen. An schulfreien Tagen wurde mir erlaubt, beide zu begleiten, was mich unsäglich glücklich machte. Was sie

sprachen, erfüllte mich mit stiller Ehrfurcht, obwohl ich das Wenigste verstand; begegneten uns Leute, so blieben sie grüßend stehen, die Männer zogen die Hüte, die Weiber und Kinder eilten zum jungen Geistlichen und küßten ihm die Hand. Es war augenscheinlich, daß die ehrfurchtsvollere Begrüßung dem Geistlichen zutheile wurde, obwohl dabei mein Bruder auch nicht zu kurz kam, der sich in der Uniform eines Josefiners stattlich genug ausnahm. Ab und zu kamen noch andere Collegen der beiden Freunde und es gab einen gar feierlichen Aufzug, wenn die Schar, theils angehende Geistliche, theils Studierende der Rechte und Medicin, durch die Dörfer wanderte und schließlich bei einem Hofbesitzer oder in einem Wirtshausgarten einsprach. Es schien ein höherer Zug des Lebens in Dorf und Gegend gekommen zu sein mit diesen „Studierten“ und es liefen bald heitere Berichte über das Benehmen des einen und andern derselben um; denn während die jungen Geistlichen sehr sorgsam ihr Decorum wahrten, hatten die nach weltlichen Stellungen Trachtenden bald da und dort ergötzliche Abenteuer mit hübschen Mädchen angezettelt, die mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers von Dorf zu Dorf berichtet wurden. Aber die schöne und lustige Zeit war bald herumgegangen. Zuerst nahm der junge Priester, der kurz vorher „Primiz“ gehalten hatte, Abschied, um sein Amt in einem Gnadenorte an der Grenze Steiermarks anzutreten; dann folgte einer der Freunde um den andern, um zu den beginnenden Studien wieder einzurücken; und endlich kam der Tag des Abschieds auch für meinen Bruder, der zuletzt noch, wenn ich mit ihm über Feld gieng, manches freundliche Wort fallen ließ über meine Zukunft und, falls ich mit Vaters Einwilligung zum Studieren käme, seine Beihilfe in Aussicht stellte. Als er Abschied nahm und auf dem Wägelchen mit dem Vater zum Hofe hinausfuhr, lief ich noch eine Weile stille weinend hinter dem Wägelchen her und warf mich dann auf einen Felddrain hin, um meinem Schmerz und meinen Thränen freien Lauf zu lassen.

Einige Tage schien mir die Welt wie ausgestorben und mein Herz aller Freuden ledig; aber die Jugend bleibt nicht lange das Opfer eines solchen Zustandes. Die Glut des Herzens wurde wieder angefaßt und zwei Ideale glänzten hoch über allem alltäglichen Leben:

„Studieren und Geistlicher werden!“

Aber das Leben hat selten etwas gemein mit unsern gradeaus vordringenden Wünschen; und wenn diese endlich doch so glücklich sind, in Erfüllung zu gehen, dann geschieht dies erst auf langen Umwegen und unter Umständen, die wir nicht vorher gesehen haben.

## 26.

**Auf Lehramtswegen. Geistersagen. Eine Flucht voll Schrecken,  
eine Aufklärung voll Segen.**

Mein Vater, von Geschäften der Wirtschaft und des Handels überhäuft und über den großen Segen der sich stets vermehrenden Familie stuzig geworden, schien an das Wagnis, noch einen Sohn studieren zu lassen, nicht mehr zu denken; er schwieg Wochen und Monate lang — sogar ein Jahr lang und länger. Ich gewährte nur zeitweise, daß er sich nach meinen Fortschritten in der Schule, namentlich nach jenen in der Musik erkundigte. Selbst in meinem achten Jahre schien der Vater noch zu schwanken bezüglich der Bestimmung, die er meiner Zukunft geben sollte. Endlich entschied er sich für das Lehramt. Ich sollte vor allem fleißig Musik (Violine und Clavier) betreiben, im Schreiben und Rechnen besondere Fertigkeit erreichen, weshalb ich kurze Zeit fast täglich nach Neumark zu dem damals angesehenen Lehrer Eisenhut mit Violine und Schreibheft wanderte, dann aber nach Depoltewitz bei Neuern zu einem verwandten Lehrer, Veit Kant, gebracht wurde, der mit einer förmlichen Vorbereitung für das Lehramt beginnen sollte. — Dahin wanderte ich mit einem Bruder

meiner Mutter, Jakob Wittmann, Anfangs Mai. Mein Führer litt gerade an dem sogenannten Backenkrampf, er konnte den Mund nicht mehr schließen. Dagegen wollte er in Neuern, das wir passieren mußten, ärztliche Hilfe suchen. Es ist mir unvergeßlich geblieben, wie der gute „Bettler“, wie ich ihn nannte, gleich nach unserer Ankunft in Neuern die ärztliche Hilfe auch wirklich fand. Der Arzt stand eben am Fenster, als wir vorüber kamen, und der Bettler nahm das Sacktuch von dem Munde, um bei seinem Eintritt dem Arzt sein Übel gleich sehen zu lassen; — allein der Arzt hatte bereits genug gesehen, und als wir eintraten, erhielt der Bettler sofort eine unsagbare Ohrfeige. Ich erstarrte vor Entsetzen; aber der Bettler war entzückt, denn die Mundsperrre war beseitigt, er konnte reden, dankte tausendmal und bezahlte die ärztliche Hilfe. Die Erlösung machte den Bettler so glücklich, daß er auf dem ganzen Wege, den wir noch zurückzulegen hatten, zu reden fortfuhr und mein von beginnendem Heimweh umtrübtes Herz erleichterte und erhellte. . . Von meinem Aufenthalt in Depoltenitz, der nicht lange dauerte, weiß ich nicht mehr zu erzählen, als daß ich vom Herrn Lehrer und dessen Frau sehr freundlich aufgenommen und gut gehalten wurde, fleißig Musik betrieb, auch im Chorgesang verwendet wurde, viel Geschriebenes auswendig lernte und an Heimweh ganz unsäglich litt. Beim Auswendiglernen saß ich gerne auf einer Feldmauer nicht weit von der Kirche und blickte nach der Straße, die ich mit dem „Bettler“ gekommen war.

Eines Tages, als ich wieder auf dieser Mauer saß, kam ein Knabe aus dem nahen Wirtshaus und sagte: „Dein Vater ist da; du sollst kommen!“ Mich erfasste eine solche Freude, gemischt mit Heimweh und Verwirrung, daß ich regungslos sitzen blieb und weder reden, noch folgen konnte. Mein Vater mußte selbst kommen und mich holen, was nicht ohne stürmischen Ausbruch von Weinen und Schluchzen geschah. Etwas getröstet wurde ich durch die vom Vater in Aussicht gestellte Erlaubnis: die kommenden Pfingstfeiertage im Eltern-

haufe verleben zu dürfen. In Erwartung dieses unbeschreiblichen Glücks verlebte ich die folgenden Wochen gefasster, dann, am Pfingstamstag, ergriff ich einen selbstgeschnittenen Wanderstab und eilte, an Neuern vorbei, der Heimat zu. Die Angel, von Gewitterregen angeschwollen, war weit und breit aus den Ufern getreten. Ich schauderte bei dem Anblick der tosenden Gewässer, die ich in solcher Masse und Wildheit nicht für möglich gehalten hatte. Endlich kam ich glücklich hinüber und eilte die Straße nach der Heimat weiter — doch nicht ohne noch vor der Ankunft daheim ein eigenthümliches und bezeichnendes Abenteuer zu erleben... Ich hatte den sogenannten Fuchsberger Wald betreten, der sich an beiden Seiten der Straße bis in die Nähe meiner Heimat hinzieht. Der Wald, ein Eigenthum der Grafen Stadion, ist sehr ausgedehnt und erfreute sich damals eines dichten hohen Baumbestandes. Indem ich eine Weile im Schatten der hohen Tannen dahinschritt, überfielen mich leichte Schauer der Waldeseinsamkeit und ich erinnerte mich der vielen Sagen und Geschichten, die von diesem Walde erzählt zu werden pflegten. In diesem Walde sollten sich Irnwurzeln befinden, die den Wanderer, der sie betritt, sinneswirr machen und ihn veranlassen, ohne es zu merken, den Weg wieder zurückzugehen, den er gekommen; in diesem Walde haben „Sterbevögel“, um Mitternacht, von Baum zu Baum neben dem Wanderer herfliegend, durch einen herzbe-klemmenden Gesang den bald erfolgenden Tod eines Verwandten vorherverkündigt; in diesem Walde waren, wie man erzählte, abgesehiedene Seelen gegen Abendläuten ihren durchwandernden Verwandten erschienen und haben von ihren Leiden im Fegefeuer unsägliche Dinge erzählt; in diesem Walde waren Wilderer und Förster erschossen worden, deren Seelen jetzt noch nächtlicher Weile umgiengen und den Frieden suchten, oft auch knapp am Ohre des Wanderers einen solchen Schrei ausstießen, daß derselbe vor Entsetzen ohnmächtig zu Boden fiel; in diesem Walde sollten oft Nachts um die zwölfte Stunde einzelne Bäume von den Wurzeln bis zum Wipfel in hellem

Brand aufflammen und ganze Waldstrecken entzünden, die andern Tages wieder unverlezt aufgefunden werden; in diesem Walde war der Wilderer erschossen worden, den ich vor einigen Jahren unter einem Baume, bedeckt von Tannenzweigen, liegen gesehen, er sollte in Gestalt eines Wildschweines gerne denen erscheinen, die ihn an seinem Todestage am Ende des Waldes gesehen haben. Die Schauer dieser Geschichten und die merklich wachsende Abenddämmerung umbüsterten und beängstigten mein Herz immer schwerer; ich begann schneller zu gehen, ja zu laufen, um den sagenhaften Bedrängnissen dieses Waldes zu entfliehen, aber die allerärgste Bedrängnis sollte noch kommen. Ich hatte die Stelle erreicht, wo ein großes, schon etwas wind-schiefes Crucifix stand. Von diesem Crucifix waren schöne Wunderjagen in Umlauf, aber auch die Geschichte eines Vorfalls, die im Gedächtnis der Leute leider nicht erlöschen wollte. Vor diesem Crucifix habe, so hieß es, vor grauen Jahren eines Tages ein zehnjähriges Mädchen seine kindliche Andacht verrichtet, als es von zwei Männern überfallen und fortgeschleppt wurde; man hatte lange Zeit keine Spur mehr von dem unglücklichen Kinde gefunden, bis eines Tages ein Schafhirt an dem Kreuze vorübergieng und auf der Bank vor demselben eine Kindsgestalt sitzen sah, deren Hals halb durchschnitten war, so daß der Kopf fast ganz nach der Schulter niederhieng; — leise weinend klagte der blutende Kopf, daß das verschwundene Kind von Juden entführt und geschlachtet worden sei — weil Juden zu ihrem Gottesdienst Christenblut brauchten!.. An diese damals noch viel verbreitete Sage mich erinnernd, blickte ich ängstlich nach dem Crucifix, zog die Mütze, schlug ein Kreuz und lief, was ich konnte — — da kam mir, auf derselben Seite des Waldes gehend, die Gestalt eines alten, schon etwas gebeugten Mannes entgegen, der einen langen, schneeweißen Vollbart trug, wie man damals fast ausschließlich nur bei alten Juden zu sehen gewohnt war. Meine Befangenheit war groß; meine Schritte wurden zögernd; bald blieb ich ganz stehen und starrte bebend nach dem Wanderer.

Der alte Mann bemerkte mich jetzt, schien meinen Zustand zu errathen und fieng an, mir Zeichen des Wohlwollens, der Beruhigung zu geben und wendete sich nach der anderen Seite des Waldes, um mir zu zeigen, daß er von mir ganz und gar nichts haben wolle, ja meiner Besorgnis wegen mir aus dem Wege gehe; — aber meine Sinne waren bereits so schreckenerfüllt, daß ich mit einem Angstruf rechtsum machte und schreiend den weiten Weg durch den Wald wieder zurücklief, bis nach dem Dorfe Chudiva, wo eine Verwandte meines Vaters eine ansehnliche Mühle besaß... Hier erzählte ich etwas verwirrt und von erwachendem Schamgefühle heimgesucht, was ich eben erlebt und gelitten hatte und bat um einen Begleiter, der mich durch den unheimlichen Wald nach Hause führe. Sogleich war ein etwa fünfzehnjähriger Knabe der Müllerin bereit, sich mit mir auf den Weg zu machen. „Dem Geisterzeug wollen wir was aufspielen“, sagte er lachend und nahm ein Clarinet zu sich, das er, wie ich bald genug gewahrte, recht artig spielte. Nachdem die Müllerin, eine große, männlich-charaktervolle Frau, die wegen Proceßes mit einem erwachsenen Sohn schon oft bei meinem Vater um Rath erschienen war, mich durch Speise und Trank gestärkt und mir durch wackern Zuspruch Muth zugesprochen hatte, machte ich mich mit dem Begleiter, einem Musterjungen von Heiterkeit, Muth und festem Selbstvertrauen auf den Weg und wir erreichten bald den Wald, durch den ich so schreckenerfüllt geflohen war. „Nun soll uns was kommen!“ rief der Begleiter lachend und frisch um sich blickend. „Jedem Nachtgoid (Gespenst) will ich aufspielen, daß er mit Irnwurzeln, brennenden Bäumen und alten Juden tanzen und springen soll!“ Und er spielte die lustigsten Weisen auf, daß es weit und breit durch den Wald klang und vielfach als Echo wieder zurückkam. Ich selbst wurde frohgemuth, alle Gespensterfurcht war verschwunden, und als der frische Junge am Ende des Waldes stehen blieb und sich zum Rückweg anschickte, schätzte ich mich glücklich, daß ich noch eine Strecke in der Dämmerung allein



zu wandern hatte, um unser Dorf und das Waterhaus zu erreichen. „Glaub' mir,“ sagte der Prachtjunge, mir die Hand zum Abschied reichend, „'s ist nix mit dem Geisterzeug — Hasenscheuchen, hat mein Vater selig immer gesagt; glaub nit dran, das Beste ist: lustig, brav, tapfer sein — so braucht man nichts zu fürchten und kann auf gut christlich auch selig werden!“ Er marschierte in den Wald zurück und ich hörte, während ich heimwärts gieng, das Clarinet im Walde wieder hellauf klingen. . . Daheim angekommen und herzlich bewillkommt, war ich nicht sobald im Stande, von meinem Abenteuer im Walde zu erzählen; ein immer lebhafter werdendes Gefühl der Scham über meine Flucht ließ mich nicht zum Geständnis kommen. Erst als der Vater von Neumark, wo er tagsüber durch Geschäfte festgehalten war, nach Hause kam, gestand ich mein Entsetzen und meine Flucht im Walde. Der erste Eindruck, den meine Erzählung namentlich bei der Mutter hervorbrachte, war Theilnahme und Bedauern; dann begannen die ältern Brüder meine Leichtgläubigkeit und übertriebene Furcht zu tadeln. Der Vater schwieg; doch merkte ich wohl, daß er sich zu einer ernstern Bemerkung vorbereite. Als er endlich das Wort nahm, wies er zuerst auf seine oft wiederholten Erzählungen hin, wie er zu allen Stunden der Nacht durch den verrufenen Wald gewandert sei, ohne je das Geringste von Zauber- und Geisterpud gehört oder gesehen zu haben. „War das alles umsonst geredet?“ fuhr er, zu mir gewendet, ernst und nachdrücklich fort: „Weberl, das gefällt mir nicht. Und noch schlimmer ist, daß du vor dem Juden davon- gelaufen bist. Wer hat dir gesagt, daß es ein Jude gewesen? Tragen nicht andere Leute auch solche Wärtle? Und wenn's ein Jude war — wer hat dir gesagt, daß er Christenkinder umbringen will? wer hat dir gesagt, daß überhaupt Christenkinder von Juden umgebracht werden? Weberl, das gefällt mir noch viel weniger. Du sollst studieren, hell im Kopfe werden; du sollst Lehrer oder Pfarrer werden und den Leuten einmal gut Beispiel geben. Wirst du so Höllezeugs glauben

und lehren? Unser alter Pfarrherr ist gewiß ein frommer Mann, aber wie oft predigt er gegen solche Hexen- und Zauber- geschichten und nennt's einen Hölleufrevel, wenn die Leute von Christenblut reden, das die Juden suchen und brauchen! Führt unser Geschäft nicht auch Juden ins Haus? Sind's nicht ordentliche Leute? Führen sie mir nicht Käufer zu und kaufen selbst gar manches? Seht ihr nicht, wie sie eifrig sind und mäßig leben? Weberl — du machst mir doch sonst viel Freude — heute bin ich nicht mit dir zufrieden!..“ Die Mutter bat, die Sache für heute ruhen zu lassen, es sei schon spät und ich würde Ruhe brauchen. Ruhe brauchte ich wirklich, aber ich hatte nicht bald eine schlimmere Nacht hingebracht als die folgende. Die Unzufriedenheit des Vaters peinigte mich entsetzlich. Der wackere Knabe der Müllerin stand mir als hellleuchtendes Beispiel der Tapferkeit vor Augen und beschämte meine Leichtgläubigkeit und meinen Kleinmuth auf das Bitterste, ich rief mir zum Trost mein eigenes Beispiel von Tapferkeit ins Gedächtnis, da ich der Erscheinung des Schornsteinfegers einst so löblich widerstanden; aber ich haschte nur nach Strohhalmen von Trost, da immer wieder neue Anklagen und Beschämungen auftauchten. Die Hindeutung meines Vaters auf die Juden, die unser Haus so oft besuchten, erweckte mir neue Pein und Verlegenheit. Diese Männer hatten sich wirklich stets persönlich und geschäftlich gut benommen und nicht selten war es geschehen, daß sie uns Kindern kleine Geschenke brachten oder uns durch hübsche Überraschungen erfreuten. Kartenkünste, physikalische Zauberstücke spielten eine große Rolle; ein ergögliches Zauberstück blieb mir besonders unvergesslich: in einem Glas Wasser lag eine Silbermünze und wenn der Wundermann einen seltsamen Spruch murmelte, sprang die Münze aus dem Wasser und kollerte auf dem Tisch herum. Der Künstler konnte auch geheimnisvolle Musik aufspielen lassen, wenn er in seinen Hut einen summanden Spruch hinein murmelte. Den Namen des Wundermannes weiß ich nicht mehr, aber der Mann war in Deschenitz bei Neuern zu Hause.

Wie sollte ich diesen Männern gegenüber treten, seit ich vor einem alten Juden geflohen war, in dem Glauben, er bringe Christenkinder um und wolle mir selbst ans Leben? Besonders an den reichen, gewaltigen Juden aus Lutschab (den Federnlieferanten meines Vaters) dachte ich mit Bangen in jener Nacht; von ihm bezog der Vater den ganzen Vorrath von Federn zum weiteren Vertrieb. Er war ein großer, schöner Mann, in der Haltung sehr würdevoll und gemessen, im Benehmen freundlich und gesprächig. Er kam alle zwei Jahre einmal auf Besuch, bewohnte dann unser Familienstübchen und hielt dort täglich stundenlange geheime Conferenzen mit meinem Vater. In der großen Familienstube erschien er gerne, wenn die Familie mit Knechten und Mägden bei Tische saß. Da stellte er sich in langem pelzverbrämtem dunkelgrünem Schlafrock und aus einer langrohrigen Pfeife blassend vor dem Tische auf, sah alle nach der Reihe freundlich an, stellte kleine Fragen, die er meist selbst beantwortete und schritt dann eine Weile behaglich auf und ab; eine kleine Schwäche, die dabei zum Vorschein kam, wurde hinterrücks viel belächelt, in seiner Gegenwart aber — dafür sorgte der strenge Auftrag meines Vaters — scheinbar nicht beachtet. Trotz alles Blassens kam nie ein Wölkchen Rauch aus dem Munde des Rauchers oder durch den Deckel der Pfeife; und alle paar Minuten wurde Feuer gemacht, der Pfeifendeckel aufgeschneilt, glühender Schwamm eingelegt, dann wieder Deckel zu, bissbiss — und kein Rauch!.. Der nächste und nächstnächste Tag (die Pfingstfeiertage) brachten kein Nachspiel des bitterlichen Abenteuers; wir besuchten vormittags den Gottesdienst, Montag nachmittags das beliebte Pfingstwetrennen, dann einige Stunden den Volkstanz und schienen an alles eher als an meine Flucht im Walde zu denken. Der Vater war freundlich, erleichterte mir den bevorstehenden Abschied durch die Mittheilung, daß er mich zum verwandten Lehrer selbst zurückführen wolle, und wir waren am dritten Morgen unterwegs, durchwanderten den verhängnisvollen Wald und kamen Neuern nahe, ohne daß

der Vater des kürzlichen Ereignisses mit einem Worte gedachte. Er war überhaupt weniger gesprächig, schien über allerlei nachzudenken, ein leichter, geheimnisvoller Zug lag auf seinem freundlichen Gesichte. Als wir in Neuern über die Angelbrücke schritten, sagte der Vater, er habe in einem Hause mit jemand zu sprechen, es werde gleich geschehen sein, ich möge mitkommen und nicht im Freien warten. Gleich darauf, nicht weit vom Hauptplatze des Städtchens, traten wir in ein Haus und wurden von einem jungen Manne in blauer Blouse, die voller Farbenflecke war, auf das Freudlichste empfangen. Der junge Mann war Kalligraph und wie man an der Ausstattung des Zimmers mit Bildern und einer Staffelei bemerken konnte auch Maler. Ich betrachtete mit Entzücken das große Blatt auf dem Tische, das der kunstfertige Mann eben verlassen hatte: eine Art Diplom, mit Figuren, Wappen und prachtvoll zum Theil in Farben ausgeführten Schriftgattungen. Der Vater gewahrte mit Vergnügen meine Begeisterung und sagte: „Nicht wahr, so was zu können, bringt Ehr' und Freude? Vielleicht ist der Herr so gut und will dich in seiner Kunst auch einmal unterweisen?“ Der junge Maler legte mir die Hand auf den Scheitel und sagte freundlich: „Gerne, der Vater möge mich nur bringen!“ . . In diesem Augenblicke gieng die Nebenthüre auf und ein alter, etwas gebeugter Mann mit langem weißem Barte trat heraus und grüßte meinen Vater herzlich als alten Bekannten. Sie sprachen sogleich mit vielem Eifer über allerlei Dinge, die sie beide interessirten, während ich, aufgelöst in Scham und Entsetzen, starr beiseite stand. Das war ja, wie ich nicht zweifeln konnte, der alte Mann mit dem schneeweißen Vollbarte, vor dem ich vor einigen Tagen im Walde entflohen war. . . Glücklicher Weise schien mich der alte Mann nicht zu beachten und auch nicht zu erkennen und empfahl sich bald von meinem Vater, ohne mir auch nur einen Blick zu gönnen. . . Wir waren schon lange wieder im Freien und wanderten auf einer Halbstraße unserm Ziele entgegen, als der Vater lächelnd einen Blick über mich hingeleiten ließ

und mit eigenthümlicher Betonung sagte: „Die schöne Kunst des Malers hat dir also gefallen. Ja, es ist schön, wenn der Mensch etwas kann — und du sollst mir noch in seine Lehre!“ Nach einer Weile setzte er hinzu: „Und den alten Mann mit dem weißen Bart — hast du ihn auch gesehen?“ Ich nickte nur mit dem Kopfe. „Es ist vielleicht derselbe alte Mann, von dem du dich so arg hast schrecken lassen; — er ist kein Jude und der beste Mann der Welt — das merk' dir, Heberl!..“ Der Vater hat mir erst nach Jahren eingestanden, daß er mich hauptsächlich des alten Mannes wegen zu dem jungen Maler geführt hatte, um mich durch eine schwere Beschämung von meiner Juden- und Gespensterfurcht zu befreien: — das Mittel hat trefflich angeschlagen, die Heilung ist gründlich erfolgt; — ich habe später nie mehr an Geister- und Zauberspuß geglaubt und die tollen, ja verbrecherischen Judensagen bekämpft, wo ich konnte. Ich gestehe gerne, daß ich später in meinem Leben Juden zu meinen besten, treuesten und werthtätigsten Freunden gezählt habe...

## 27.

**Rothenbaum.**

Die Tage meines Aufenthaltes in Depoltewitz waren aber schon gezählt. Lehrer und Geistliche suchten meinen Vater zu bestimmen, alle ungewissen Versuche mit mir aufzugeben und mir jene Vorbereitung angedeihen zu lassen, die zu höhern Studien, zum Gymnasium und zur Universität führen. Vater Steinbach, der schon erwähnte Katechet unserer Dorfschule, erbot sich, mir unentgeltlich jenen Unterricht zu ertheilen, der zum Eintritt ins Gymnasium fähig macht. Ein wohlhabender Mann des Nachbardorfes schien sogar werthtätige Nachhilfe in Aussicht zu stellen, wenn es meinem Vater einmal an den nöthigen Mitteln fehlen sollte. So wurde denn nicht mehr gezögert; ich wurde aus Depoltewitz heimgeholt, nach Rothen-

baum, unserm damaligen Pfarrdorf, gebracht, zum Wirt des nur wenige Häuser zählenden Orts in Kost und Wohnung gegeben und der Fürsorge und Belehrung des Pater Steinbach dankbar anvertraut. Das geschah zu Anfang des Herbstes 1829; den Winter über, das nächste Frühjahr bis zur Sommerhälfte, sollte die Vorbereitung dauern, im August dann die Prüfung der Reife für den Eintritt ins Gymnasium abgelegt werden und das wirkliche Studium im Herbst 1830 in Klattau beginnen. Das feste Programm für meine nächste Zukunft wirkte kräftigend auf Geist und Herz; Eltern und Geschwister nahmen lebhaft Theil an dieser Wendung; ich glaubte durch Fleiß eine Ehrenprobe vor den Augen der ganzen Heimat ablegen zu müssen und war mit Eifer hinter den Aufgaben her, die mir der Unterricht auferlegte. Nach einigen Mißverständnissen beim Erlernen der lateinischen Sprache faßte ich bald die Regeln derselben klar auf und vollzog meine Übungen zur vollen Zufriedenheit des geistlichen Lehrers. Die gleichzeitige Ausbildung in der deutschen Sprachlehre gieng befriedigend nebenher und das Memorieren der Lehren der Religion ward eifrig betrieben. Ein Umstand kam mir dabei zustatten, daß ich auch in andern Schulgegenständen, im Rechnen, Schreiben, Lesen in Übung blieb, die der geistliche Herr weniger für seine Aufgabe hielt. Die Pfarrschule stand unter der Leitung jenes Lehrers Johann Klima, dem ich in Hirschau den ersten Schulunterricht verdankte. Er gestattete auf Wunsch des Geistlichen mit Vergnügen, daß ich als Hospitant seinen Lehrstunden beiwohne und die vorkommenden Übungen mitmache. Ihm verdanke ich auch einige Anleitung zum Gesang und Aufmunterung zur Fortsetzung der Übungen auf der Violine, da er meine Mitwirkung bei musikalischen Aufführungen in der Kirche verwenden konnte. Zu letzteren war ich an großen Feiertagen gerne bereit und suchte meinen Part (Violine II) immer vorher fleißig einzuüben, was in der an Schulhaus und Garten stoßenden Scheune geschah. An gewöhnlichen Sonntagen, wo nur Kirchenlieder zur Orgel gesungen wurden,

zog ich es vor, als einer der Ministranten am Hochaltare zu fungieren, was mich ganz glücklich machte. Aber der Lehrer verfügte nur über wenige Gesangsstimmen und wollte meine Mitwirkung nicht vermissen, weshalb er mich öfter, wenn ich bereits im vollen Ministrantenhabit steckte, dringend aus der Sacristei holen ließ und bat, auf dem Emporium auszu-  
helfen. An Wochentagen, bei stillen Messen, mochte ich dann nach Herzenslust am Altare Dienste leisten, mit dem Priester Responsorien wechseln, die Kniee beugen, hier und dort hinknien, das Glöcklein läuten, Wasser und Wein einschenken und am Schluss der Messe vor dem Priester her in die Sacristei zurückkehren. In großer Glückseligkeit fungierte ich zu Ostern als einer der Engel, die am Eingang in das an einem Seitenaltare errichtete Grab Christi zu knien hatten. Aber diese Vorliebe, am Altare zu dienen, hatte auch oft ihre leidenvolle Seite und bedurfte großer Selbstüberwindung. Der in Rothensbaum verlebte Winter war einer der härtesten des Jahrhunderts, häufig 29—30 Grad Kälte weisend. An so argen Morgen hatte ich um 6 Uhr im Pfarrhof auf dem Zimmer des Kaplans, meines Instructors, zu erscheinen und vor Allem an seinem großen Kachelofen mich erst recht durchzuwärmen; wenn wir dann beide, die Arme um den Ofen schlingend, genug Wärme aufgenommen zu haben glaubten, rissen wir uns plötzlich von dem Wärmespender los, verließen im Sturmschritt Zimmer und Haus und liefen förmlich nach der Kirche und Sacristei, wo wir uns bebend in die Kirchengewänder warfen und dann nach dem Altare begaben: kürzere Messen sind nie gelesen worden als damals; in den Rännchen, die Wein und Wasser für den Kelch des Priesters enthielten, fanden wir gewöhnlich starres Eis und beim Betasten der Rännchen blieben Stücke meiner Fingerhaut am Metalle hängen. Natürlich war am Ende der Messe die Flucht aus der Kirche nach dem Zimmer des Kaplans ebenso schnellig als zuvor nach der Kirche. Doch war einmal die Theilnahme an einer heiligen Handlung noch viel leidenvoller und bedenklicher als

das Dienen am Altare bei solcher Kälte. Der Kaplan war zu einer Sterbenden gerufen, um das Sacrament der letzten Ölung zu spenden. Der Tag war einer der kältesten des Winters und der Weg führte nach einer einsamen Bauernhütte am Fuß des Berges, eine kleine Stunde weit entfernt. Da seit kurzem wieder Schnee gefallen war und auf dem alten eine hohe Schichte bildete, war der Marsch zur Kranken ein ungemein beschwerlicher. Der Lehrer, der nach damaligen Verhältnissen verpflichtet war, den Geistlichen zu begleiten, fragte verlegen bei mir an, ob ich geneigt wäre, den Gang diesmal für ihn zu machen; ich sagte bereitwilligst: „Ja!“ und eilte zu dem Priester. Dieser fragte verwundert: „Du willst mit?“ Ich erwiderte ihm ganz munter ebenfalls „Ja“ und der Ausmarsch wurde angetreten. Die Nacht brach herein; die Kälte war markdurchdringend und die Wege über Feld fast ungangbar. Der Priester dicht in einen Mantel gehüllt, das heilige Gefäß und eine Laterne tragend, gieng voran, bei jedem Schritt bis ans Knie im Schnee ein sinkend; ich, im einfachen Röckchen, (das ich auch im Sommer getragen), ein Chorhemd überm Arm und ein Glöcklein in der Hand, gieng dem Priester mit gespreizten Beinen nach und versank oft bis zur Brust in jene Schneevertiefungen, die die Schritte des Priesters ausgeweitet hatten. Endlich, in Schweiß gebadet trotz der Kälte und todtmüde, erreichten wir die Hütte, traten in die Stube — die einzige des Gehöfts — und fanden die Kranke in einem ärmlichen Bette an der Eckwand liegend, die Hände über der Decke gekreuzt, die Blicke aufwärts gerichtet, ein ergreifendes Bild frommer Verzückung. Der Priester sprach nun seine rituellen Texte, spendete die letzte Ölung, munterte die Kranke auf, zu hoffen und zu vertrauen; dann bot man uns eine kleine Stärkung an: Butterbrot mit etwas Honig, und während wir davon genossen, erhielt der Priester die übliche Geldspende und auch mir wurde eine kleine Silbermünze in die Hand gedrückt. Der Rückweg wurde bei völliger Nacht und unter noch größern Schwierigkeiten zurückgelegt,



so daß wir erst spät und ganz erschöpft im Pfarrdorf ankamen; — aber wie selten ein Leid allein kommt, so brachte dieselbe Nacht noch eine Heimsuchung, die leicht meinem Leben ein frühes Ende hätte bereiten können. Um Mitternacht, als im Hause, wo ich wohnte, alles bereits im tiefsten Schlafe lag, brach im rückwärtigen Theil des Gebäudes, wo ein alter Invalide der Grenzwahe wohnte, infolge von Überheizung des Ofens Feuer aus und drohte von den brennenden Dippelbäumen aus die Bodenräume und das ganze Haus zu ergreifen. Gräßlich lautende Feuerrufe weckten uns aus der kaum begonnenen Nachtruhe und jedermann beeilte sich, bei der Hilfeleistung thätig einzugreifen. Auch ich erhob mich bebend vor Entsetzen und eilte im dürftigsten Nachtanzuge nach der Vorhalle, ergriff ein Wasserschaff, das ich am Brunnen füllte und nach der Brandstelle schleppte; der Weg war infolge der Kälte eine spiegelglatte Eiskruste und ich war öfter in Gefahr mit meinem Wasserbehälter hinzustürzen, doch gelangte ich aufrecht bis zum Eingang in die Brandstätte; aber als ich die paar Stufen, die da hinauf führten, erkletterte, glitt ich oben aus, fiel rücklings die Stufen wieder hinunter und goß mir den vollen Wasserinhalt des Schaffes über Kopf und Leib. Achzend strebte ich mich wieder aufzurichten und suchte Rettung vor der Eiskälte, die mich rasch mit einer förmlichen Eiskruste überzog und floh nach der großen Wirtsstube zurück, wo zum Glück, mir auf dem Fuße, die Nachricht eintraf, daß die ärgste Gefahr bereits beseitigt und dem Feuer der Weg nach dem Dachboden verlegt sei. Rasch die nasse, eisige Umhüllung mit einer trockenen wechselnd, fuhr ich unter die noch warme Decke des Bettes, die ich mir schützend über den Kopf schlug; ich genoß noch eines guten Schlafes und erwachte spät am Morgen ohne üble Folgen und wunderbar gestärkt; — ja, die Jugend verrichtet Wunder!... Ihr und frühzeitiger Abhärtung verdanke ichs auch, daß ich trotz der grauensvollen Kälte bei meinen Märschen nach dem Elternheim ferner nicht Schaden litt. Jeden Sonnabend, nach Vollenbung

meiner Aufgaben, wurde der Heimmarsch angetreten. Schneewirbel, Schlossenstürme, Eiseskälte, die alles umher in Todesstarre versetzte, vermochten mich nicht von der Wanderung abzuschrecken. Einige Stunden im Elternhause, bei Vater, Mutter und Geschwistern zugebracht, machten alles überwinden und vergessen; im Frühjahr und Sommer erfolgte dann eine Entschädigung, die mir die Märsche nach dem Elternhause unvergesslich machte. Bei Wärme, Sonnenschein und Lerchenwirbel heimzuwandern, keine Sorge hinter mir, helles Entzücken vor mir — es war zum Seligwerden schon auf Erden! Freilich war der Ausmarsch am Montag früh nicht auch so fröhlich; das Heimweh saß mir unaustilgbar im Herzen, die Thränen, die es mir erpresste, sind nicht zu zählen, aber sie wurden vorsichtig geweint, wo sie niemand sehen konnte, meist unterwegs nach dem Pfarrdorf. Vor dem Abschied saß ich gewöhnlich stille, mit mir kämpfend auf der Ofenbank, jede Thräne, die sich durch die Wimpern drängte und zu Boden fiel, wurde von den Sohlen schnell bedeckt und vertilgt und erst, wenn ich mich besonders standhaft fühlte, sprang ich auf, sagte allen schnell Lebewohl und eilte unaufhaltsam davon — dem Wege, auf dem mich niemand sah, mein Weh und meine Thränen vorbehaltend . . . Weh und Thränen — wie hat sie die Zeit in herzerquickende Opfer der Heimatliebe verwandelt und der Erinnerung labend erhalten! Sie zählen jetzt zu den hellen Freuden, die mir aus jenen Knabentagen herüberleuchten in mein hohes Alter . . . Die Vorbereitung zu den Studien wurde inzwischen fleißig fortgesetzt und nur selten für einige Tage unterbrochen; eine solche Unterbrechung ist mir als ein bezeichnender Umstand jener Tage besonders im Gedächtnis geblieben. Die Geistlichen und insbesondere die Kapläne auf dem Land waren damals so schlecht besoldet, daß sie kaum das Leben erhalten und sich kleiden konnten. Messiegelber, Begräbnis- und Hochzeitsgebühren boten den Kaplänen nicht viel Nachhilfe und so kam für sie eine Art Behent in Übung. Die Kapläne giengen, wenn die Flachsbereitung bis zum

Spinnen gediehen war, in den Dörfern, die zur Pfarre gehörten, von Haus zu Haus und sammelten Gaben dieses Gewächses, das sie später spinnen und zu Leinwand verarbeiten ließen. Ich begleitete meinen Lehrer, Pater Steinbach, durch mein Heimatsdorf und packte die Gaben in einen großen Handkorb, der, als wir kaum die Mitte des Ortes erreicht hatten, schon so überfüllt war, daß er nichts mehr fassen konnte. Ein Inwohner löste mich ab, der einen Schubkarren führte mit einem großen Heuforb, der die Sammlung weiter besorgte. Ich gestehe, daß mich eine Art Schamgefühl ergriff, so oft ich neben dem Priester in ein Haus trat, um die Zehentgabe abzunehmen. Es schien mir eine Entwürdigung des Geistlichen, so von Haus zu Haus Gaben sammeln zu müssen, und als wir in mein Elternhaus traten, glühte ich, wie mir der Magenz später sagte, wie eine Illuminierlampe vor Verlegenheit. Die Leute aber und die Geistlichen selbst nahmen die Sache, weil sie herkömmlich war, nicht so empfindsam und mein Lehrer wußte durchwegs eine Haltung zu behaupten, die seiner Würde nichts vergab. In vielen Häusern ward sein geistlicher Rath erbeten und man reichte die Gabe so reichlich und gerne als wäre man froh, für den gewährten Rath so gleich ein ausgiebiges Geschenk darbringen zu können. Ein Wort des Erfuchens um die Flachsabgabe kam übrigens in keinem Hause über die Lippen des Priesters; man wußte bei seinem Eintritt bereits, um was es sich handle, die Gabe wurde rasch herbeigeschafft und dem Begleiter des Priesters überreicht, während dieser mit den Hofbesitzern über die nächsten Anliegen der Familie freundlich verkehrte. Daß die Flachsabgabe den Kaplanen einen namhaften Vortheil eintrug, erfuhr ich einige Monate später durch meinen geistlichen Lehrer selbst, der mich eines Tages vor den Schrank seines Zimmers führte, diesen öffnete und auf zwei Porzellanteller hinwies, die mit Silbermünzen beide hoch angefüllt waren. „Für Garn und Leinwand“, sagte er lächelnd. Es war kurz vor meiner Heimkehr von Rothenbaum und meiner Prüfung der Reife

für den Eintritt ins Gymnasium. Die Prüfung wurde in Taus, in einem Kapuziner-Kloster abgehalten. Es war kurz nach der Mittagstafel; Reste von Speisen, Geschirre und steinerne Humpen standen noch auf dem langen Tische des Refektoriums; zwei junge Klosterbrüder saßen, vorgebeugt über die Tischplatte, und hielten ihr übliches Mittagschläfchen. Da erschien ein alter ehrwürdiger Mönch mit schneeweißem Vollbart und nahm in Begleitung eines zweiten, etwas jüngern Beisitzers am untern Ende der Tafel Platz. Er ließ sich Proben meiner Handschrift vorlegen, diktierte mir ein Rechenexempel, legte Fragen über Sätzelehren der deutschen und lateinischen Sprache vor und ließ mich einige leichte Sätze aus dem Deutschen ins Lateinische übertragen. Alles gieng gut vorstatten. Bei der Prüfung aus der Religion lief es gar glatt ab und indem ich der Mahnung des Lehrers gedachte, der mir vor der Prüfung gesagt hatte: „Nur frisch, laut, deutlich, ohne Furcht“ — legte ich beinahe überlaut los und weckte dadurch die jungen Mönche, die sich erhoben und schlaftrunken von dannen schlichen. Mein Zeugnis fiel sehr gut aus — alle Klassen lauteten auf vorzüglich . . .

## 28.

**Auszug aus dem Elternhause. Studentelsheim: Klattau. Lehr- und Lernjahre. Besuche von daheim. Bei Saitenspiel; mein Gegenüber. „Maria meine Zuflucht.“ Ende gut, alles gut. Jubeltage, frohe Heimkehr.**

Der Hahn krächte zum drittenmale, die Hausglocke wurde gezogen, es war drei Uhr morgens; auf dem Hausboden, im Stalle fieng es an lebendig zu werden; wohl und weh erregt stand ich auf und eilte nach der Stube, wo es ebenfalls bereits Bewegung gab. Der Abschied, die Ausfahrt, die Reise, die mir vorschwebten, erschienen mir leichter, indem ich mir zu schaffen machte, ich öffnete den Koffer und schloß

ihn wieder, trat an ein Fenster, um die Dämmerung zu prüfen, die noch sehr dicht im Morgennebel schwante; nach und nach erschienen die älteren Geschwister und sagten: „Jetzt wird's ernst“; die Mägde giengen ab und zu und fragten: „Wirst kein Heimweh kriegen?“ Ich schien meiner Sache sicher zu sein und sagte: „O nein!“ War ich doch Studentel, sollte die Welt seh'n, die Stadt, dann und wann heimkommen, alle wiederseh'n, Wunder dort erleben, Freude hier! „O nein!“ sagt' ich. Die Mutter war aufgestanden, um die Morgensuppe zu kochen, die sagte nichts, gieng nach der Thüre, tauchte die Finger in den Weihbronn und sprengte einige Tropfen über meine Stirn: „Dass dich Gott behüte“ hörte ich ihre bebende Stimme sagen. Ich trat abermals ans Fenster, als wolle ich nach etwas sehen, sah aber nichts, da meine Augen feucht wurden und es draußen noch sehr dunkel war. Da erschien auch der Vater in der Stube. Er war schon ganz für die Reise angezogen. Fester Schritts, ohne etwas zu sagen, gieng er durch die Stube nach dem Stall und fragte, ob der Scheck bereits sein Futter habe? Der Scheck beantwortete die Frage selbst, indem er, einen tüchtigen Vorrath Hafer im Maule, den Kopf über die Kaulfe hob und munter über den Stand herausjah. Hatte ja Magenz für alles vorzusehen. Auch das Wägelchen stand bereits vor der Stallthüre, der Sitz war aufgehunden, Heu und Hafer unter ihm wohl untergebracht. Der Vater nickte nur, gieng in die Stube zurück, zeigte nach dem Koffer und fragte, nach mir sehend: „In Ordnung? Zu?“ Ich bejahte und die ältern Brüder ließen sich nicht nehmen, den Koffer nach dem Wägelchen zu tragen, wo sich Magenz eben beschäftigte, Bett und Bettgestelle aufzuladen. Ich wollte seh'n und helfen, wurde aber nach der Stube gerufen, wo die Mutter Kaffee bereitet hatte für das Studentel, das einst geistlich werden sollte. . . . Der Kaffee mußte mich sehr gestärkt haben, da ich einige Minuten später, auf das Wägelchen gestiegen, mit den um dasselbe Versammelten noch reden konnte; das Reden

hörte aber auf, als der Vater, den Schecken am Zügel, rasch mir folgte, neben mir Platz nahm und sagte: „Ins Herrn und Gottes Namen — hi!“ Jetzt hörte man nur den Schecken ausgreifen und die Räder im Sande knirschen, die Versammelten bildeten eine lautlose Gruppe; die Mutter drückte die Schürze in die Augen, der Maxenz fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Brauen, Brüder und Schwestern konnten den Abschiedsgruß nicht mehr sagen, sie liefen noch eine Strecke hinter dem Wägelchen her, bis dieses oberhalb des Gartens eine Schwenkung machte und im Morgennebel verschwand . . .

Vom Nebel umfangen, stille nebeneinander sitzend, fuhren wir lange dahin, Hügel auf und ab und endlich eine ebene Halbstraße dahin, bis es mählich wieder aufwärts gieng und die breite schöne Landstraße erreicht wurde, über die der sich lichternde Nebel hin und her wogte und bald aufwallend, bald wieder den Brodem der Erde suchend, in weißgraue Schleier zerriß und der aufgehenden Sonne Raum schaffte, die aus Morgenroth und vergoldeten Wolken vordringend den Tag ankündigte und ihm siegreich Bahn brach. Wir hatten jetzt, im Licht des schönsten Herbstmorgens, das weite Angelthal vor uns mit Dörfern, Kirchen, Schlössern und rechts am südwestlichen Horizont den Böhmerwald mit seinen kräftig aus den Thälern aufsteigenden dunkelwaldigen Hügeln, Höhen, Bergen, deren höchste Spitzen der Oßer und Arber bilden . . . Gerade vor uns, rechts neben einem waldigen Hügel, tauchten bald auch die fernern Thürme der Kreis- und Gymnasialstadt Klattau auf mit ihren im Glanz der Morgensonne schimmernden Kuppeln und Kreuzen. Ihr Anblick wirkte märchenhaft auf mein Gemüth, dem Vater aber löste der Anblick die Zunge, die bisher von Nachdenken und stiller Wehmuth gebunden war; er begann mir in längerer Rede, erst mit umflorter, dann mit freier Stimme ans Herz zu legen, was für mich fortan das Erste und Heiligste bleiben solle. „Sei brav und fleißig,“ lautete ungefähr sein Mahnwort. „Halte dich an

Gott, den Herrn, und seinen Sohn, unsern Erlöser, habe immer die Eltern vor Augen, die dein Bestes wollen, aber die nur wenig beitragen können, dein Leben leicht zu machen; der Geschwister sind so viele und die Zeiten sind so schwer; du hast ja selbst gesehen, wie bei den Lasten, Steuern und Gaben, bei schwacher Ergiebigkeit der Ernten und Geschäfte fast nicht durchzukommen ist; nur Gott, der Herr, kann helfen und sein Sohn, der uns erlöst hat; sie rufe täglich an im Gebet, und auch Maria, die Gnadenvolle, bitte sie, ihre himmlische Güte und Macht walten zu lassen, daß du heil durchs Leben kommen mögest. Amen, mein Sohn; noch einmal: brav sein, fleißig, ehrlich und fromm, so wird dich Gott in seinen allmächtigen Schutz nehmen und dir gnädig bleiben dein Leben lang in Leid und Freud, in Gefahren und Sorgen, in Kummer und Noth!" . . . Meine Brust war voll zum Berspringen; der Mahnung des Vaters nachzuleben, spornten alle Triebe des Herzens; heiß und mächtig war meine Sehnsucht, mich zu bewähren, aber auf des Vaters Lehre und Mahnung etwas zu erwidern, war ich nicht im Stande. Dumpf und stille blieb ich sitzen, als der Vater geendet hatte; lange waren wieder nur die Schritte des Schecken und das Knirschen der Räder hörbar, bis es endlich die letzte Steigung vor Klattau hinaufgieng, und auf einmal die Stadt, um eine hübsch aufsteigende Höhe gelagert und dieselbe mit Kirchen und Thürmen krönend, mit ihrem Anblick überraschte. Der Vater hatte, das Wägelchen wieder abwärts lenkend, gerade noch so viel Zeit, um auf die verschiedenen Thürme der Stadt, voran den bedeutamen „schwarzen“ Thurm, aufmerksam zu machen und die Kirchen zu nennen, zu denen die Thürme gehören, als wir die Reichsstraße der Stadt erreichten, bis zum Hauptplatz, dem „Ring“, vorfuhr, dann links und bald wieder rechts einbiegend an das damals noch vorhandene Prager Thor gelangten, neben welchem ich, im Hause eines Kaufmanns Eger, bei einer Witwe Kubasch, die noch drei Studenten beherbergte, Wohnung erhalten sollte . . . Zwei Stunden später

drückte ich, zuckend von verhaltenem Weh, mein Gesicht an die Brust des wieder scheidenden Vaters und dann in die Mähne unseres Scheffers, der wohlgestärkt den Kopf hob und kräftig ausgriff, um das Wägelchen wieder heimzuziehen, woher es gekommen war; dann gieng ich dumpf und stille nach der kleinen Wohnung, lächelte zu den freundlichen Worten der Quartierfrau, setzte mich auf meinen Koffer, legte den Kopf in die Hände und hörte die Mägde wieder sagen: „Wirft kein Heimweh kriegen?“ und „O nein“, hatte ich morgens beim Abschied gesagt; — wohl mir, daß mich jetzt mit dieser Frage niemand in Versuchung führte! Schon die Sorge, daß es geschehen könnte, scheuchte mich wieder auf und fort, ich floh vor dem Heimweh und floh gerade in der Richtung nach der Reichsstraße, wo ich morgens hereingekommen war: stumm, regungslos, die Hände über den Augen, sah ich nach der Heimat hin, die ich nun für die Dauer von sechs Jahren nur während der Ferientage wieder sehen durfte . . . Sechs Jahre; eine lange Zeit; eine Zeit voll heller und trüber Erlebnisse; aber eine Zeit, schon deshalb lieb und unvergesslich, weil sie der aufstrebenden Jugend angehörte, die eine Welt voll Arbeiten, Hoffnungen, Ideale, Bedrängnisse und Ehren umschloß und im ganzen den Lehren und Mahnungen des Vaters wohl entsprach . . . Klattau war damals eine Stadt von 6000 Einwohnern. Das Kreisamt und Kreisgericht hatten daselbst ihren Sitz; das Hardegg-Kürassierregiment lag hier seit vierzehn Jahren in Garnison; das Gymnasium, von Benediktinern aus St. Emaus in Prag geleitet, sechs Jahrgänge, wie damals üblich, umfassend, wirkte hier, gut besucht und von der Stadt erhalten. Das Gymnasium war deutsch, Kreisamt und Kreisgericht amtierten deutsch; deutsch war selbstverständlich das Militär-Commando, deutsch amtierte das Bürgermeisteramt und Stadtcollegium und deutsch war die Unterrichtssprache in der Bürgerschule. Nimmt man hiezu, daß die Bürgerschaft durchwegs deutsch sprach und Arbeiter wie Dienstboten, die sich der czechischen Sprache bedienten, zumeist



auch deutsch verstanden und in dieser Sprache sich zu verständigen wußten, so wird nur eine Thatsache bezeichnet, wenn man sagt, daß Klattau damals eine deutsche Stadt war. Mir, dem Ankömmling aus einer rein deutschen Gegend, kam das natürlich sehr zu statten; ich konnte mich der Muttersprache im Umgang bedienen, fand die Muttersprache im Unterricht in Übung und erfuhr später durch den Umstand, daß die deutsche Sprache in gebildeten Kreisen und Familien warm gehegt und gepflegt wurde, eine nennenswerte Förderung. . . .

Trug somit der deutsche Charakter der Stadt, der mir gestattete, mich der Muttersprache zu bedienen, nicht wenig bei, mir die Fremde traulicher zu machen und dadurch das unüberwindliche Heimweh abzdämpfen, so halfen noch gar manche Umstände, die mir neu und überraschend waren, erfolgreich zusammen, mich anzuziehen, zu zerstreuen und zu trösten. War Klattau auch nur eine kleine Stadt, so erschien sie doch mir, der aus dem Dorfe kam, groß und bedeutungsvoll genug, um meine Aufmerksamkeit und Bewunderung längere Zeit zu fesseln. Jede freie Stunde fand mich auf der Wanderung durch die regelmäßig angelegten Straßen, deren wichtigste nach dem großen Hauptplatz, dem „Ringe“, mündeten; die Läden mit ihren Schildern, besonders die Seifensieder mit ihren Niesenlöwen, welche Kerzen in ihren Tagen hielten, und die Tabakrafiken mit ihren Türken an den Ladenthüren, waren mir besonders auffallend; dazu kam die Bewegung in den Gassen, das andauernde Bimbeln der kleinen Ladenglocken und der Anblick der so mannigfaltigen Waren in den Auslagen; das am frühen Morgen beginnende, während des Morgens sich oft wiederholende und Mittags auf allen Kirchtürmen zugleich durcheinandersummende Glockenläuten regte wunderbar an gegenüber der Dorfstillen, aus der ich kam. Was aber all mein Erstaunen weit überbot, das war das ganz neue militärische Leben, welches Klattau damals bot. Schon die Hauptwache auf dem „Ringe“ neben dem schwarzen Thurm machte der Neugierde und Spannung viel zu schaffen. Der stramm

auf- und abgehende Wachposten in Helm, weißer Uniform und schweren bespornten Kanonenstiefeln, den damals üblichen Karabiner im Arm, war eine Sehenswürdigkeit. Kam nun der auf dem Platze wohnende Obrist bei seinem Gange nach der Kaserne an der Wache vorüber und rief diese wie am Spieße steckend: „G'wehr aus!“ da entwickelte sich ein Schauspiel, das der kleine Student nicht oft genug sehen konnte: aus der Wachstube stürzten die zum Wachdienst commandierten Kürassiere, rissen ihre Karabiner von der Wand, formierten sich mit wunderlicher Behendigkeit in Reih und Glied und blieben so wie Marmorbilder regungslos, bis der Obrist vorüber war; dann genügten ein paar Commandoworte, um eine Schwenkung, das Zurückstellen der Gewehre und das Zurückkehren in die Wachstube zu veranlassen. Dasselbe, noch etwas anziehendere Schauspiel entwickelte sich bei der Wachablösung, zum Morgen- und Abendgebet, wobei ein Trompeter die „Retraite“ blies. Das Ausrücken zum Exercieren, Sonntags der Parademarsch nach der Kirche zogen noch mehr an; aber alles wurde überboten durch das bald nach meiner Ankunft in Klattau beginnende Herbstmanöver des ganzen Kürassierregiments auf einer ausgedehnten Ebene neben der nach Prag führenden Straße. War schon der einzelne Mann zu Pferd, in voller Rüstung, mit Kürass und gezogenem Schwert, ein imposanter Anblick, so fesselten die Massen in Linien, insbesondere aber bei heftigen, im Carrière ausgeführten Attacken mit athemlosem Erstaunen. Ich konnte diesem außerordentlichen Schauspiel während der ersten, fast beschäftigungslosen Schultage die erwünschte Zeit und unbegrenzte Bewunderung widmen, wurde aber dann enger und enger in die Schranken meiner Pflichten eingeschlossen und darin fortan auch festgehalten . . . Sind damit die Hauptlinien gezogen, um den Schauplatz meines neuen Lebens anzudeuten, so mag im Folgenden, gedrängt und anschaulich, das Wesen, Streben, Dulden und Ringen des kleinen Studenten mitgetheilt werden mit den Zuständen, Erfolgen, Entwicklungsstadien des Geistes und

Leibes durch sechs drang- und belangvolle Knaben- und Jünglingsjahre . . . Der Beginn der Studien war mehr anregend und nach außen anziehend als Geist und Fleiß in Anspruch nehmend. Da war zuerst das „Heiligengeistamt“, das die sämtliche Jugend im Gymnasialgebäude, einem alten, aufgehobenen Kloster, versammelte und in langem, feierlichen Zuge, die jüngsten voran, unter Führung der Professoren über den Ring nach der Jesuitenkirche leitete. Still gerührt, verlegen und auch gehoben gieng ich in der Reihe meiner kleinen, noch unbekanntem Kollegen und dachte, während die Glocken läuteten: „Wenn das Vater und Mutter sehen könnten!“ Dem Heiligengeistamte folgte eine Versammlung in den einzelnen Lehrzimmern, wo die Anordnungen der Professoren bezüglich der Lehrstunden-Eintheilung und Anschaffung der Lehrbücher erfolgte; eine Überraschung versetzte mich dabei in eine glückselige Stimmung. Der Professor unserer Classe, Vater Karl, ein Deutscher aus dem böhmisch-sächsischen Grenzgebiet, kaum mittelgroß, mit freundlichrundem Gesicht und blonden, nach dem Nacken gestrichenen Haaren, hatte bei der Durchsicht unserer eingereichten Nationale an meiner Handschrift Wohlgefallen gefunden und lud mich nebst drei andern Mitschülern, die ihrer Handschrift wegen Gnade gefunden, wohlwollend auf sein Zimmer, um nach seinem Diktando die nöthigen Kataloge zu schreiben. Die Ehre machte mich überglücklich. Die Arbeit wurde nachmittags und am andern Morgen, der schulfrei war, zur vollen Zufriedenheit des Professors durchgeführt und ich betrachtete es als erfreuliches Anzeichen, daß die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen des Lehrers mir fortan treu bleiben werde, als nach einigen Unterrichtstagen unter den ersten, die der Professor zum Examen aufrief, auch ich mich befand. Der Erfolg war glücklich und ich faßte es als besondere Gunst auf, daß ich in nächster Zeit öfter, vornehmlich, wenn die Aufgerufenen die Antwort schuldig blieben, zur Prüfung ausersehen wurde. Entsprechende schriftliche Arbeiten bestärkten den Professor in dem Wohlwollen und Vertrauen,

dass er an mir einen standhaft fleißigen und aufmerksamen Schüler habe, und diese Gunst blieb mir treu durch all die ersten vier Jahre, welche Vater Karl den Unterricht in allen Gegenständen, mit Ausnahme der Religionslehre, ausschließlich leitete . . . Meiner äußeren Lage, wie sie anfangs war und sich allmählich gestaltete, sei auch ein Wort gelinder Wehmuth gewidmet. Ich war, wie erwähnt, im Hause eines Kaufmanns Eger bei einer Witwe Kubasch einquartiert; ein Mitschüler und dessen Bruder, Lehrer-Präparand (beide aus Neugebein) nebst einem Hörer des fünften Jahrgangs des Gymnasiums, waren meine Genossen. Das wenig umfangreiche Zimmer ebener Erde mit dem Eingang aus einem Hinterhof und mit einem Fenster nach einer Nebenstraße, war fast peinlich genau unter uns getheilt, so dass ein jeder ein Bett, ein Tischchen, eine Stelle für seinen Koffer erhielt und ein größerer Tisch inmitten des Zimmers allen gemeinsam zur Verfügung stand; auf diesem Tische wurde jede schriftliche Arbeit verrichtet und abends zur Erparung von Licht beim Schein einer billigen Unschlittkerze gemeinsam studiert. Aber auch gegessen wurde an diesem Tische und zwar nach Art der mehr oder minder günstigen Verhältnisse der Eltern. Für die beiden Brüder — Söhne eines Oberlehrers — die auch häufig Sendungen von Schinken und Kuchen erhielten, wurde von der Quartiersfrau einfach bürgerlich gekocht; für den Hörer des fünften Jahrganges des Gymnasiums mussten die vom Elternhause gesendeten Lebensmittel kalt oder warm zugetheilt werden und die gleiche Lage bedingte auch bei mir die gleiche Ernährungsweise. Brot, Mehl, Butter, Käse, Salz und Kartoffel wurden gleich bei meiner ersten Fahrt nach Klattau mitgebracht und jeden Monat erneuert, so dass der Quartiersfrau nur oblag, morgens und abends eine Suppe, mittags ein Mehl- oder Kartoffelkoch zu besorgen. Satt ist satt und so könnte ich nicht sagen, dass mir jemals die Versuchung, besseres zu wünschen, zu schaffen gemacht hätte. Lernen, von allen gut gelitten werden, das war meine alles überbietende Sorge und die

kurzen Briefe an die Eltern lauteten immer beruhigend: „Es geht gut.“ Eines Tages — ich besah mir eben auf der Karte den Wendekreis des Steinbocks — steckte sich ein gerührt-lächelnder Kopf zur Thüre herein — ich sprang mit einem Aufschrei der Freude hinzu — es war Maxenz, unser Oberknecht, er brachte neue Nahrungsmittel und schöne Grüße „von Zuhause“. Von Maxenz zu unserm Schecken auf der Straße war dann nur ein Sprung; und als dieser wie freundlich verwundert den Kopf hob und mich ansah — da war's, als hörte ich unsere Mägde wieder sagen: „Wirßt kein Heimweh kriegen?“ Ich hätte nicht gleich wie beim Abschied: „O nein“ sagen können . . . Das gab eine Stunde lang große Wirrnis in meinem Gemüth; Elternhaus, Vater und Mutter und Geschwister standen wieder leibhaftig vor mir und wie in schwerem Banne schien ich in der Fremde festgehalten und von allen Lieben verlassen . . . Das Abladen der Nahrungsmittel und einige Mittheilungen an die Quartiersfrau hatten Maxenz abgehalten, meinen Zustand näher ins Auge zu fassen; als er endlich fertig war und ins Wirtshaus fuhr, um sich und dem Schecken Ruhe und Stärkung zu verschaffen, gieng ich mit, fühlte mich wieder gefasster und wurde nicht müde, nach allem und jedem in der Heimat zu fragen — natürlich zuerst nach Eltern und Geschwistern — aber zumeist nach andern Dingen, da mir jede, auch erfreuliche Nachricht über jene schmerzliche Bewegung erregte. Und Maxenz hatte glücklicher Weise vieles mitzuthellen, was in der Heimat geschehen war und mich interessierte. Eine Hochzeit war gefeiert worden, seit ich aus der Heimat geschieden, die erste Hochzeit, die ich nicht mit angesehen; ein Wirtshausgefecht (a Ghraff) hatte bei unserm Dorfwirt stattgefunden und ich hörte viel von glorreichen Siegern und schwer verletzten Besiegten; das Kirchweihfest war vorübergegangen, das erste seit meiner frühesten Kindheit, ohne das ich auch gesehen und mitgenossen hatte; in meinem Gemülthe sah es wieder sehr bedenklich aus, besonders da mir Maxenz mittheilte, das er, was

man damals „auswandern“ nannte, nur mehr kurze Zeit in meinem Elternhause dienen und dann nach Baiern ziehen und dort Dienste nehmen wolle. Da wars höchste Zeit; ich nahm einen Augenblick wahr, wo Magenz nach dem Schecken sehen wollte, umfieng urplötzlich seinen Oberarm, presste die Stirn daran, faßte mit der Hand nach seiner Wange und entfloh, ohne ein Wort zum Abschied sagen zu können . . . Es war ein Glück, daß ich erst später erfuhr, ich habe an diesem Tage auch unsern Schecken zum letztenmale gesehen, der über die Grenze verkauft war, ich wäre beim Abschied nicht so leicht weggekommen . . . Als es Abend wurde, wanderte ich besonders schweren Herzens die Allee vor dem Prager Thore zu der kleinen Kapelle, die einer wunderthätigen Maria gewidmet ist; es war mein täglicher Abendgang, um dort ein stilles Gebet zu verrichten und nach des Vaters frommem Rathe Marien um Stärkung und Segen zu bitten; und ich verließ wirklich die Kapelle getröstet und fand bei meiner Rückkehr in die Wohnung auch eine weltliche Erheiterung des Gemüths. Magenz hatte mir meine bei der ersten Fahrt nach Klattau daheim vergessene Violine mitgebracht, die ich, da der Bogen zerbrochen war, eigenthümlich zu stimmen und auf Art einer Guitarre zu spielen pflegte. Heimische Ländler- und Volksliederweisen, mit denen ich im Elternhaus erfcunt hatte, erquickten jetzt mein Herz in unsäglicher Art und ich griff, so oft ich allein war, zu meiner Erbssterin, ohne in nächster Zeit zu merken, daß mein Spiel auch sonst noch einen lieben und wie ich nachträglich entdeckte, wohlwollenden und dankbaren Zuhörer habe . . . Gegenüber dem Fenster, an welchem ich meine bescheidene Kunst ausübte, im ersten Stocke, wohnte ein Verpflegsofficier, dessen etwa zehnjähriges Töchterchen morgens und abends an ein Fenster kam, um die in zwei Käfigen gehetzten Lieblinge, einen Kanarienvogel und einen Hänfling, zu füttern und mit ihnen zu kosen. Es war allerliebft, das engelhaftige Gesichtchen, umwallt von blonden, bis auf Schultern und in den Nacken herabwallenden Locken hinter und zwischen

den Käfigen lächeln, locken und zwischen den frischen gespitzten Rippen Stückchen Zucker reichen zu sehen; silberhelles Auf-lachen, entzücktes Händeklatschen erfolgte, wenn die Lieblinge mit freudigem Hüpfen und Flattern die Liebesgaben holten und zwitschernd von Sprosse zu Sprosse flogen . . . Verstoßen und selbstvergessen hatte ich schon manchmal dem idyllischen Spiele zugesehen und es noch öfter, jedoch vergebens, erwartet. Acht Tage lang erschien um die bestimmte Stunde eine ernste Frau, wahrscheinlich die Mutter des schönen Kindes, und besorgte die Verpflegung der Vögelchen; es schien, als wäre das Erscheinen des Engelschens für immer vorüber; aber da war es eines Tages wieder, gerade als ich, stille vor mich hin sinnend, auf der Violine meine Weisen kimperte. Ich zuckte erschrocken und entzückt zusammen, als mein Auge, einer liebgewordenen Gewohnheit folgend, nach dem Fenster mit den Käfigen blickte und das Lockenköpfchen zwischen denselben lächelnd herabhorchen sah. Ich vermochte nur mit großer Anstrengung mein Spiel fortzusetzen und schloß es erst, als das Lockenköpfchen, von einer Frauenstimme gerufen, hinter den Käfigen verschwand . . . Einige Wochen lang gewährten mir solche Stunden, die nach und nach idyllischen Ständchen nicht unähnlich sahen, große, erquickende Seligkeit, bis eines Tages die Käfige aus dem Fenster verschwanden, die Vorhänge heruntergenommen wurden und ein Frachtwagen vor dem gegenüberliegenden Hause mit den Möbeln des Verpflegsofficiers beladen wurde. Dieser war nach einer andern Garnison veretzt worden und reiste, während ich ahnungslos in meiner Schulstube saß, mit Familie und Käfigen auf Nimmerwiederssehen ab . . . Die Marienkapelle hatte wochenlang an meinem Herzen zu beruhigen und ein fast wilder Trieb, mich in meine Studien zu vergraben und dadurch Trost zu finden, bemächtigte sich meiner; zu diesen Tröstern gesellte sich glücklicher Weise bald eine mächtig wirkende Hoffnung — die Hoffnung, meine erste Heimkehr zu feiern. Der Spätherbst war gekommen, der erste Schnee war gefallen und Weih-

nachten, das liebliche Fest für Kinderherzen, rückte näher. Wir sollten die üblichen drei Tage frei haben und die Erlaubnis erhalten, die freien Tage im Elternhause zuzubringen . . . War das ein Ausmarsch am Vorabend des heiligen Festes! Durch dichte Schneemassen, die selbst die Heerstraße schwer gangbar machten, bei fünfzehn Graden Kälte, bei schneidigem Nordwestwind und in einfachem Röckelchen, gieng es durch das Reichsthor hinaus, den nächsten Höhenzug hinauf und in Gesellschaft von Mitschülern aus der Heimat nach Westen weiter. Der Sturmwind zauste in unserm Haare, Schneehügel bildeten sich auf den Rüsten unserer Stiefel, aber die Wangen glühten, die Augen glänzten und die Spazierstöckchen fochten lustig in den am Tragen von Handschuhen noch unschuldigen Händen! . . . Es war schon spät am Abend, als ich in die Nähe meines Elternhauses kam. Aus weiter Ferne klang das Bellen von Hofhunden, über das weiße Schneefeld lief hie und da ein Haase. Das Licht, das in der Familienstube brannte, wurde jetzt einen Augenblick unsichtbar, eine Gestalt, die vom Gartenzaun herkam, lenkte dasselbe ab; ich ahnte, wer mir entgegen gieng — der Vater wars, der über meine späte Heimkehr unruhig geworden: „Bist du?“ hörte ich ihn endlich rufen; — einige rasche Schritte und ich hatte seine Hand in meinen Händen und gieng neben ihm freudebebend dem Elternhause zu. Dort gieng eben die Hausthüre auf — die Mutter wollte seh'n, ob ich denn immer noch nicht komme? — Da war ich aber schon und hieng an ihrem Halse; hinter ihr gieng die Stubenthüre auf und in freudigem Gewirre drangen Stimmen heraus und hinter ihnen die frohbewegten Geschwister . . .

Am Weihnachtsmorgen waren alle Wanderbeschwerden vergessen, ich erschien mit den jüngern Geschwistern gleichzeitig am Bescherfisch und fand wie in frühen Kindertagen meinen Teller mit Äpfeln und Nüssen gefüllt; das Glück der Kindheit überkam mich wieder und blieb mir treu bis zur Stunde des Abschieds. Der Vater ließ sich über Fleiß, Aufführung und



Studien berichten, war zurückhaltend mit seinem Lobe, aber unermüdet in Aufmunterung zu weiterem Eifer; wiederholt überraschte ich ihn, wie er unter vier Augen der Mutter und in Gegenwart von Nachbarn sich gerührt und lebhaft ausließ über seine Zufriedenheit mit mir; er brach dann schnell ab in seinem Lobe, denn ich sollte es nicht hören und sollte nicht eitel gemacht werden. Beim Abschied gab mir der Vater seinen Segen und seine frühern Lehren mit auf den Weg, die Mutter war heftiger bewegt und die Geschwister besorgter wegen des argen Wintersturms und Schneegestöbers, die die Wege unfahrbar machten und mich zwangen, den Weg nach Klattau zu Fuß zurückzulegen. Im einfachen Röckelchen, das Wanderstöckchen in der Hand, wie ich gekommen war, so brach ich wieder auf und schien wohlgemuth ins Unvermeidliche mich zu ergeben; der älteste Bruder begleitete mich bis zur Stelle, wo die gefährlichen Landwege endeten und die Reichsstraße begann. Ich hatte noch so viel Fassung, von dem rückkehrenden Bruder mich zu verabschieden und ihm noch viele Grüße für alle mitzugeben; dann aber brach es los und ich stürmte weinend, von Heimweh und namenlosem Schmerz durchschüttert, die Straße weiter, ohne Halt und ohne Rast, bis ich am Reichsthor in Klattau anlangte, die Prager Straße durcheilte und mein bescheidenes Quartier erreichte. Hier nahm ich mich wieder ordentlich zusammen, grüßte Quartierfrau und Zimmergenossen mit fester Stimme und schien beruhigt und gefaßt die übliche Lebensweise wieder aufzunehmen. Aber mein Gemüth hatte noch viele Tage zu ringen mit einem tiefen, allgemeinen Weh, das noch einmal heftig durchbrach, als bald nach Neujahr ein Wägelchen mit Lebensmitteln aus dem Elternhause vorfuhr, bespannt mit einem hellbraunen Pferde und gelenkt von einem neuen Oberknecht; Wagnz und der Scheck waren richtig fortgezogen. . . . Doch die Zeit, die verwunden hilft, sie heilt auch wieder. Studien, Belobungen, Marienandachten, Violinübungen halfen zusammen, mich wieder getrost zu stimmen; der Fasching that noch etwas

ganz besonderes hinzu, mich wenigstens zerstreuen zu helfen. In Klattau waren Maskenzüge üblich, die jeden Abend von Haus zu Haus giengen, in Familienstuben Tänze ausführten und die Jugend, die sie vorfanden, in ihre Wirbel zogen; wir Studentchen durften dem Treiben in der Stube des Kaufmanns zusehen, doch war uns die Theilnahme an demselben streng verboten. Das Verbot bewirkte aber bei einheimischen und älteren Studiosen nur, daß sie selbst maskiert die Umzüge und Tänze mitmachten, mehrfach sehr zum Nachtheil der Studien und Sitten. . . . Zu Beginn des Frühjahrs erfolgte der Abschluß des Studienhalbjahrs; nach einer feierlichen Prüfung bekamen wir Zeugnisse: das meinige enthielt in Sitten und allen Gegenständen Vorzugsclassen (Eminenzen). Über der großen Freude, meinen Eifer so belohnt zu sehen, vergaß ich alle Mühen, Sorgen, sogar das Heimweh; ich schickte dem Vater das Zeugnis und war nun bei schönem Wetter zu jeder freien Stunde ein glücklich ausschwärmender Gast der freien Natur, mit Büchern und Hefen in der Tasche, die studiert sein wollten. Einem herrlichen Frühjahr folgte ein eben so gelungener Sommer; dem Sommer ein unvergeßlicher Abschluß des zweiten Studienhalbjahrs. . . . Am ersten August 1831 erfolgte die sogenannte Classenlesung. Es war ein feierlicher Act auf dem Rathhause. In einem großen Saale war eine Rednerbühne errichtet und ihr gegenüber nahmen auf einem erhöhten Ehrenraume die Professoren und Honoratioren Platz, vor dem in der Mitte des Halbkreises sitzenden Gymnasial-Präfecten stand ein grün überzogener Tisch mit schön gebundenen Prämiensbüchern. Auf ein Zeichen des Präfecten ertönte ein Tusch von Blechinstrumenten mit Paukenwirbel; ein Schüler der höchsten Gymnasialclassen erstieg die Tribüne und hielt eine lateinische Festrede, deren Schlussworte wieder von Tusch und Trommelwirbel begleitet wurden. Hierauf erfolgte die Classenlesung aus einem gedruckten Hefte, das in sechs Abtheilungen alle Classen des Gymnasiums umfaßte. Jeder Professor las die Schüler seiner Classe mit der

Classification eines jeden; voran gieng die Lesung der Namen des Prämiirten und der ihm zunächst folgenden Vorzugschüler. Praemio donatus erhielt, indem er unter Trompetentusch und Paukenwirbel auf das Podium vor den Präfecten trat, das bestimmte Prämienbuch; die ihm zunächst kommenden Zwei (Accessiten) betraten unter musikalischer Ehrenbezeugung das Podium und hatten sich nur dankend zu verneigen. Unser Praemio donatus war ein Baron Rog; der ihm zunächst Kommende (primus accedens oder erster Accessit) war der Sohn des Bürgermeisters Suchanek, der zweite Accedens war ein mir innigst befreundeter Landsmann, Kollros aus dem Böhmerwalde. Nur der Eigenthümlichkeit wegen und weil der Fall einiges Aufsehen erregte, sei hier meine Classificationsrubrik besonders vorgeführt; die Gegenstände waren lateinisch verzeichnet; ebenso mein Name: Josephus Rank, Friedrichsthalensis. Die Rubrik der Classification sah folgendermaßen aus:

Sitten	Religion	Latein. Grammatik	Geo- graphie	Arithmet.
Em.	Em.	Em.	Em.	Em.

Die Feierlichkeit schloß mit einem deutschen Vortrag, gesprochen von einem Schüler der fünften Gymnasial-klasse... Als ich nach der Feierlichkeit vor das Rathhaus trat, fand ich meinen Vater, umringt von Landsmännern aus dem Böhmerwalde, die ebenfalls studierende Söhne abzuholen hatten; sie waren eben daran, auf meine Classification zeigend den Vater lebhaft zu beglückwünschen. Mit feuchten Blicken hörte er ihnen zu und nickte nur in Gedanken; mich erblickend, faßte er nach meinem Arm, empfahl sich von den Landsleuten und gieng mit mir nach der Schenke, wo unser Pferd und Wägelchen eingestellt waren. Wir aßen und tranken,

aber sprachen nichts. Ein freudiger Schimmer lag auf des Vaters Gesicht, die Augen blieben umflort. Erst als wir auf unserm Wägelchen saßen und die Stadt im Rücken hatten, löste sich der Bann, der die Zunge des Vaters bisher gefesselt hatte; er lobte mich mit Worten, die von Herzen kamen, munterte mich auf, auch künftig brav zu bleiben, das sei doch das Schönste und Beste und selbst fremde Leute hätten ihre Freude daran. Dann forschte er, wie es komme, daß mir doch noch drei Mitschüler zugekommen seien? Was denn diese Besonderes geleistet hätten und ob denn das nicht mir auch zu leisten möglich wäre? Daß der Allervorderste, der Prämierte, ein Baron sei, das, meinte der Vater, möchte die Sache schon etwas begreiflich machen; auch wär' es für den Zweitvordersten sehr günstig, daß er der Sohn des Herrn Bürgermeister sei; aber der Dritte? „Woher ist der? Wer sind seine Eltern?“ Ich sagte: er sei ein Landsmann; er habe nur noch eine Mutter, die eine kleine Wirtschaft im Böhmerwald besitze. Er sei ein sehr braver, außerordentlich fleißiger Mitschüler, sei mein Freund, und verdiene seine Auszeichnung. Der Vater schwieg eine Weile, dann sagte er: Wie diese drei Vordersten, Einer nach dem Andern, unter Trompeten und Pauken vor die Honoratioren getreten seien, das hätte niemand mit trockenen Augen sehen können; er, der Vater, habe sich unversehens gedacht, daß ich selbst einer der dreien sei — und was das für eine Wirkung auf ihn gemacht habe! Er schwieg hier eine Weile, dann schloß er halb in Gedanken: „Vielleicht wird so was auch noch einmal! . . .“ Der gute Vater! Ja wohl erlebte er so was noch und zwar nicht bloß einmal! Im nächsten Jahre war der Erfolg derselbe wie im ersten Jahre, durchaus Vorzugsclassen; doch schon im dritten Jahre stand mein Name als zweiter Accedens hinter dem Prämierten und ich durfte unter Trompeten- und Paukenschall auf das Podium vortreten; am Schluß der drei letzten Gymnasialjahre stand ich als erster Accedens auf dem Classenhefte gedruckt und Trommel- und Trompetenschall begleiteten

meinen Vortritt und die heftig ausbrechenden Thränen meines Vaters . . . Diese Andeutungen mögen genügen, die Erfolge meiner Gymnasialstudien im allgemeinen darzuthun; in einem flüchtigen Rückblick sei noch gestattet, Folgendes zu berichten . . . Professor Karl Kilian blieb, wie erwähnt, die ersten vier Jahre unser Lehrer in allen Gegenständen, die Religion ausgenommen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich Pater Karl einen Meister und ein Muster seines Lehramts nenne. Streng und gerecht in der Behandlung der Schüler, war er klar und gewandt im Vortrag und unermüdblich in seinem Bestreben, auch die schwächeren und lässigeren Schüler so weit zu fördern, daß sie mit einigem Anstand von Classe zu Classe vorwärts kommen konnten. In guten Stunden war seine Laune originell und da konnte es geschehen, daß er einem unaufmerksamen Schüler, der in dem Glauben, unbeachtet zu sein, Alotria trieb, bis in die fernste Ecke des Lehrzimmers mit staunenswerter Treffsicherheit sein Priesterkappchen an den Kopf warf. Pater Karl hat, nachdem ich das Gymnasium verlassen, den Vortrag des Religionsunterrichtes übernommen und wurde später, in das Prager Kloster St. Emaus zurückberufen, mit der in Unordnung gerathenen Klostergutsverwaltung betraut, die er in musterhafter Weise geleitet haben soll. Ehre seinem Andenken! . . . Die Leitung der zwei folgenden und letzten Jahrgänge des Gymnasiums mit dem Zwecke, Humaniora zu pflegen, hatte vor kurzem ein junger Priester aus St. Emaus übernommen, der nur immer Professor Kuziczka, nie aber mit seinem Klosternamen genannt wurde, daher mir letzterer auch gar nicht innerlich ist. Kuziczka hatte sich bald nach Übernahme seines Amtes einen besonders ehrenvollen Ruf als Lehrer und Mensch erworben und hat sich auch als Leiter meiner Classe in jedem Sinne unvergeßlich bewährt. Im Lehramt seine Gegenstände frei und lichtvoll behandelnd, suchte er zu weitem Studien außer der Schule anzuregen, widmete besondere Pflege den Übungen in deutscher Sprache neben der lateinischen, hielt sich weniger ängstlich, als es Pflicht zu sein pflegte, an den

Leitfaden der streng vorgeschriebenen Lehrbücher, so daß wir mehr nach den von ihm diktierten Heften als nach den gedruckten Büchern unsere Kenntnisse erweiterten. Seine Schüler hatte er binnen kurzem kennen gelernt und machte bald kein Fehl aus seinem besondern Wohlwollen für einen und den andern. Was mir zu einem solchen Wohlwollen verhalf, mochte in erster Reihe durch die mitgebrachte Classification und gewiß auch durch die Anempfehlung meines lieben frühern Lehrers, Pater Kilian, zu erklären sein; doch wurde dieses Wohlwollen namentlich gefördert durch den Umstand, daß meine Leistungen in schriftlichen Arbeiten seine besondere Aufmerksamkeit erregten. Er begann meine Arbeiten bald als Muster vom Katheder herab vorzulesen und mir dadurch allerdings große Ehre zu erweisen, aber mir auch manchmal peinliche Verlegenheit zu bereiten, da ich besorgte, daß durch das häufige Lob der Neid der Mitschüler erweckt und deren Neigung zu mir beeinträchtigt werden würde. Doch wurde ich bald durch neidlose Anerkennung der Collegen beruhigt, die mir treu blieb bis zum Abgang vom Gymnasium. Den besondern Beifall des Professors erwarb ich auch durch eifrige Pflege der Declamation. Als ich einmal die große Scene zwischen Don Carlos und Marquis Posa im ersten Acte des Schiller'schen Trauerspieler aus dem Gedächtnisse vortrug, geschah es, daß bei einer der eindringlichsten Stellen der Professor plötzlich das Lehrzimmer verließ. Die Mitschüler sahen bestürzt nach mir; ich blickte sie wieder erschrocken an, dann sprach ich meinen Vortrag zu Ende und begab mich auf meinen Platz. Was wars? fragte ich meinen Nachbar leise. „Der Professor hat geweint“, erwiderte er betroffen. Und so war es auch; als Kuziczka nach einer längern Pause zurückkam, waren seine Augen noch sichtlich geröthet und blieben es bis zum bevorstehenden Schluß des Unterrichts. Beim Verlassen des Lehrzimmers fühlte ich nur die Hand meines lieben Lehrers zweimale meine Schulter klopfen: eine stumme, aber unvergessliche Anerkennung für meinen Vortrag,

der so seltsam gewirkt hatte . . . Von da an ergriff der treffliche Mann, der mir bis an sein Lebensende ein treuer werter Freund blieb, jedweden Anlaß, mir eine Freude, eine Auszeichnung zu bereiten. So ermunterte er mich, gelegentlich der Visitation des Gymnasiums durch den obersten Schulinspector, De Paula Böllner, zu dessen feierlichem Empfange ein Gedicht zu verfassen und ließ es nach freundlicher Nachhilfe seiner Hand unter meinem Namen drucken, was mir von Seite des hochgestellten Herrn, eines Geistlichen, wohlwollende Aufmunterung und — sechs Stück neue Silberzwanziger eintrug. So durfte es auch bei den durch *Ruziczka* lebhaft angeregten und von den gesammten Zöglingen des Gymnasiums in militärischer Ordnung jährlich unternommenen *Maiausflügen* nie an einem von mir verfassten und vorgetragenen Gelegenheitsgedichte fehlen . . . Daß ich in Versen und Prosa zu einer diesen Aufmunterungen entsprechenden Fertigkeit etwas früher als meine Mitschüler gelangte, fand wohl, abgesehen von einiger besonderen Anlage, in der ungemessenen Liebe zur Lectüre und in dem Umstande seine natürliche Erklärung, daß ich nach verschiedenen Richtungen hin Gelegenheit fand, viele und zumeist gute Lectüre zu erhalten. Verschaffte mir einestheils mein wohlgeneigter Professor aus der Bibliothek des Gymnasiums, was meinem Alter und meinen Studien angemessen war, so lieferten meiner Lesegier andererseits Hausbibliotheken durch Vermittlung von Collegen gar zahlreichen und mitunter wahrhaft classischen Lesestoff. So lernte ich aus der Bibliothek des Bürgermeisters, dessen Sohn mein Mitschüler war, die Meisterwerke Shakespeares kennen; die Bibliothek des Bürgerschul-Professors Wimmer, der selbst Dichter war, machte mir vornehmlich die Werke Ihrischer Poeten, darunter Bürger, Hölty, Matthiffson, Theodor Körner zugänglich; in der Hausbibliothek der lieben, unvergesslichen Familie des Apothekers Firbas, die mich zur Aufsicht und Leitung eines kleinen Sohnes zu sich genommen hatte, fand ich Goethe und Schiller vor, die ich, namentlich

letzteren, mit unsäglicher Begierde und Bewunderung las und wieder las; auch fand ich Gelegenheit, aus der reichhaltigen Romanbibliothek eines Barons und Gutsbesizers Hubertus, der in Klattau ein schönes Haus mit Garten besaß, Werke der damals beliebtesten Schriftsteller, darunter Walthar Scott, Tromlig, Van der Velde, Spindler, kennen zu lernen. Um auch der in jener Zeit unvermeidlichen Studentenlectüre nicht zu vergessen, sei erwähnt, daß mir die damals gierig verschlungenen Ritterromane, vornehmlich die von Christian Heinrich Spieß, nicht unbekannt blieben, die alle aus der Bibliothek eines Priesters der Stadtpfarre, Namens Tonner, stammten... Sei es hier am Plage, bevor ich von dem Abschluss meiner Studien und von meinem Abgang vom Gymnasium eine kurze Mittheilung mache, jener Verbesserung meiner äußern Lage, die allmählich eintrat, mit einigen Worten zu gedenken... In dem Stübchen der Quartiergeberin Frau Kubasch am Prager Thore wohnte ich nur während der zwei Semester des ersten Gymnasialjahres. Der folgende Jahrgang brachte schon dadurch eine Verbesserung, daß ich eine Familienstube nur mit Einem Zimmergenossen, einem Verwandten, zu theilen hatte. Die Familienstube befand sich im Kreisamtsgebäude ebener Erde, links vom Eingang. Sie war die Wohnung eines kinderlosen Amtsdieners (Kreisdragoners), Namens Marek. Mein Vater lieferte Holz und eine bestimmte Menge Lebensmittel, dafür ich außer Wohnung noch anständigen Mittagstisch, morgens und abends Suppe erhielt. Die Wohnung wurde äußerst sauber gehalten, in ihr herrschte die wohlthwendigste Ordnung und Ruhe, die den Studien sehr zustatten kamen. Noch jetzt lebt die Frau des Kreisdragoners, eine Karlsbaderin, in meinem freundlichen Angedenken. Gewiß wäre ich noch manches Jahr bei diesem Ehepaare geblieben, wenn nicht von Amtswegen verboten worden wäre, Studenten im Amtsgebäude zu halten. Mein nächstes Quartier war nächst dem Gymnasium bei einem Familiendiener des Kreisauptmanns und dann, da der Diener einen andern Posten



erhielt, bei einem Gastwirt in dem einstigen Seminargebäude der Jesuiten nächst der Militärkaserne... Von hier holte mich die liebevolle Hand des Schicksals schon nach einigen Monaten weg und führte mich in Folge einer Empfehlung meines Professors Pater Kilian in die Familie des schon erwähnten Bürgerschulprofessors Wimmer ein, dessen Sohn mein Mitschüler war und durch meine Nachhilfe in seinen Studien gefördert werden sollte. Für diese Nachhilfe erhielt ich Wohnung und die ganze gute Verpflegung frei. Diese erfreuliche Verbesserung meiner Lage, die zugleich eine ersehnte Erleichterung der Eltern war, bereitete mir große Freude und da ich noch Zeit gewann, ein paar Lectionen außerm Hause zu geben, so war ich im Stande, mir auch die Kleidung selbst zu schaffen und so die guten Eltern ganz zu entlasten. Zu diesem äußern Glück gesellte sich eine nie geahnte geistige Förderung, indem mir der alte gute Herr Professor die Schätze seiner erlesenen Bibliothek, die er sonst mit Argusaugen bewachte, freundlich erschloß und zur Verfügung stellte. Nichts glich seinem Behagen, davon sein ganzes Antlitz glänzte, wenn er seine Schränke öffnete und zum Führer wurde durch die schöngelundenen Bücherreihen, daraus er hier und da mit zartgepigtem Zeigefinger einen Band herausnahm und mir zum geistigen Hochgenusse empfahl... Der Aufenthalt im Hause des Professors Wimmer dauerte indessen nur während des vierten Gymnasialjahres; der Sohn desselben, mein Mitschüler, sollte seine Studien nicht fortsetzen, sondern sich einem bürgerlichen Geschäfte in Prag widmen. Damit war meine Aufgabe im Hause des Professors erfüllt und ich mußte auf einen Rückschritt in der Verbesserung meiner äußeren Lage gefaßt sein. Dieser Rückschritt trat indessen nicht ein; in Folge einer Empfehlung meines trefflichen Gönners, Gymnasial-Professors Ruzicka, wurde ich in das angesehenes Haus des Apothekers Firbas aufgenommen, dessen jüngstes Söhnlein eben in die erste Gymnasialclasse eingetreten war. Für die Aufsicht und die Überwachung der Studien desselben erhielt ich freie Wohnung

und die ganze vortreffliche Verpflegung während der zwei letzten Jahrgänge des Gymnasiums. Mit dem älteren Bruder meines Bögling, Anton, der nach Gymnasialstudien sich dem Geschäfte seines Vaters widmete, wurde ich während der Zeit meines Aufenthaltes im Hause Firbas warm befreundet und blieb es bis in die spätesten Tage meines Lebens. Freundlicher Aufmerksamkeit erfreute ich mich auch von Seite der Schwestern meines Freundes und der ältesten derselben, die seit dem Tode ihrer Mutter in musterhafter Weise das große Hauswesen führte und der nicht geringen Sorge für die jüngern Geschwister aufopfernd lebte, verdankte ich außer leiblicher Fürsorge auch geistige Anregung, indem sie mir die Familienbibliothek zugänglich machte, aus der ich namentlich Schiller und Goethe zu meiner Haupt- und Lieblingslectüre mir erbat. . . Von Ereignissen, die in das kleinstädtische Stilleben meiner Gymnasialjahre aufregend hereinwirkten, sind meiner Erinnerung unvergesslich geblieben: aus dem ersten Jahre der Tod eines Professors Pater Paul, der beim Baden ertrank; im zweiten Jahre der Durchzug der im Kampfe gegen Rußland unterlegenen polnischen Revolutions-Officiere; im dritten Jahre die ungeheuerlichen Phantasieberichte über das jählings auftauchende Leben und Treiben eines Räuberhauptmanns Babinski, der in Stadt und Land die kühnsten Abenteuer ausführte und Groß und Klein in fieberhafte Aufregung versetzte (im Jahre 1887 las ich dessen Tod in den Blättern, er starb im Kerker zu Brünn in jämmerlichem körperlichem Zustand); während des sechsten Gymnasialjahres reiste Kaiser Ferdinand I. durch Klattau und hielt sich zwei Tage daselbst auf, sein Weg führte ihn nach Prag zu der damals noch üblichen Königskrönung. Das gab große Bewegung in der Stadt, militärische Aufmärsche, Huldigungen, Beleuchtung; unsere Jubelrufe waren staunenerregend, wenn der kleine kaiserliche Herr mit dem blassen gutmüthigen Gesicht am Fenster seines Absteigquartieres (im Kreisamt) erschien und sich einigemale dankend verneigte. . . Welche Wandlungen, welche Geschichte nach

kaum zwölf Jahren, wo ich den guten erschütterten kaiserlichen Herrn wiedersah, auf den Balkon der äußern Hofburg in Wien heraustretend und die schwarz-roth-goldene Fahne schwingend zur Beschwichtigung der allmächtig anwachsenden Bewegung! . . .

Mit dem Juli 1836 gieng das sechsjährige Studium auf dem Gymnasium in Klattau zu Ende. Der Abschluss dieses Studiums brachte ein Ereignis, das für meinen Vater höchst erfreulich und ergreifend, für mich von unvergesslichem Werte war. Denn bei der feierlichen Classenlesung hatte ich nicht nur die Ehre, unter Pauken- und Trommelwirbel als erster Accedens vor die Honoratiorenversammlung treten zu dürfen, mir war sogar die Aufgabe geworden, eine der üblichen Festreden zu halten. Ich hatte mir die Declamation des deutschen Vortrags — eines Gedichtes gewählt, das ich selbst verfaßt und „Abschied von Klattau“ betitelt hatte. Als ich unter feierlichem Tusch die Treppe der Tribüne hinaufstieg, hatte ich das Gefühl, als würde mir alles Blut aus den Adern gezogen; ich mußte leichenblaß oben angekommen sein; allein schon nach dem Vortrag einiger Verse hatte ich meine ganze Fassung wieder gewonnen, die Worte kamen klar und warm über die Zunge und es dauerte nicht lange, so wehten durch den weiten, dicht von Zuhörern besetzten Saal zahllose Schnupftücher, welche Beifall winkten und Thränen trocknend in die Augen gedrückt wurden. Durch diesen Erfolg betroffen, der auf mich selbst zurückwirkte, verlor ich einen Augenblick das Gedächtnis und fühlte entsetzt, daß ich stecken bleiben könnte; aber da stand das nächste Wort und der nächste Vers plötzlich wieder deutlich vor meinem Gedächtnis und ich kam glücklich mit meinem Vortrag zu Ende; das kurze Stocken hatte nur den Eindruck tiefer Bewegung gemacht und kam dem Vortrag wie eine wohlberednete Kunstpause zuistatten. Unter stürmischem Beifall und geleitet vom Schall der Trompeten und Pauken stieg ich von der Tribüne herab . . . Ich forschte vor allem nach dem Vater, der an der Saalthüre als Zeuge

des festlichen Actes Aufstellung genommen hatte; er war aber verschwunden. Ich fand ihn erst in der Schenke wieder, wohin er sich wie ein vor der Gewalt mächtiger Freude und Rührung Flüchtender zurückgezogen hatte. Warum er denn seinen Platz an der Saalthüre verlassen und wo er dem schönen Abschiedsfeste beigewohnt habe? fragte ich. Nun gestand der Vater: ihm sei, als ich unter Trommel- und Trompetenschall die Tribüne hinaufgestiegen, so unsagbar zu Muth geworden, daß er, vor Freude und Angst außer sich, aus dem Saale geflüchtet und draußen, auf der Treppe sitzend, das Ende meines Vortrags abgewartet habe; jeder Ton meiner, nur dumpf und leise bis zu ihm dringenden Stimme sei ihm ins tiefste Herz gedrungen und als diese Stimme einige Augenblicke stille schwieg, habe er sich entsetzt an die Mauer gelehnt und besorgt, ich sei im Vortrag stecken geblieben; erst die Musik am Schlusse habe ihm wieder Kraft gegeben und ein gutes Ende verkündet, da sei er aber auf und davon, um wieder ganz zu sich selbst zu kommen . . . Nie war ein Vater und Sohn glücklicher als wir beide während der Fahrt nach der Heimat. Ein Stück Leben war abgeschlossen, das bei vielen vorwärts, bei vielen wieder rückwärts führt in den äußern Verhältnissen, je nachdem die Studien glücklich oder unglücklich bestanden werden. Die übliche Frage des Professors vor Schluß der Schule: welchen Lebensberuf wir wählen würden, beantwortete ich statt mit einer längern Abhandlung kurz mit den zwei Versen:

Ich werde Mediciner,  
Und zwar ein Wiener.

Die Eltern und Geschwister ließ ich bei dem sie beglückenden Glauben, daß ich von Wien einst mit der geistlichen Würde heimkehren werde . . .

Die Ferien, die nun folgten, gestalteten sich ganz dem bedeutsamen Wendepunkte entsprechend, an dem ich vor der Wanderung in die Welt und vor der wirklichen Wahl eines Berufes stand und die schönsten Ideale wechselten mit trüben

Mnungen wie Licht und Schatten eines ungewissen Sommertages. Dazu kam bereits an einem der ersten Tage nach der Heimkehr von Klattau ein Ereignis, das unser Dorf von einem Ende zum andern in Bewegung setzte und mir, abgesehen von schwerem Herzweh, warnend vor Augen führte, wie grell die Schicksale der Menschen, auch der besten, wechseln und unabwendbar bis ans Ende haften.

Magenz, unser früherer Oberknecht, war aus der Fremde wieder heimgekehrt — erblindet, hilflos, bei einer fernern Verwandten, einer armen Ausnehmerin, seine letzte Zuflucht suchend.

Wir hatten uns nach einem sehr heißen Erntetage eben in der Abendkühle auf der langen Bank vor der Hausthüre gelagert und der älteste Sohn eines Bruders ergözte uns durch Zitherspiel, als Magenens Heimkehr und Lage uns mitgetheilt wurde. Ein Ruf der Überraschung und des Mitleids lief durch die Reihe der Versammelten. Magen z stand bei allen noch im besten Angedenken und der Gedanke, den einst so rüstigen, wackern Burschen, auf den man wie auf einen Musterknecht hinzuweisen pflegte, arm, elend, hilflos zu wissen, griff allen mächtig ans Herz. Mein Vater erhob sich schnell: „Für den muß gleich ein Trost gefunden werden,“ sagte er; und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Komm' mit, er hat dich lieb gehabt und durch ihn bist du noch am Leben!“ Wir schritten eilig durch das Dorf; vor manchem Haus standen Gruppen, die von Magen z sprachen, und der Bohmann, als er von meinem Vater hörte, daß er für Magen z was vorhabe, rief erfreut: „Vergelt' euchs Gott! Macht was aus, ich bin auch dabei und will mitthun!“ . . Wir traten vor die Thüre des Häuschens, in dem sich Magen z finden mußte; die Stube war nur schwach und schwankend durch ein Stümpchen Kerze beleuchtet. Wir traten ein. In der Stube befand sich die Ausnehmerin mit ein paar ärmern Bewohnern der Nachbarschaft und unter ihnen, die leise und traurig unter einander redeten, saß Magen z am Tische. Er

war in Bauerntracht der Oberpfalz, einen hohen geschweiften Filzhut auf dem Kopf, ein gelb und roth getupftes Tuch sorgfältig um den Hals gebunden, die Brust hinab eine Weste mit Messingknöpfen zu beiden Seiten, darüber eine nicht ganz bis an die Hüfte reichende Tuchjacke; den Anzug vollendete eine lederne, bis an die Knöchel reichende, schon stark abgenützte Hose und ein Paar mit Nägeln dicht beschlagener Bergschuhe. . . .  
 Maxenz saß straff aufrecht da, mit erdbahlem Gesicht, die erblindeten Augen halb geschlossen. Als die Ausnehmerin meinen Vater eintreten sah und traurig erregt seinen Namen nannte, zuckte es blitzartig über Maxenzens Gesicht, das übrigens ruhig blieb und sachte bleicher wurde. Der rechte Arm des Unglücklichen hob sich ein wenig und streckte sich nach der Richtung hin, aus der die Stimme meines Vaters kam; dann, als die Ausnehmerin auch meinen Namen nannte und sagte: „Auch der Herr Josef, das Studentl, ist mitkommen!“ zog Maxenz rasch aus der Hand meines Vaters die seinige und streckte sie nach der Richtung aus, woher meine grüßende Stimme kam; seine Hand zitterte, die Ränder seiner Augen rötheten sich und wurden feucht — „Beberl“ sagte er mit zuckenden Lippen und suchte zu lächeln, aber schnell sich besinnend, das er jetzt einen älteren Studenten vor sich habe, verbesserte er sich und setzte hinzu: „Verzeih’ — verzeihen Sie — ich bin halt der alte Knüttel noch, der einmal so häurisch dreingeschlagen; — ja ja, alles in der Welt geht vorwärts — mit mir aber, Beberl, ist’s zurückgegangen!“ Der Vater und ich saßen schnell neben ihm nieder, sprachen ihm Trost zu und sagten: wie sehr wir uns freuten, ihn wieder zu sehen. Dies löste die starre Fassung, die Maxenz bisher behauptet hatte; zwei schwere Thränen rannen über seine Wangen und der Kopf neigte sich etwas. Mein Vater begann sofort zu versichern, das er nicht ruhen und rasten wolle, bis für Maxenz eine Altersversorgung gefunden sei, er wünsche jetzt nur zu wissen, ob der Arme noch einen Schein des Augenlichts gerettet habe? Maxenz sagte,

dafs ein leiser Schimmer noch geblieben, dafs sich namentlich weisse Gegenstände noch etwas bemerkbar machten, weshalb er auch mit Hilfe der hellern Straßen den Heimweg gefunden habe. Das schien einen Plan meines Vaters sofort zur Reise zu bringen, er sagte: „Das ist gut, lieber Maxenz; sei getrost, morgen wirst du hören, was geschehen wird.“ Unser Dorf hatte damals noch ausgedehnte Weidegründe für Hornvieh, Schafe und Gänse. Ein Hirte für Hornvieh und Schafe war bereits vorhanden, für die zahlreich gehaltenen Gänse sollte Maxenz aufgenommen werden. In einer von meinem Vater veranlafsten Gemeindeberathung wurde der Vorschlag angenommen, Maxenz die Stelle übertragen und ihm eine jährliche Bestallung ausgeworfen; dazu sollte er abwechselnd von Haus zu Haus täglich die Kost erhalten. Maxenz nahm die Stelle an, bezog ein Dachstübchen im Hause der Verwandten und hatte einige Tage entzündete Augenlider — von dem Aufenthalt in freier Luft, sagte er, als man ihn fragte; die Ausnehmerin dachte aber anders: sie glaubte, Maxenz in den Nächten viel weinen gehört zu haben. . . Der erste Hirtenstag gestaltete sich gar ungewöhnlich. Als Maxenz beim letzten Hause des Dorfes durch einen Peitschenknall das Zeichen des Beginns seines Hirtenamtes gegeben hatte, wurden unter Zulauf von Jung und Alt aus allen Häusern die Gänse auf die Anger getrieben und überwacht, bis Maxenz den Zutrieb durch das Dorf vollendet hatte, was in guter Ordnung geschah. Man hatte ihm für den Anfang einen Knaben mit einem Hündchen zur Seite gegeben, damit er unbesorgt die ersten Versuche in seinem Amte machen könne; aber schon nach einigen Tagen lehnte Maxenz diese Beihilfe ab, da er Dorf und Weideplätze genau kannte, die hellen Geh- und Fahrwege durch den Schein in seinen Augen noch erkennen konnte und durch die meist weissen Gänse und ihr Geschnatter seine beste Hilfe fand. Das Gelingen des Hirtenamtes, die freundlichen Lobsprüche der Männer und Weiber, die reichliche Nahrung, die ihm mittags auf den Weideplatz selbst gebracht wurde, halfen

zusammen, den stillen Kummer, der auf dem Unglücklichen einige Zeit schwer gelastet, nach und nach aufzulösen. . . Ich besuchte Maxenz schon am dritten Tage seines Amtes, als er im Schatten eines Erlenbaumes seine Mittagsruhe hielt und das gesendete Essen verzehrte. Er war sehr erfreut und gerührt über den Besuch, wischte mit der rechten Hand über den Nasen neben sich und sagte: „Weberl — erlaub', daß ich dich jetzt noch so nenne, wenn wir allein sind — Weberl, Stühle und Polster hab' ich nicht zum Sigen, aber man ist am End' mit allem zufrieden, was Gott gibt. Seg' dich! Reb'! Hör' wie selbst die Gänse schweigen, weil wir wieder beinand sind.“ Die Gänse hatten sich in Gruppen weit herum gelagert und hielten Mittagsruhe. . . Nun gieng's an ein Erinnern an alte Tage; meine Reitkunst beim Afern wurde gerühmt, des Schecken wurde gedacht, der nach seinem Verkauf drei Nächte lang vor Heimweh gewiebert; an Muckerl, den Taubennarren, wurde erinnert und mir ans Herz gelegt, wenn ich Geistlicher würde, für das Seelenheil des armen Freundes alle Jahre eine heilige Messe zu lesen. „Du wirst doch geistlich?“ fragte Maxenz mit Nachdruck. „Rann sein,“ sagte ich. „Thu's! Werde geistlich!“ rief er: „Thu's dir und den Eltern zu Lieb'! Es ist ein schöner Beruf; gut für dein Seelenheil, auch für dein leibliches Wohlergehen! Dann kannst du mir auch den Gefallen thun, Weberl, und mich dann und wann ins Altargebet einschließen — es lebt und stirbt sich doch leichter, wenn man einen solchen heiligen Freund hat!“ Die Ränder seiner Augenlider wurden roth und feucht: „Besonders wenn man's nur zum Gänshirten gebracht hat,“ schloß er. Ich suchte ihn zu trösten, wurde aber von ihm unterbrochen, indem er erzählte, wie schwer es ihm geworden, nach seinem Erblinden in unsere Gegend zurückzukehren. „Wenn man irgendwo schon etwas Höheres gewesen — Oberknecht bei euch, das ist schon was — da möchte man sich im Elend nicht mehr sehen lassen; — aber da hab' ich mich erinnert, daß meine Amrei nicht mehr am Leben ist, da hab' ich's doch über mich gebracht und bin zu euch gekommen!“



Während ich ihn dafür belobte, tastete er an die linke Seite meiner Weste und sagte: „Studentel und noch keine Uhr, Weberl?“ Ich meinte: das habe Zeit, der Vater habe sonst Auslagen genug! Da zog er aus seiner Westentasche eine kleine Uhr mit zwei Gehäusen und steckte sie mir mit großer Dringlichkeit zu. „So trag' die meine, bis du eine hast, ich hab' sie mir vom Lohn bei euch geschafft,“ sagte er; „mir nützt sie so nicht mehr!“ Ich lehnte verlegen das Anerbieten ab, bis es so oft und nachdrücklich wiederholt wurde, daß ich fürchten mußte, Magenz durch erneuertes Abwehren aufs Tiefste zu kränken. „Also für die Zeit der Ferien will ich dir den Willen thun,“ sagte ich und steckte die Uhr zu mir. „Für diese Freude will ich dir auch eine Freude machen!“ rief er, zog aus der Brusttasche seiner Jacke eine Doppelpfeife (sogenannte Schwegelpfeife) und begann mir ganz artige Weisen heiter vorzupfeifen. „Das hab' ich „draußen“ gelernt und jetzt bin ich froh darum,“ sagte er; „wenn's mich ab und zu an der Herzseite drückt und andere heimsucht, spiel' ich mir und ihnen was vor und es geht wieder eine Weile, wie Gott will!“ . . . Wir saßen noch lange traulich beisammen, dann empfahl ich mich und versprach, so oft als möglich zu kommen. Magenz spielte auf seiner Schwegelpfeife so lange, als er voraussetzen konnte, daß ich ihn höre, dann trieb er seine Herde nahe am Wald hin und bergauf, wo er bis zur Rückkehr in das Dorf zu verweilen pflegte. Die Pfeife hat Magenz nach und nach sehr beliebt gemacht und er spielte gerne auf, wo es verlangt wurde; Erwachsene und Kinder tanzten oft bei seinem Spiel und seine Mühe blieb nicht unbelohnt . . . Magenz hat nur noch wenige Jahre gelebt, obwohl er äußerlich rüstig ausah und niemals über Körperbeschwerden klagte; ein stiller Gram scheint ihm doch arg zugesetzt zu haben. Sein letzter Wunsch war, neben „Muckerl, dem Taubennarren“ begraben zu werden, wenn auch in ungeweihtem Boden; auch hat er, noch einige Zeit nach seinem Ableben sein Dachstübchen in der gewohnten Ordnung

bestehen zu lassen. Nach seinem Wunsch sollten seine Kleider neben dem Tische, an dem er in freien Stunden zu sitzen pflegte, an der Wand hängen, links davon sollte sein Esstisch (Messer, Gabel und Löffel, die er in einem Futteral stets an der linken Seite der Hose zu tragen pflegte) befestigt werden, rechts neben den Kleidern sollte die Schwegelpfeife an einem Nagel hängen, die Uhr aber sollte mitten auf dem Tische liegen bleiben. „Bier Wochen,“ sagte er, „glaube ich, wird meine Seele nach dem Absterben noch in meinem Stübel zu hantieren haben, dann wird sie fortziehn und die Base, meine Erbin, mag alles nehmen, auch mein Erspartes in Papier, Silber und Kupfer — 33 Gulden, 25 Kreuzer, 2 Pfennige . . .“



**II.**

**In der Kaiserstadt (Wien).**

**Neue Welt, Neues Leben.**

---



## Nach Wien.

Mitte September 1836 fand mein Auszug in die weite Welt (so durfte ich meine Wanderung nach Wien wohl nennen) unter großer Bewegung vom Elternhause aus statt. Mutter, Geschwister, Verwandte, Knecht' und Mägde waren wieder, wie bei meiner Ausfahrt nach dem Gymnasium, vor Tagesanbruch um das Wägelchen versammelt und grüßten, weinten, reichten die Hände, als der vorgespante „Braune“, vom Vater gelenkt, in Bewegung kam und zum Hofe hinausschritt. Als Wandergenosse hatte sich ein früherer Dorf-Mitschüler, jetzt Schneidergeselle, eingefunden, der einige Wochen bei seiner Mutter auf Besuch gewesen und nun wieder nach Wien zurückkehrte. Bis Klattau wollte uns der Vater fahren, dann sollte die Reise zu Fuß fortgesetzt werden. . . . So lange die Dämmerung währte, blieben wir stille nebeneinander sitzen, jeder hatte mit sich zu thun, um Fassung zu finden und sein Gemüth zu beruhigen; mit Anbruch des Tages fanden wir die Sprache wieder, hüteten uns aber, etwas zu erwähnen das an unsern Zustand rühren konnte; nur Gegenstände, die an unserm Wege lagen, wurden besprochen; ich erinnerte mich lebhaft an die Ermahnungen, die der Vater vor sechs Jahren auf diesem Wege mir so herzbewegend nahegelegt hatte; heute unterließ er solche Ermahnungen, wohl aus Rücksicht auf die Gegenwart des Reisegefährten und in Erinnerung an meine treue Befolgung seiner frühern Lehren während der sechs Jahre auf dem Gymnasium. Neun Uhr vormittags mochte es sein, als wir in Klattau ankamen; wir fuhren aber nicht durch die Stadt, sondern lenkten vor dem Reichsthore rechts ab, um unterhalb der Kaserne nach der Wiener Straße zu gelangen, auf welcher uns der Vater noch eine Strecke weiter

fahren wollte. Hier erinnerte ich aber bald an den weiten Weg, den der Vater heute noch zurückzulegen hatte, bat ihn, stille zu halten, uns aussteigen zu lassen und umzukehren. Nach einigem Widerstreben that er es, wurde blaß und half uns absteigen. Als ich ihm die Hand zum Abschied reichte, wurde er von einer Schwäche befallen, lehnte den Kopf an die Mähne des Pferdes und zuckte ein paarmal wie infolge eines innern Krampfes — dann half ich ihm wieder auf das Wägelchen, führte, während gewendet wurde, den Braunen am Zügel, und rief nun, als gewendet war, mein halb ersticktes Lebewohl. Ich hörte, während ich weiter eilte, nur noch ein paar gebrochen klingende Worte: „Brav — der gütige Himmel schütze — denk' an uns“ . . . und stürmte mit meinem Wandergenossen eine Anhöhe hinauf; erst ganz oben hielt ich einen Augenblick inne und sah nach dem Vater zurück, der tiefgebeugt auf dem Wägelchen saß und dasselbe langsam und ohne aufzusehen in der Richtung nach der Heimat lenkte. Schweren Herzens riß ich mich von dem Anblick des gebeugten Vaters los und schritt an der Seite meines Wandergenossen die Straße weiter, die in vielen Windungen thalabwärts an Höfen, Dörfern und gutherrlichen Landsitzen vorüberführt. Überall fand ich Gegenstände, die mich an die Heimat, an das Elternhaus erinnerten; eine Erle am Bach, ein Scheunenthor, das im Winde knarrte, Hühner und Enten in den offenen Höfen, einfache Obstgärten mit reisenden Früchten — ich fühlte mich der Heimat noch nicht ganz entrissen, so lange mir die Fremde so liebe, von Kindheit an vertraute Gegenstände bot; daher es auch nicht lange währte, bis sich meine Stimmung wieder hob und jenen Aufschwung nahm, der mich früher und später in den bedrängtesten Lagen stets vertrauensvoll mit Hoffnungen erfüllte, erquickte und stärkte. Das gedrückte Bild des heimkehrenden Vaters verwandelte sich bei dem Gedanken an einstige fröhliche Wiederkehr alsbald in die erfreuliche Erscheinung des durch mein Glück (ich wußte freilich noch nicht, welches?) gehobenen und erquickten Vaters;

ich spann mich immer tiefer in ein goldenes Netz von beglückenden Hoffnungen ein und die Wanderung gieng frisch und munter von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag weiter. Mein Begleiter hatte, um an Auslagen zu sparen, einen schweren Laib Landbrot sich aufgebürdet und bat mich oft, an einem Rain oder Waldrand zu rasten, während ich, in einfachem Röckchen, den Spazierstock in der Hand und zwölf Gulden (ein für allemale) in der Tasche, leichter ausgerüstet fürbaß schreiten konnte. Kamen wir in die Nähe einer Stadt, so wurde außerhalb derselben halt gemacht, mit einer Bürste, die der junge Schneider mit sich führte, der Staub von unsern Kleidern gefegt und die Stiefel mit Zweigen oder Taschentüchern gereinigt; wir wollten nicht als bedrängte Wanderer bedauernd angesehen sein, besonders in Budweis, das uns sehr gefiel und das wir während eines längern Aufenthalts näher befehen wollten. In der Erzählung: „Eine Mutter vom Lande“ habe ich, zehn Jahre später, ein Stimmungsbild dieser Wanderung sozusagen „lächelnd in Behmuth“ wiederzugeben gesucht. . . Unterhalb Budweis, nach der österreichischen Grenze hin, namentlich in dem durchaus deutschen Oesterreich selbst, wurde ich aufs neue und lebhaft angeheimelt durch die noch vielfach vorkommende Volkstracht, wie sie in der Heimat üblich war, durch die Ähnlichkeit der Häuser und Gärten, ganz besonders durch das Gehaben der Leute und den anheimelnden Dialekt. Neu und höchst anziehend erschien mir der mehr und mehr gepflegte Weinbau und die vielen, sorgfältig angelegten Obstgärten. Es war ein fruchtbares Jahr; die Reben bogen sich von Trauben und die Baumzweige von Obst jeder Gattung. . . Wir begannen am vierten Tage eben einen Höhenzug der Straße hinaufzuwandern, als wir uns plötzlich von einem seltsamen Farbenschauspiele umgeben sahen; Uniformen aller Gattungen, von Hofgarden, Staatsbeamten, Officiern und Hofdienern blinkten hinter uns, neben uns und bald auch vor uns, sie bildeten einen Theil des Hofstaates, der von Prag kam, wo eben die Krönung Kaiser Ferdinands zum König von

Böhmen gefeiert worden war. Eine lange Reihe von Landkutschern, die verlassen worden war, um den Pferden bergauf die Last zu erleichtern, folgte der lauten, fröhlichen Schar, die unter Scherzen, Lachen und Gesängen uns bald überholt hatte und oben, nicht ohne Gesellschaft munterer Frauenzimmer, im Walbesdunkel sich verlor. . . Gegen Abend, etwas wandermüde geworden, sehnten wir uns besonders nach der Ruhe eines Nachtquartiers; mein Begleiter, der vor einigen Wochen von Wien her des Weges gekommen war, behauptete genau zu wissen, wie wir, die vielen Wendungen der Straße abschneidend, auf Feldwegen mindestens ein paar Stunden früher in das Nachtquartier gelangen könnten; ich war um dieses Vortheils willen gerne einverstanden und folgte meinem Begleiter anfangs munter, dann bedenklich, und als der Abend hereingebrochen war, sehr besorgt. Anfangs seiner Sache gewiß, endlich immer unsicherer, gestand mein Führer, die Richtung verloren zu haben; wir hielten sehr betroffen stille, forschten nach Licht und Lebenszeichen von Ortschaften, hörten aber nur aus weiter dunkler Ferne, gerade vor uns, das unheimliche Wellen von Hofhunden. Dieser Richtung beschloßen wir zu folgen, schritten, ja liefen mit dem Aufwand aller Kräfte, sprangen bald hier bald dort in tiefe Pfützen, die ein vorhergegangener Regen gebildet hatte und erreichten endlich fast erschöpft und in Kleidern, die von Nässe triefen, einen Ort, der an der vorüberführenden Landstraße liegt und Zuckmantel heißt. Das Wirtshaus, das uns beherbergen sollte, fanden wir leider von Gästen derart überfüllt, daß wir kaum Platz finden konnten. Rauch, Dunst und wüster Lärm erregten fast Unwohlsein und doch konnte uns der Wirt für die Nachtruhe keinen andern Raum in Aussicht stellen als diese Wirtsstube. Resigniert ließen wir uns etwas Warmes zum Essen geben, tranken ein Glas Wein und suchten, als die Gäste sich größtentheils verloren, unser Lager auf, das aus Bündeln Stroh bestand, die auf umgelegten Stühlen, nach oben ein wenig erhöht, in der ganzen Stube herum ausgebreitet wurden



Wanderer, Hausierer, Fuhrleute und Zigeuner-Musikanten waren unsere Schlafgenossen rechts und links; ich sagte meinem Wandergenossen leise „gute Nacht“, wischte mir eine Thräne aus den Wimpern und dachte: „Wenn mich die Mutter so sehen könnte!“ Doch schliefen wir auch in dieser Lage erquickend bis zum anbrechenden Morgen, erhoben uns mit den Fuhrleuten, reinigten unsere Kleider und zogen nach Genuss eines Töpfchens Kaffee wieder munter von dannen... Anfangs schien es uns als wären wir so wandertüchtig wie bei Beginn der Reise, allein nach zwei bis drei Stunden fühlten wir die Folgen der überwundenen Beschwerden und mußten oft am Rande der Straße Raft halten. Gegen Mittag, als wir uns eben gelagert hatten, hielt eine Landkutsche, die unbefetzt war, neben uns an und der Kutscher fragte, ob wir nicht Lust hätten mitzufahren; wir beschloßen, unsern Reinen eine Erleichterung zu schaffen und je einen Gulden zu opfern, stiegen ein und fuhren ein paar Stunden unsers Weges. Das Opfer an Geld sollte dadurch großentheils wieder hereingebracht werden, daß wir auf das Mittagessen verzichteten, was uns während des Hochgenusses der Fahrt nicht schwer zu fallen schien; allein da wir endlich gegen Abend den Wagen verlassen mußten und die Wanderung bis nach einem Nachtquartiere fortsetzten, überfiel uns ein Heißhunger, der uns zwang, das Mittagessen nachzuholen und ein Abendbrot hinzuzufügen; es war der schlimmste Tag für den Laib Landbrot, den der Schneider-Wandergenosse mitgeschleppt hatte, wir halfen ausgiebig zusammen, sein Gewicht zu erleichtern... Auch wenn wir nicht gewußt hätten, daß wir dem Ziele unserer Reise, Wien, immer näher kamen, mußten uns die immer zahlreichern hübschen Ortschaften und die immer belebteren Wege und Straßen davon überzeugen. Wanderer, Fuhrwerke aller Art drängten in immer dichtern Reihen und Gruppen an uns vorüber und in Korneuburg und Stockerau überraschten uns blitzschnell ab- und zufahrende Wiener Fiaker, die ein besonderer Anlaß zahlreich dahin geführt hatte. Bewunde-

rung, Staunen, ja Beängstigung überfielen mich bei diesen Erscheinungen erhöhten und drängenderen Lebens und ich verlor mit jedem Schritte, der uns Wien näher führte, die Fähigkeit, das neue, fast wunderbar erscheinende Leben um mich her zu begreifen. So mußte ich oft, während wir durch die Donauauen und am „Spitz“ vorbei nach der langen Brücke und an den Tabor gelangten, mir in Erinnerung bringen, daß wir Wochentag haben, da zahlreiche Spaziergänger, einzeln und in Gruppen, in schönen Sonntagskleidern, singend und lachend uns umschwärmten und immer zahlreicher wurden, je näher wir der Vorstadt kamen. An der Taborlinie, an dem Mauthause, wußten wir kaum vorüber zu kommen, so groß war die Menge von Wagen, die untersucht wurden, von Menschen, die sich zu legitimieren und ihre Päck, Karren und Kisten vorzuzeigen und zu öffnen hatten; die Scene glich dem Gedränge einer Schlacht, so lärmte, stritt, drängte und trieb alles durcheinander. Aber die Überraschungen steigerten sich bei der Fortsetzung unsers Weges. Wir hatten die Taborstraße erreicht und durchwanderten sie, umschwärmt von Menschen, die alle große Eile zu haben schienen, erschreckt von Wagen, die wie der Blitz an uns vorüberflogen oder, mit Lasten beschwert, dem knirschenden Pflaster ein ohrzerreißendes Geräusch entlockten . . . In die Nähe der Kirche gekommen, an der die Taborstraße vorüberführt, lud mich mein Reisegefährte ein, bei einem Freunde vorzusprechen, der als Geselle in einer größern Werkstatt arbeitete, und uns bei ihm Kleider und Stiefel sorgfältig zu reinigen, da wir nach kurzem Marsche schon die innere Stadt, den Haupt- und Glanzpunkt Wiens, betreten sollten. Die Einladung wurde angenommen und nach kurzem Aufenthalt verließen wir, säuberlich gebürstet, den Freund meines Reisegefährten und setzten unsere Wanderung fort. Wir verließen die Taborstraße, wendeten uns rechts nach dem großen Kirchenplatz und betraten eine Straße, die am damals berühmten Vergnügungsorte „Sperl“ vorüberführt; unser Ziel war die Augartenbrücke, die uns über den

Donaucanal nach einer Allee gelangen ließ, quer über das Glacis nach dem Schottenthore zu. Die Allee, die wir giengen, sowie die das Glacis nach allen Richtungen durchschneidenden Wege waren außerordentlich belebt, der festtägliche Eindruck, den ich schon früher erhalten, wurde mit jedem Schritte mächtig verstärkt, die schön gekleideten Menschen, Frauen und Herren, schienen alle große Eile, aber keine Geschäfte zu haben, eine gewisse Heiterkeit und Lebenslust zeigte sich auf allen Gesichtern, viele lachten oder lachten, niemand trug etwas in den Händen, Spazierstöcke oder Sonnenschirme ausgenommen, die mehr zum Spiel als zu anderm Zwecke zu dienen schienen. In der Nähe des Schottenthores, zu dem eine Brücke über den Stadtgraben führte, kamen zu den dahinführenden Alleen zwei Fahrstraßen, die, von Gefährten sehr belebt, an der Brücke zusammenliefen und über dieselbe durch das Thor nach der Schottengasse und weiterhin nach der „Freiung“ führten. Eine Flut von Menschen drängte uns dem engen Thore entgegen; die schnellfahrenden Wagen machten Vorsicht nöthig, meinem Staunen und Verwundern mengte sich Bestürzung bei, als bei der Wanderung durch die Schottengasse Schritt für Schritt ausgewichen werden mußte, was der Wiener mit aalglatte Leichtigkeit vollführte, wir, vom Lande kommend, nur langsam und bedächtig, immer voll Sorge vor den knapp am Gehweg vorüberfahrenden Wagen, zumege brachten; am Ende der Schottengasse, schon den Ausblick nach dem schönen, von Wagen und Menschen dicht belebten Plaze „Freiung“ genießend, sollte sich zu dem erstaunlichen auch ein heiterer Auftritt finden, indem zwei Karrenschieber einander begegneten und einer dem andern nicht ausweichen wollte. Sie sahen sich einen Augenblick herausfordernd an, ließen dann die Handhaben ihrer Karren fallen, erhoben sich in ganzer Länge und begannen mit ernstern Gesichtern unerschöpflich die drolligsten Schmähungen einander zuzurufen, die zuerst dem Aussehen, der Kleidung und äußern Umständen galten.

„Moppernasen!“ begann der eine.

„Schwammalappen!“ erwiderte der andre.

„Schlampets Hirn!“ fuhr der erstere fort.

„Schwik' ums Eck!“ schrie der andere; und dann folgten:

„Karabinerschrauben!“ — „Fransets Loch am Knie!“ — „Fürst von der Wanzenauer Lende!“ — „Blader Fisolent!“ — „Muffierender Praterstern!“ — „Scheffiger Flohstichwinkel!“ und das hin und her würde noch lange kein Ende gefunden haben, wenn nicht die anschwellende Menge lachender Menschen die Straße gesperrt und Polizeimänner den Karrenschiebern gezeigt hätten, wie sie auch ohne Schmähungen an einander vorüberkommen können. Das Anschwellen von Menschen war so schnell vor sich gegangen, daß die Stauung bereits bis in die Teinfalt- und Herrengasse reichte, die Wagen aber in langer Reihe bis zum Platze „am Hof“ zum Stillstand gezwungen waren. Verwirrt und geängstigt von dem außerordentlichen Schauspiel folgte ich meinem Wandergenossen und Führer, der Wanderstock gerieth mir zwischen die Beine, so daß ich mir ihn selbst aus der Hand schlug, worüber die Fiaker in der Nähe in heiteres Lachen ausbrachen . . . Wunderbare Fügung des Schicksals! Zwölf Jahre später, Mitte August 1848, fuhr derselbe zaghafte Wanderer, der beim Einmarsch die immer rege Laune der Fiaker so lebhaft erregt hatte, in einem ihrer Gefährte über denselben Platz und durch dasselbe Schottenthor hinaus — als Abgeordneter des deutschen Parlamentes nach Frankfurt am Main! . . . Ohne Ahnung einer so unfassbaren spätern Fügung folgte ich meinem Begleiter nach der Teinfaltstraße, die, damals enge und von hohen Häusern eingefasst, gewöhnlich wenig belebt war, heute von einem dichten Menschenstrom durchwogt wurde. Zahllose Neugierige eilten nach dem Franzenthore und von da links hinauf nach der Bastei und dem „Paradiesgärtchen“, um die Aussicht nach dem Glacis zu gewinnen, wo zwischen der Stadt und den Vorstädten die Garnison Wiens, etwa 20.000 Mann, in Parade aufgestellt war und vor dem Kaiser

Revue passieren sollte. Mein Begleiter rief: „Das müssen wir sehen!“ und so eilten wir in unserm Reiseanzug, von der heutigen Wanderung schon stark mitgenommen, dem Volksstrome nach und eroberten im Paradiesgärtchen auf der Festungsmauer eben zwei Plätze, als Kaiser Ferdinand mit glänzender Suite von der Hofburg her geritten kam, um die Revue abzunehmen . . . Welch' ein Schauspiel, das ich kaum im Traume für möglich gehalten hätte! Wie blendeten die Uniformen! Wie stiegen die Pferde! Wie wallten die Federbüsche, wie schmetterten die Trompeten, wie entzückten die Musikbänden unter donnernder Mitwirkung der großen Trommel, als der Kaiser, der kleine liebe Herr in Marschalls-Uniform, auf prachtvollem Schimmel, seiner Suite etwas voraus, an die Spitze einer neuen Fronte vorritt! Wie groß und durchschauend wurde die Wirkung erst, als der Kaiser sich dem Artillerie-Parc näherte und die Kanonen das „Gott erhalte!“ mitfangen, daß auf der Franzensbastei die Fenster klrirten und auch mitunter sprangen! . . . Wir saßen noch sprachlos, wie träumend, auf der Mauer, als der Kaiser und die Suite bereits nach der Hofburg zurückgeritten und die Regimente bis auf einen kleinen Rest vom Paradeplatz abgezogen waren; — da ertönte fröhliche Musik in der Nähe, das Orchester, das jeden Morgen im Paradiesgärtchen aufzuspielen pflegte, nahm sein unterbrochenes Spiel wieder auf, zahlreiche Gäste ließen sich in der Nähe der Musik unter schattigen Bäumen zu einem zweiten Frühstück nieder — alles schien sich in Heiterkeit und fröhlichen Genuß aufzulösen, während wir, mein Reisegefährte und ich, nach dem Franzenthor herabgiengen, um über die Stadtgrabenbrücke nach dem Glacis und nach der Alservorstadt zu gelangen, wo sich unsere Absteigquartiere befanden. Driiben, an der Stadtgrabenbrücke saß ein alter Bettler mit einem kleinen Leierkasten, den er matt-mühselig drehte und auf dem er altväterliche Ländler wehleidig zu Gehör brachte, während auf der Orgel ein halbverhungertes Affe, in rother, zerschliffener Uniform, Federhut auf dem Kopf und einen Blechfäbel schwen-

hend, seine Exercitien hielt, um die Vorübergehenden zu erheitern und zu einer kleinen Gabe zu bewegen; — auch ein Bild der großen Stadt neben der eben bewunderten glänzenden militärischen Scene! Ich folgte, von stillem Hinsinnen bedrückt, die Zukunft schüchtern überdenkend, meinem Führer nach der nahen Vorstadt — die müden Orgeltöne folgten uns noch lange hänglich zitternd auf dem Wege; — ich war in Wien — mit dem Rest von sechs Silbergulden in der Tasche — das Herz voll Beklemmung — aber auch voll von überschwenglichen Idealen! . .

## 2.

**Mein erstes Obdach in Wien. Ein Führer durch die Kaiserstadt. Vor dem Standbild des Kaisers Jofef II. Bruder Andreas. Unsere Lage. In der Belle des Paters Franz. Akademischer Bürger. Freund Theodor. Rührende Fügung: „Herr Hofmeister“.**

Mein Absteigquartier war in der Alservorstadt, Schlüsselgasse 16. Mein Bruder, der dort wohnte, befand sich noch bei seinem befreundeten Pfarrer in Steiermark, er hatte mir sein Zimmer angewiesen und für meine Verpflegung die nöthigen Anordnungen getroffen. Zugleich hatte er mich einem seiner Collegen empfohlen zur freundlichen Weisung in dem Durcheinander der großen Stadt. Dieser Colleague, ein Egerer, der die Ferien in Wien zubrachte, erschien sogleich nach meiner Ankunft bei mir, beredete mich, bis zur Rückkehr des Bruders bei ihm zu wohnen, seinen Mittagstisch zu theilen und „seine langweilige Gesellschaft“, wie er heiter bemerkte, geduldig zu ertragen. Es war der lustigste, liebenswürdigste junge Mensch, den ich je gesehen habe; als einziger Sohn wohlhabender Eltern, hatte er nicht nöthig, von den Sorgen des Tages sich die gute Laune trüben zu lassen, studierte fleißig und war haushälterisch mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln.

Er wohnte hübsch und lustig in der Alferstraße, nicht weit von dem Drei-Laufen-Haus und ergötzte sich höchlich über meine naive Bewunderung des Lebens und Treibens in der Stadt. Blieben wir zu Hause, so war ich nicht von den Fenstern wegzubringen, da unerschöpflich Menschen, Wagen, Militäraufzüge vorüberkamen; mein lieber Wirt war eben so unermüdet, durch ruhige, heitere Erklärungen Ordnung und Verständnis in dieses scheinbare Chaos zu bringen. Streiften wir durch die Straßen, so durfte ich überzeugt sein, daß er mich an keinem wichtigen Gebäude unbelehrt vorbeigehen ließ; Kirchen, Paläste, öffentliche Gärten lernte ich auf diese Weise kennen; die Hofburg („das Haus des Kaisers“), das Universitätsgebäude, in dem ich meine Studien fortsetzen sollte, zählten zu den ersten Denkwürdigkeiten unserer Märsche; die Josefs-Statue auf dem Josefsplatz hätte meinen Führer bald in ungarische Berührung mit der geheimen Polizei gebracht, denn während er mich auf die Schönheit des Standbildes und auf die Person des verewigten Kaisers aufmerksam machte, wurde er so überlaut und begeistert bei der Verherrlichung des „Schäfers der Menschheit“, daß sich allsogleich Zuhörer um uns sammelten und ein hagerer Mann mit lederartig vertrocknetem Gesicht an seine Schulter rührte. Mein Führer errieth sofort, um was es sich handle, hielt in seiner Rede inne, nahm mich an der Hand und zog mich nach der Augustiner-gasse weiter. „Hast du dir das Aschengeficht des Glogbruders angesehen, Freund?“ sagte er im Weitergehen: „Ein Geheimer, ein Maderer; vor diesem Gelichter muß ich dich warnen; der hinterlistige Stich eines solchen ist gefährlicher als der Biß der giftigsten Schlange in Vorder- und Hinterindien!“ Ich empfand zwar einen unheimlichen Eindruck von dieser Bemerkung, war aber zu naiv und unerfahren, um die Bedeutung derselben ganz zu erfassen; vollends wollte mir nicht einleuchten, daß es einem geheimen Späher zukommen könne, eine Lobrede auf Josef II., unsern großen lebenswürdigen Kaiser, bedenklich zu finden und zu verhindern. Ein Besuch der Augustiner-

kirche, die durch das Canova-Denkmal verherrlicht wird, wirkte bald heilsam beschwichtigend auf mein Gemüth. Der Schatten unheimlicher Gedanken verschwand und das berühmte Kunstwerk übte einen unendlich wohlthuenden Gesamteindruck, ohne daß ich noch im Stande war, mir über diese Wirkung der Kunst irgendwelche Rechenschaft zu geben . . . Diese Streifzüge waren endlich auf den Brater, nach den Lustschlössern Lagenburg und Schönbrunn ausgedehnt worden, als mein Bruder aus Steiermark zurückkam, mich aus der liebevollen Obforge des Collegen dankend übernahm und in seine Wohnung zurückführte. In dieser, einem geräumigen Zimmer ebener Erde, richteten wir uns brüderlich bescheiden ein und besprachen unsere nächste Lebensführung. Der Bruder bezog als Militärschüler des kaiserlichen Josefinums monatlich 25 Gulden, dazu lieferte ich die restlichen sechs Gulden meiner Reisekasse aus und damit hofften wir bei den damals sehr billigen Lebensverhältnissen in Wien den ersten Monat auszureichen. Für einen zweiten und dritten Monat war durch einen besondern Umstand weiter geholfen; ein Mitschüler des Bruders, der etwas kränkliche Sohn wohlhabender Eltern in Nikolsburg, hatte die letzte Prüfung nicht abzulegen gewagt und meinen Bruder, der sein Examen glücklich bestanden hatte, um freundliche Nachhilfe ersucht; für diese Hilfe, die zwei Monate andauern sollte, bot er ihm monatlich 60 Gulden. Mein Bruder sagte zu und war nun im Stande, uns für drei Monate über Wasser zu halten. „Und dazu lebt ein gütiger Gott über uns!“ rief ich einmal in dem grundmäßig festen Vertrauen, das ich aus dem Elternhause mitgebracht hatte. Wir fühlten uns glücklich und schwagten uns in manche Liebe und gute Stimmung hinein. Es wurde viel von der Heimat, den Eltern, von frühern Tagen geredet und ich scherzte über den Scherz des Mayenz, der mir das erste Studentenquartier in der „Flohgasse“ zu Klattau prophezeit hatte; „wenn er noch lebte,“ schloß ich, „würde er sagen: Schau den Beberl an — jetzt hat er's bis zur Flohgasse in



Wien gebracht — der wird noch Papsst oder Kaiser von Samphilien! . .“ Theils in Gesellschaft des Bruders, theils schon allein setzte ich meine Wanderungen in der Stadt fort. Als ich eines Tages an dem Kapuzinerkloster auf dem Neuen Markte vorüberkam, erwachte in mir die lebhafteste Neugierde, die im Kloster befindliche Kaisergruft zu sehen; zugleich erinnerte ich mich an ein Empfehlungsschreiben, das ich von meinem Professor der Humaniora aus Klattau an einen damals hochangesehenen Mönch des Klosters mitgebracht hatte. Ich beschloß sofort, das Empfehlungsschreiben abzugeben und dabei um die Begünstigung zu bitten, die Kaisergruft sehen zu dürfen. Ich trat ins Kloster, durchschritt einen großen dunklen Raum, der mich zu einer halblichten Treppe führte, über die ich in einen langen düstern Klostergang mit Zellen gelangte. Hier kam mir mit raschen energischen Schritten ein hochgewachsener junger Mönch entgegen, der einen gewaltigen, fast erschreckenden Eindruck machte; ein fanatischer Unmuth sprach aus seinen Zügen und im schwarzen schwärmerischen Auge leuchtete ein unheimliches Feuer. Ich wagte es nicht, ihn anzusprechen, doch da er mich fragend ansah, bat ich um Weisung nach der Zelle des „Paters Franz“. Bei diesem Namen glitt ein freundlicher Schein über das Antlitz des Mönches, der nach einer Zellenthüre zeigte und halbblaut sagte: „Dort!“ Ich eilte nach der Thüre, bog den Zeigefinger, um anzuklopfen, klopfte aber noch nicht. Eine eigenthümliche Unruhe, Verlegenheit, ja Furcht bemächtigte sich meiner. Mein Professor hatte mir gesagt, Pater Franz sei ein halber Heiliger, sei berühmt und beliebt am allerhöchsten Hof und in den vornehmsten Häusern der Aristokratie und des Bürgerthums und als Beichtvater sei er der gesuchteste Priester in Wien. Jetzt fiel mir ein, daß mich dieser gewiß strenge Priester fragen könnte, welche Standeswahl ich treffen würde? Konnte ich dem heiligen Manne eine Unwahrheit sagen und bemerken, daß ich mich für den geistlichen Stand entschieden habe? Ich blieb betroffen stehen und wurde schwankend in meinem Vorsatz, einzutreten; da wurden rasche

Schritte hörbar in dem düstern Klostergange, ich fürchtete die Rückkehr des unheimlichen Mönches von früher, der mich unwirsch fragen konnte, warum ich noch zögernd dastehe? Rasch war mein Zeigefinger wieder gebogen; ich klopfte und hörte eine schwache Stimme zum Eintritt einladen. Ich trat in eine wenig geräumige, längliche Zelle, an deren Ende, gerade unterm Fenster, der altehrwürdige Pater in einem unscheinbaren hochlehnigen Armstuhl saß. „Salve!“ sagte er sanft und ohne sich zu regen; die rechte Hand bewegte sich schwach zum Zeichen, daß ich eingeladen sei, ihm näher zu treten. Ich folgte dem Wink und trat vor: „Wer bist du, mein Sohn? Und was führt dich zu mir?“ fragte der Pater freundlich. Ich zog den Empfehlungsbrief hervor und überreichte ihn. Der ehrwürdige Mann las den Brief aufmerksam durch, blickte dann über das Blatt hinweg schweigend nach mir und ließ seine linke Handfläche über den dünnen weißen Bart am Kinn sachte herabgleiten. Nach längerem Schweigen sagte er liebevoll: „Du bist gut empfohlen, mein Sohn, und es soll mich freuen, dir in etwas nützlich werden zu können. Unter welchen Umständen befindest du dich in Wien?“ Ich schilderte ihm flüchtig die Lage der Eltern und meines Bruders, der mich bei sich aufgenommen, und sprach die Hoffnung aus, daß der Himmel weiter helfen werde. „Das wird er, mein Sohn, wenn du brav und fleißig bleiben wirst,“ erwiderte er. „Und welche Standeswahl denkst du nach den nächsten zwei Studienjahren zu treffen?“ setzte er hinzu. Ich erwiderte, daß die Eltern den geistlichen Stand allen anderen vorzögen, daß ich selber Neigung für denselben fühle, aber auch Vorliebe für das Studium der Medicin hege; „wahrscheinlich aber ist, daß ich Geistlicher werde,“ schloß ich. Der Pater wurde wärmer, richtete sich im Lehnstuhl straffer auf und sagte: „Es ist ein schöner Stand, der Stand des Geistlichen; ein schöner und heilsamer Stand; aber der ihn wählt, muß dazu berufen sein. Mein Sohn, treffe deine Wahl nicht übereilt, überlege sie wohl und komme noch zu mir, bevor du deine Wahl getroffen hast!“ Er erhob sich,

Schritt nach einem kleinen Schrank an der Wand, holte ein Andachtsbuch daraus hervor und entnahm demselben einige zwischen den Blättern liegende Banknoten, die er mir mit den Worten reichte: „Hier, eine kleine Beihilfe für die erste Zeit; viel habe ich in barem Gelde nicht zu verfügen, aber lasse bald wieder von dir hören, wir können Freitische ausfindig machen, auch einige Unterrichtsstunden — und nun sei Gott mit dir, mache dich ihm zum Freund und du hast das beste Theil erwählt!“ . . . Ein leichter Wink der Hand bedeutete mir, daß ich entlassen sei; freundlich ruhten die Blicke des Mönches auf mir, als ich mich verneigte und zur Zellenthüre hinausschritt; ich eilte den Klostergang entlang, die dunkle Treppe hinunter und zur Klosterpforte hinaus, als wär' ich einer großen Gefahr entgangen, und doch war der Eindruck, den ich aus der Klosterzelle mitnahm, ein außerordentlich wohlthuender und beruhigender; erst im Freien fiel mir ein, daß ich auf den Besuch der Kaisergruft ganz vergessen hatte . . . Der Bruder hörte meinen Bericht mit einiger Überraschung an; der große Ruf des Pater Franz war auch zu ihm gedrungen und die Aussicht auf den einflussreichen Helfer für den Fall meiner künftigen Bedrängnis konnte ihm auch nicht unerwünscht sein. Als ich ihm die sieben, vom Pater Franz erhaltenen Guldennoten überreichte, lehnte er es ab, sie anzunehmen. „Du hast,“ sagte er, „einige dringende Auslagen, die du mit dem Gelde bestreiten kannst. Du hast Collegienbücher zu kaufen und wirfst ab und zu, wenn ich gehindert bin, mit dir Mittag zu halten, dein Essen selbst besorgen müssen; behalte das Geld!“ Er führte mich nach einer damals bei ärmeren Studenten sehr berühmten Speisewirtschaft, in der man sich um acht Kreuzer übersatt essen konnte und in welcher der Bruder früher selbst lange Zeit, als ihn der Vater erhalten mußte, seine Mittagskost aufgesucht hatte. Man erhielt für die acht Kreuzer freilich nur zwei Knödel mit Zwetschkenröster oder Bratensauce, aber die Knödel waren von einer so riesigen Größe, daß nur der allerstärkste Esser sie

ganz bewältigen konnte. In diesem Weisfel, das sich in der „Blutgasse“, einer kurzen dunklen Nebengasse der Grünangergasse ebener Erde befand, aß ich an einem hochwichtigen Ehrentage zum erstenmale — an dem Tage nämlich, an welchem ich an der Universität inscribiert wurde und dadurch die Würde eines akademischen Bürgers erhielt. Von diesem Tage an mußten die Professoren Sie und Herr zu uns sagen und neben andern Rechten auch gestatten, daß wir mit Spazierstöcken in den Collegien erschienen. Einen solchen Spazierstock kaufte ich mir denn auch sogleich nach der „Inscription“ und suchte dann, von einem seltenen Hochgeföhle getragen, die „Blutgasse“ auf, um — alles auf Kosten der Gabe des guten Paters Franz — die berühmten Knödel zu versuchen, die ich trotz meines akademischen Hochgeföhls und großen Hungers nicht ganz bewältigen konnte. . . . Einige Tage später wurden unsere Collegien eröffnet. Ihnen gieng ein Hochamt voraus, das sogenannte „Heiligengeistamt“, durch das uns Kraft und Segen gespendet werden sollte für das glückliche Bestehen der beginnenden Studien. Neugierde und Studieneifer führten mich an diesem Tage schon viel früher als nöthig nach den Collegiensälen und da ich auf meinem Wege aus der Vorstadt die Franzensbrücke passieren mußte, wo der arme Werkelmann mit seinem Affen-Husaren bereits auf dem Posten stand, so dachte ich: „Glück auf! zu dem neuen akademischen Leben!“ und spendete dem armen Werkelmann einen Kreuzer — natürlich auch einen Bruchtheil jener Spende des guten Paters Franz. Aus dem Heiligengeistamt in unsern großen Hörsaal zurückgekehrt, wogten wir, zwei hundert Colleggen, alle mit Stöcken bewaffnet, unter wildem Stimmenbrausen einander begrüßend und Bekanntschaften schließend, durcheinander, als ich, bisher vergebens nach einem von früher her bekannten Colleggen forschend, an der Schulter gefaßt und mit Namen genannt wurde — von einem Colleggen, der die zwei letzten Gymnasialjahre in Klattau mit mir absolviert hatte! Er hieß Theodor v. Planer, war der Sohn eines Hof- und Gerichts-

advocaten in Wien und sollte seine Studien in der Kaiserstadt fortsetzen. Unsere Überraschung und Freude war um so größer, als wir uns auf dem Gymnasium schon sympathisch genähert hatten. Planer lud mich dringend ein, nach der ersten Vorlesung ihn nach der Wohnung seiner Eltern zu begleiten, sich diesen vorstellen zu lassen und — wie er mit freundlich glänzenden Augen sagte — vielleicht bei ihnen ganz untergebracht zu werden! Er wollte diese Andeutung näher erklären, als der Professor erschien und durch seinen Vortrag eine Stunde lang unser Gespräch unterbrach. Aber kaum hatte der Professor — es war Richtenfels, Professor der Philosophie — seinen Vortrag (Propädeutik) beendet, als mein lieber College — später der unentwegteste Freund meiner Jugend — mich schon wieder unter dem Arme hatte und mit sich fortführte. Unterwegs gab er mir Aufschluss über seine frühere Andeutung und theilte mir mit, daß er drei kleinere Brüder habe, für welche, da ein früherer Hofmeister eben in das Kloster der Michaeler eingetreten sei, ein Nachfolger gesucht werde; und dieser Nachfolger könnte vielleicht ich werden — was ihn glücklich machen würde! Ich war fast bestürzt über ein so großes Glück und folgte stumm dem Freunde nach der Wohnung seiner Eltern, die sich im sogenannten Passauer Hof, nächst der Kirche zu „Maria Stiegen“, befand und den ganzen ersten Stock einnahm. . . In der Wohnung ließ mich Freund Theodor einige Augenblicke im Vorzimmer warten, während er seine Mutter vorbereitete und kam dann freudig leuchtenden Angeichts, um mich bei der Mutter einzuführen. „Du wirst aufgenommen werden!“ flüsterte er mir noch schnell und aufgereggt zu, bevor er die Thüre des Empfangszimmers öffnete. Wir traten ein und standen vor einer ansehnlichen, noch überaus blühenden Dame. Das runde und leicht geröthete Gesicht derselben leuchtete von freundlichem Wohlwollen und die großen, dunkelbraunen, grundgütigen Augen — ganz die Augen ihres Sohnes Theodor — ruhten freundlich prüfend auf dem verlegen ihr gegenüber stehenden jungen Fremden. „Es freut mich,“ sagte

Theodors Mutter mit angenehmer hellklingender Stimme, „in Ihnen einen Freund meines Sohnes kennen zu lernen; es wäre mir sehr lieb, wenn Sie ihm nahe bleiben und die Studien gemeinsamer fortsetzen könnten.“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Würde es Ihnen vielleicht auch möglich sein, über drei Knaben die Aufsicht zu führen und ihnen — sie besuchen erst seit kurzem die Volksschule — mit Rath und That beizustehen?“ Ich erwiderte, daß ich über mich und meine Zeit frei verfügen könne, und daß es mich glücklich machen würde, mich eines so ehrenvollen Vertrauens wert erweisen zu dürfen! „Gut,“ sagte Theodors Mutter mit jener lauterer Heiterkeit, die mich an Wiener Frauen stets so entzückt hat, „Dann kommen Sie morgen nach Döbling und seien Sie unser Mittagsgast, damit ich Sie meinem Manne vorstellen und mit den Kindern bekannt machen kann! Theodor wird Ihnen das Nähere mittheilen!“ Sie gieng hierauf ins anstoßende Zimmer — Theodor und ich eilten Hand in Hand glücklich nach dem Vorzimmer und auf die Straße, um das Nöthige für den nächsten Tag, einen Sonntag, zu verabreden . . . Lange vor der Mittagstunde stand ich am andern Morgen in Oberdöbling vor dem Thore der Planer'schen Villa (Hauptstraße) und zog die Glocke. Ich hörte sogleich eilige Schritte und Knabenstimmen vom Garten her sich nähern und das Hausthor flog auf. Ich wurde von Theodor und seinen kleinen Brüdern empfangen, die schon auf mich gewartet hatten. An letzteren lernte ich drei allerliebste, zuthulische Kerlchen kennen, die sich bald, wo sie nur konnten, vertraulich an meine Hand hiengen und sich offenbar, als wahre Kinder, von dem „neuen Hofmeister“ gar schöne Tage versprachen. Nach dem Garten gehend trafen wir auch Theodors Schwester, ein Fräulein von 15 Jahren, blühend und heiter, rothwangig wie ein frisches Landmädchen und ausgestattet mit zwei herrlichen Augen — den Augen der Mutter! Ich wurde dem Fräulein vorgestellt und es eilte zur Mutter, um ihr zu melden, daß ich richtig angekommen sei. Theodor aber, begleitet von den drei künf-

tigen Böglingen, führte mich unverweilt zu seinem Vater, der sich bereits bei seinem Sonntagsvergnügen (er war großer Garten- und Blumenfreund) im Glashause befand und durch einen umfangreichen „Stecker“ Blumen und exotische Pflanzen sorgfältig betrachtete. Ritter v. Planer war ein hochgewachsener ansehnlicher Herr, bedeutend älter als seine Frau, aber noch rüstig, aufrecht in Haltung und Gang; sein ernstes und längliches, nicht volles Gesicht war röthlich angehaucht von Gesundheit und täglichem, aber (wie ich später bemerken konnte) ganz mäßigem Weingenuß. Herr von Planer stammte aus Südtirol und hatte von dorthier noch etwas von steifen, zurückhaltenden Manieren. In einem langen Schlafrock noch größer erscheinend, richtete er sich bei Theodors Begrüßung von einem Blumengestelle auf, ließ den an einem Bande befestigten „Stecker“ auf die Brust niederfallen und sah mich erst ernst und gleichgiltig, dann nach Theodors Vorstellung freundlich und wohlwollend an. „Freut mich,“ sagte er und nahm seinen Stecker wieder auf — „Sie sind doch unser Gast für heute?“ Ich verneigte mich bestätigend und empfahl mich für jetzt, da sich mein später so lieb und wert gewordener Chef alsbald wieder zu seinen Blumen wendete und den Gärtner rief, um ihn auf eine Unordnung aufmerksam zu machen. . . Der Vormittag gehörte nun dem heiteren Verkehre mit Theodor und seinen Brüderchen, wir wanderten durch den ausgedehnten, sorgfältig gepflegten Garten, von dessen süblichem Ende man eine hübsche Aussicht nach der Brigittenau genoß; ich erwarb mir die wachsende Gunst der Böglinge durch Angabe einiger Spiele, namentlich des spannenden Kampfes zwischen Grenzväcktern und Schleichhändlern, welcher Kampf in unsern Böhmerwälder Kinderspielen eine große Rolle spielte. Gegen elf Uhr suchte uns Theodors Schwesterchen „Risa“ (verkürzter Name von Theresia) auf, um uns zu melden, daß die Mutter im Garten erschienen sei und mich zu sehen wünsche. Wir zogen nun alle fröhlich nach dem oberen Theile des Gartens, wo die lebensfrohe, gültige Mutter meiner Begleiter in schönem,

aber einfachem Anzug, einen, damals besonders modernen breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopfe, unter einem großen Nußbaume Anordnungen traf für die Mittagstafel, an welcher heute mehrere Freunde des Hauses theilnehmen sollten. Sie begrüßte mich mit liebenswürdiger Güte, fragte, wie mir Haus und Garten, ihr Sommeraufenthalt, gefalle? und als ich meine freudige Bewunderung darüber aussprach, sagte sie: „Leider ist die Zeit schon nahe, wo wir wieder nach der Stadt ziehen müssen; aber Sie sollen sich im nächsten Sommer mit uns hier freuen, da ich hoffe, daß Sie unsern Wunsch erfüllen und vom October an als lieber Hofmeister meiner Knaben ständig zur Familie gehören werden!“ Ich war stumm vor Überraschung und Glück, ich fühlte das Blut nach Wangen und Stirne strömen und ergriff bebend die Hand der gütigen Dame, um den wärmsten Kuß meines Dankes darauf zu drücken . . .

## 3.

**Meine Glückslage. Als heiliger Christoph.**

Meine Aufnahme in das Blaner'sche Haus war von einer Bedeutung für mein Leben, die ich erst nach und nach in ihrem vollen Umfange zu erfassen vermochte.

Ich war für Jahre hinaus sicher unter Dach gebracht; ich entgieng den Entbehrungen und Leiden, die in einer großen Stadt so viele der besten, aber armen Studierenden aufreiben und zugrunde richten; ich genoß nicht nur an Speise und Trank, was zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist, sondern der Familientisch bot die reichlichen Genüsse eines wohlhabenden Wiener Bürgerhauses; der heitergesellige Ton der Familie wirkte wohlthuend und kräftigend auf mein Gemüth, ich lernte mich einleben in die feinern Lebensformen einer gebildeten Familie, die erziehlich auf mich wirkten, während ich bestrebt war, auf die Knaben durch Lehren und Beispiel nützlich ein-



zuwirken. War dies schon unschätzbar, so kam hinzu, daß mir die Pflichten des Hofmeisteramtes die nöthige Zeit zu meinen öffentlichen und Privatstudien übrig ließen, denen ich ohne Sorgen und Entbehrungen obliegen konnte; den Privatstudien und Herzensneigungen ganz besonders.

Der Herr wie die Frau des Hauses waren warme Freunde einer guten Lectüre; von neuen Geschichtswerken, Broschüren und den besten Zeitungsblättern Deutschlands durfte nichts auf dem Tische des Herrn von Planer fehlen und die Dame des Hauses, die neben unsern Classikern ihren Lord Byron enthusiastisch verehrte, Umland mit Bewunderung las, Heine unter ihre Lieblinge zählte, sorgte auch dafür, daß es an neuern Erscheinungen, besonders auch der französischen Literatur, im Hause nicht fehle. Ein junger, sehr wackerer Herr, geborner Thüringer, der in der ersten Buchhandlung Wiens, bei Gerold, eine der wichtigsten Stellen versah, war gern gesehener Hausfreund und bestrebt, die neuesten Ausgaben von Druck- und Bilderwerken zur Ansicht in das Haus zu schaffen. Von diesem Kunst- und Literaturseggen war ich bald der eifrigste Nutznießer und was angekauft wurde, hatte keinen wärmern, ausdauernderen Bewunderer, als den glücklich unter so sicheres Obdach gebrachten Hofmeister; — doch ich sehe, daß ich mit diesen Andeutungen den Ereignissen etwas vorgegriffen habe, die ich nun nachholen und in ihrer wachsenden Bedeutsamkeit vorführen will . . .

Mit der Übersiedlung in die Stadt begann auch mein täglicher Verkehr und die Ausübung meiner Pflichten im Planer'schen Hause. Ich kam nach sieben Uhr morgens zum Frühstück dahin, überprüfte die Arbeiten meiner Zöglinge noch einmal, überzeugte mich von deren genügender Vorbereitung für den nächsten Unterricht und führte sie nach der Schule, um dann meinen Collegien nachzugehen. Vor Tische fanden wir uns wieder in der Familie zusammen zu kurzer Erholung und Fortsetzung unserer Aufgaben; dann folgte der Mittagstisch und der weitere Besuch der Schule und Collegien bis

zur „Fausé“, nach welcher ein ausgiebiger Spaziergang und abends bis gegen neun Uhr der Unterricht an die Ordnung kamen. Um neun Uhr pflegte ich mich wieder nach der Wohnung meines Bruders zu begeben, um noch ein paar Stunden meinen eigenen Studien obzuliegen. Für meine Aufnahme in die Planer'sche Wohnung konnte erst später Raum geschaffen werden . . .

Rascher und nachhaltiger als durch meine Pflichterfüllung erreichte ich die ganze und nachhaltige Gunst des Chefs des Hauses und der Mutter meiner Zöglinge durch ein Ereignis, das alsbald nach Beginn meiner Hofmeisterpflichten eintrat.

Die ersten Tage des October waren schön, warm, wahre Sommertage; der erste Sonntag nach unserm Umzug nach Wien zeichnete sich besonders durch hochgradige Wärme aus. Ich beschloß nachmittags einen Spaziergang mit meinen Zöglingen nach dem Prater. Um vier Uhr schien die Sonne noch wunderschön, aber die Luft war bereits ungewöhnlich schwül und über dem Kahlenberge stand regungslos eine finstere Wetterwand. Um die letztere kümmerten wir uns so wenig wie das zahlreich nach dem Prater strömende Publicum; aber das Wetter kümmerte sich auch nicht um uns. Nach einigen dumpfen Donnerschlägen und ruckweisen Windstößen war das Gewitter sozusagen in Eilmärschen in Bewegung und erreichte über Grinzing und Währing her Wien und den Prater. Die Art, wie Wiener in solchen Fällen flüchten, ist bekannt. Wir hatten in der Hauptallee die Gegend, wo jetzt das dritte Caffeehaus steht, eben erreicht, als die ersten großen Regentropfen niederschlugen und der Sturm in den Kronen der Kastanienbäume zu rasen begann; nun hieß es: „rechts um!“ und „rette dich, wer kann!“ Mütter schrien, Kinder jammerten, den Blitzen folgten betäubende Donnerschläge, an dem Firmamente schienen Dammriffe entstanden zu sein, ein Wolkenbruch goß unermessliche Wassermassen nieder. Ich nahm meinen kleinsten Zögling auf den Arm, den beiden größern rief ich Muth zu und so rissen

wir uns durch Wassergüsse, schwarze Knäuel von Menschen, schritten am Eingang in die Praterstraße bereits fußtief in den Fluten und mußten, unterm ersten Hausthor angelangt, die überschwemmte Einfahrt entlang noch weiter flüchten und Rettung suchen auf der Treppe unter triefender, schreiender, dampfender Flüchtlingsmasse! . . . Herr des Himmels! Welche Lage! Wie ihr entrinnen? Und Regenguß, Blitz und Donner wütheten ununterbrochen fort! . . . Als ich nach einiger Fassung Umschau hielt, entdeckte ich, daß zwei Knaben eines in unserm Hause wohnenden Klosterbeamten unser Schicksal theilten und auf der Treppe neben uns Schutz gesucht hatten. Um, selbst gar üblen Muthes, bei meiner kleinen Umgebung doch gute Stimmung zu erregen, machte ich einige Scherze, schien von besonderer Tapferkeit beseelt, sagte, daß das Wasser doch nur naß machen könne und wir eine schöne Gelegenheit gefunden hätten, uns wie Seehelden durch die Fluten zu kämpfen! Meine lieben Knirpse blickten wirklich ermuntert auf, nur wußten sie nicht, welche Gestalt unsere Tapferkeit annehmen solle. Das wurde ihnen klar gemacht, als der Regen etwas nachließ, die Blitze leichter und die Donner träger wurden. . . „Jetzt,“ rief ich meinen drei anvertrauten und zwei aufgefundenen Jüngelchen zu, „jetzt paßt auf! Kennt ihr die Sage vom langen heiligen Christoph? Nun, wenn ihr sie nicht wißt, so hört: daß er das gethan hat, was ich jetzt thun werde; er hat ein Kind durch das große Wasser getragen und ich — ich will euch, wie ihr da seid, durch die überschwemmte Praterstraße tragen!“ Und damit nahm ich meinen jüngsten Bögling auf die Arme, den zweitjüngsten hieß ich rückwärts aufhocken und meinen Hals umfassen und so trug ich sie fünf Häuser weit wieder unter einer Thoreinfahrt nach einer Treppe, wo ich sie ab lud und warten hieß, bis ich zurückkehre; dann holte ich die drei zurückgebliebenen Knaben, nahm diesmal zwei derselben auf die Arme und hieß den dritten rückwärts aufhocken und so trug ich sie ebenfalls fünf Häuser weit und stellte sie zu den früher transportierten auf die trockene

Treppe. Nicht länger als bis ich etwas verschnauft und meine anvertraute Herde getröstet hatte, hielt ich in meinem Rettungs- werke inne, dann fuhr ich in derselben Weise fort, meine liebe Jugend durch die ganze überschwemmte Braterstraße, je fünf Häuser weiter, auf Rücken und Armen zu tragen bis zur Ferdinandsbrücke, die für alle zu Fuß zu passieren war. Biemlich spät abends, bei einbrechender Dämmerung, erreichten wir glücklich den Passauerhof zur großen Freude der beider- seitigen sehr geängstigten Eltern! . .

## 4.

**Eischgäste. Der Passauerhof — ein Musikantenheim. Hofrath v. Riesewetter. Fräulein Wildauer. Unter Kirchenmusi- kanten.**

Unter den Gästen, die sich namentlich Sonntags am Planer'schen Familientisch einfanden, erschien auch der seiner- zeit sehr bekannte und beliebte Jugendschriftsteller Leopold Chi- mani. Seine zahlreichen Kinderchriften waren damals insbe- sondere in Osterreich außerordentlich verbreitet. Chimani war eine kleine, behäbige Erscheinung mit schneeweißem Haar und immer lächelndem Gesichte; bei seinem rastlosen Verfassen von Jugendschriften war ihm jedes einigermaßen anregende Er- eignis willkommen und mit freundlichem Lächeln sagte er, als er unser kleines Abenteuer in der Braterstraße erfuhr: „Das soll in einer meiner nächsten Schriften der Jugend zu Herzen geführt werden!“ Ob Chimani seine Absicht ausgeführt hat, habe ich nicht erfahren, aber die Äußerung vor allen Gästen hat mich bei aller Freude tief bestürzt und verlegen gemacht. Eine andere Anerkennung fand ich bei einem zweiten ständigen Sonntagsgast des Planer'schen Familientisches: bei dem hoch- bejahrten Fräulein v. Saar, das, von einer ausreichenden Rente lebend, jahraus jahrein Strümpfe und Socken strickte und mit ihren zahllosen Erzeugnissen zu Weihnachten, bei Fa-

milienfesten, besonders an Namenstagen die Jugend ihrer befreundeten Familien beschenkte; und so erhielt auch ich bald nach unserm Abenteuer im Prater ein halb Duzend Socken zum Geschenke. Zum Dank für diese Gabe sei ihr diese Erinnerung gewidmet und ihr liebes Porträt hier angefügt: Fräulein von Saar war die helle Verkörperung der alten, weichen und seelenvollen österreichischen Gemüthlichkeit; klein und immer freundlich, hielt es auf sorgfältigste Toilette und blieb seiner Mode: große schneeweiße Locken um Stirn und Schläfe, treu bis zu ihrem seligen Ende . . . Eine dritte Aufmerksamkeit, die mir in Anerkennung meiner bescheidenen That im Prater zutheil wurde, muß ich schon der Folgen wegen, die sie für mich hatte, hier noch besonders erwähnen.

Der in unserm Hause wohnende Klosterbeamte, dessen Knaben ich nebst meinen Zöglingen aus Wassernöthen befreit hatte, wollte sich mit seiner mündlich vorgebrachten Danksagung nicht begnügen, er bat wiederholt um Mittheilung, wodurch er mir eine Freude machen könne; endlich, da ich immer ablehnender wurde und er mich zeitweise auf meiner alten Violine üben hörte, überbrachte er mir aus seiner Sammlung von Instrumenten für Kirchenmusik eine treffliche Violine mit der Bitte, sie als Andenken zu behalten. Ich lehnte das so wertvolle Geschenk für mein geringfügiges Verdienst lebhaft ab und entsprach nach einigem Zögern nur seinem Wunsche, die Geige für einige Zeit zu Übungen zu benutzen. Das treffliche Instrument erregte meinen Eifer, zu üben, außerordentlich, und als Freund Theodor v. Planer, der eine vorzügliche Barytonstimme besaß, einen Gesangslehrer erhielt, der Mitglied des Lanner'schen Orchesters war und die Violine ausgezeichnet spielte, wußte ich diesen durch kleine Aufmerksamkeiten zu gewinnen, daß er nach seiner Gesangsstunde zu mir auf das Zimmer kam und mir, in Abwesenheit meiner Zöglinge, förmliche Anweisung im Violinspiele gab, mir selbst manchmal stundenlang meisterhaft vorspielte. Concerte, die ich mit Theodor um jene Zeit zu besuchen

Gelegenheit erhielt, trugen ganz besonders bei, mir die Bedeutung und die hochgradige Herrlichkeit des Violinspiels einleuchtend zu machen und mich zu nachhaltigen Übungen anzuregen. Mein (stets bei sorgfältig verschlossenen Fenstern betriebenes) Violinspiel trug übrigens bei, unser Haus, den Passauerhof, zu einem vollständigen musikalischen Heim zu machen. Abgesehen von dem in allen Stockwerken vorherrschenden Clavierpiel, meisterte der ebener Erde wohnende Klosterbeamte sein Lieblingsinstrument, die Bratsche, vortrefflich, während sein ältester Sohn die Flöte recht gut blies; im ersten Stocke führte, wie gesagt, meine Violine (bei verschlossenen Fenstern) das große Wort; ober uns, im zweiten Stocke, wohnte Hofrath v. Kiefewetter, der Schwiegervater des nachmals berühmten gewordenen Botschafters Profesch-Osten, er stand damals als Componist wie als Kunstkritiker im höchsten musikalischen Ansehen; über ihm, im dritten Stock, trieb ein kleines verkrüppeltes Kerlchen, Karl Kalmann, sein poetisches Wesen, er war ein begeisterter Anbeter M. G. Saphirs und „sang“ nach dessen „Wilden Rosen“ wie nach einer ewigen Melodie endlose Reime; weiter über ihm, im vierten Stock, thronte die schon damals als Schauspielerin des Burgtheaters beliebte und später als Opernsängerin ausgezeichnete Wildauer, die mit bewundernswerter Ausdauer (und stets bei offenen Fenstern) ihre Solfeggien, Triller und Läufe übte; ihre Erscheinung war das Ideal junger Männer und wenn sie, oft trällernd von ihrem vierten Stock herabkam, stürzte die ganze Jugend des Hauses auf die vergitterten Gänge im Hofe, um, wenn nicht ihre ganze reizende Erscheinung, so doch ein Stück ihres fliegenden Kleides oder ihre unter dem Hut hervorquellende blonde Lockenfülle zu bewundern; gewiß wären die meisten der begeisterten Jünger ihr bis auf die Gasse nachgeschwärmt, wenn sie nicht vor dem Thore jedesmal in einem Fiaker verschwunden wäre, den ihr das Burgtheater oder — zumeist — ein Prinz Liechtenstein zur Verfügung stellte . . . Da Fräulein Wildauer bei besonders feierlichen Gelegenheiten auch an

den musikalischen Aufführungen in der Kirche theilnahm, so wäre schon dieser Umstand sehr einladend gewesen, auf dem Emporium der Kirche zu Maria-Stiegen bei feierlichen Hochämtern mitzuwirken. In heimlicher Anhoffnung auf diesen sehr ersehnten Glücksfall setzte ich meine Übungen in freien Stunden begeistert fort und überraschte endlich den Klosterbeamten mit der etwas verlegen vorgebrachten Bitte: mir beim Regenschori die Erlaubnis zur (natürlich unentgeltlichen) Mitwirkung bei dem nächsten „gespielten“ Hochamt zu verschaffen. Der treffliche Mann, der froh war, mir endlich eine Bitte erfüllen zu können, sagte zu und brachte mir nach Verlauf einer Stunde die Erlaubnis, schon am nächsten Sonntage bei der ersten Bioline mich theilhaben zu dürfen . . .

Die Kirchenmusik verdient unter den Kunstleistungen Wiens einen sehr ehrenvollen Rang und hervorragende Fachmänner haben ihr auch mit Recht ihre Anerkennung von jeher gezollt. Meister der Orgel, Künstler im Gesange wie auf allen Instrumenten bilden im Vereine mit tüchtigen Dilettanten die ausübenden Gesellschaften, welche in allen wichtigeren Gotteshäusern Wiens an Sonn- und Feiertagen, wie bei besonders festlichen Anlässen die besten Werke kirchlicher Musik zu vorzüglicher Aufführung bringen. — Wie die Kunst überhaupt ihren weltbürgerlichen Charakter behauptet, so nimmt auch die Musik, einschließlicly der Kirchenmusik, auf Nationalität, Glaubensbekenntnis, Stand und politische Parteirichtungen ihrer ausübenden Mitglieder keinerlei Rücksicht; die Leistungsfähigkeit allein entscheidet, so dass wir auf den Emporien katholischer Gotteshäuser Gläubige und Ungläubige aus Meistern der Concertsäle, der Theaterorchester, aus Primadonnen, Solisten und Opernchoristen friedlichst und musikalisch einmüthig (wenigstens damals) zusammenwirken sahen. In der Kirche Maria-Stiegen, in welcher ich mitwirken sollte, hatten wir sogar als Kunstgenossen einen Türken — allerdings einen gebildeten Landsmann-Türken, der, am „Türhübel“ geboren und kaum fünfzehn Jahre alt geworden, nach

Konstantinopel ausgewandert war, dort — kein Mensch wußte, wie oder wodurch — sein Glück gemacht hatte und als wohlgenährter und, wie er selbst behauptete, bombenfester Türke wieder nach Wien gekommen war. Er besaß einen schönen, wohlgeschulften Baryton und sang mit besonderer Vorliebe bei Messenaufführungen mit. Sein „Credo in unum deum“ ließ an Nachdruck und Aufrichtigkeit nichts zu wünschen übrig, wobei man allerdings annehmen konnte, daß er diese Betheuerung an seinen Gott „Allah“ richtete . . .

Unvergeßlich bleibt mir der Sonntag, an dem ich das erstemal im Orchester von Maria-Stiegen saß, links neben mir einen Violinisten aus dem Orchester Josef Lanners, rechts einen solchen aus dem Orchester des Leopoldstädter Theaters; ein Regierungsrath, ein langer, hagerer Herr, der sehr brav spielte, war ebenfalls unser College bei der ersten Violine . . . Nun lag an diesem ersten Versuchstage eine Messe auf von leichterem Gattung, die ich *prima vista* ohne Anstand mitspielen konnte. Meine Freude war groß; meine Zuversicht, daß alles auch künftig so glücklich ablaufen werde, noch viel größer. Allein schon der nächste Sonntag, der mit einem hohen Feiertage zusammenfiel, brachte mir eine bittere Enttäuschung und Beschämung. Es kam eine grandiose Messe zur Aufführung, die ungeahnte Hinterhalte und Abgründe von Schwierigkeiten barg. Das „Kyrie“, obwohl auch nicht unbedenklich, ließ sich noch menschlich an, ich kam sozusagen mit einigen Abschürfungen durch. Aber das „Credo“! . . . Ich denke jetzt noch mit hellem Entsetzen d'ran, wie der Lanner-Nachbar nach kurzer Einleitung das Blatt unseres Partes umwendet und die nächsten Seiten eine schwarze Wand von drei- und viermal gestrichenen Noten auswies, bei beschleunigtem Takt, rasch wechselnden Tonarten und zahllosen Fußweisen, in die man gerathen mußte bei dem wüthigen Wechsel von Kreuzen und B's und ihren Auflösungen, wobei die Finger der Violinisten, in hohen Applicaturen herumgerissen, sozusagen nicht mehr zu Boden kommen konnten.



Ein flüchtiger Blick genügte, um das unabsehbare Unheil zu erkennen, aber keine fünf Secunden blieben, um dem Unheil sich mit Fassung entgegenzuwerfen; — wie ein Gewitter im Gebirge sich entladet, so plötzlich waren wir in einer Himmel und Erde durchdröhnenden Musik voller Wolkenbrüche, Donner und Blitze: alle Instrumente aus Rand und Band — auf der Orgel alle Register heraus und alle zehn Finger des Organisten in rastlosem Dreinhauen, die Posaune aufheulend, als wolle sie das jüngste Gericht anmelden; den Bläsern der aufschreienden Clarinette trieb es Augen und Kröpfe heraus zum Entsetzen, die Trommeln wirbelten wie tosende Erdbeben, die Contrabassisten entrißen ihren Saiten ein Getöse, das nur noch eingezwickte Bären in Schmerz und Wuth hervorbringen können — das Ganze klang wie ein Riesenwasserfall mit stürzenden Felsen, Bäumen, über denen die Töne des Piccolo, der Soprane und Violinen wie das nervöse Pfeifen der Telegraphendrähte in Sturmnacht klangen . . . Es war eine Zukunftsmusik für die allerfernste Zukunft — wie gemacht zur Aufführung beim jüngsten Gericht, bei zehntausendfacher Besetzung . . . Wir waren noch kaum ins dunkle Verhau der drei- und viermal gestrichenen Noten eingedrungen, als ich mit meiner Kunst aus Reih und Glied geschleudert wurde und von Scham überwältigt — zu stimmen begann, als hätte die E-Saite nachgelassen — während mein Lanner links und mein Leopoldstädter rechts mit bewundernswerter Sicherheit von Notenkopf zu Notenkopf wie Genssen über Abgründe von Felsenspitze zu Felsenspitze sprangen und keine Note ungespielt ent schlüpfen ließen . . . Gegen Ende der schwarzen Notenwand, auf der zweiten Seite, entdeckte ich einen Ruhepunkt, der für alle Instrumente galt, ein sogenanntes System, und dort beschloß ich, wie unter einem „Marterl“ zu warten, bis die wilde Jagd der Instrumente ankommen und einen Augenblick Halt machen würde; dies geschah und ich konnte von da an bis zum Schlusse des „Credo“ wieder anständig Schritt halten mit den Collegen . . .

„Mussten meine Saiten gerade bei der schwersten Stelle nachgeben!“ versuchte ich meine Niederlage schüchtern zu umschleiern, als wir zu Ende waren. Lanner und der Leopoldstädter waren so freundlich, nur nachsichtig zu lächeln. Hatte doch auch ihnen das Preisrennen aller Instrumente hart zugefegt und schwere Tropfen aus der Stirne gepresst. Man sah sich gegenseitig an und lächelte sich erleichtert zu, als wolle jeder sagen: „Hilf Himmel, war das einmal was!“ Der Regenschori gieng vergnügt, dass alles so glücklich abgelaufen, von einem zum andern, lobte und scherzte und kam auch zu mir, seinem Neuling. „Wie bestanden?“ fragte er lächelnd. „Abgeworfen!“ sagte ich: „So was möchte ich nicht wieder erleben!“ Leise setzte ich hinzu: „Von jetzt an werde ich mit meinem Part immer zwei Tage vor der Aufführung holen und tüchtig durchspielen!“ Er lächelte zustimmend und die Folge war, dass ich fortan auch bei den schwierigsten Aufführungen mit Ehren bestand; — aber mit dem Vertrauen auf meine Leistungsfähigkeit sah es von nun an nicht mehr erbaulich aus. Denn an dem Tage des großen Unheils im „Credo“, wie später bei allen bedeutsameren Aufführungen, wirkte in unserm Orchester ein Meister der Violine als Solospieler mit, der seinerzeit seines Gleichen suchte und mich erst erkennen lehrte, was Violinspielen heißt . . .

Es war der damals vielbekannte und vielgenannte Clement, Orchesterdirigent und erster Violinspieler im Theater an der Wien. Er ist erst vor einigen Jahren gestorben, als Mensch und Virtuos hochgehalten von allen, die ihn kannten. Hätte dieser Mann mit dem unbezähmbaren Ehrgeiz, der heutzutage so viele Virtuosen rastlos durch die Welt jagt, um Ruhm und Geld zu häufen, im In- und Auslande sich hören lassen, der Name Clement würde als einer der leuchtendsten unter den Meistern der Violine glänzen; aber weder Geld- noch Ruhmsucht hat den trefflichen und eigenartigen Mann aus seinem gemüthlichen Wiener Heim, das ihn redlich nährte und ehrte, zu drängen vermocht. Nach frühesten Concertreisen sich zuletzt

in Wien niederlassend, waren und blieben, kurze Ausflüge nach Klosterneuburg und anderen Klöstern abgerechnet, namentlich im späteren Alter, die Hauptschauplätze seines Virtuositenthums das Theater an der Wien und die Kirchen der Kaiserstadt . . . Im Kirchenorchester zu Maria-Stiegen spielte Clement nur Soloeinlagen, die oft Staunen erregende Schwierigkeiten boten und von dem Meister mit einer unvergleichlichen Leichtigkeit und Bravour überwunden wurden; dabei konnte er nie bezwungen werden, den ihm vorgelegten Part vor der Aufführung auch uur flüchtig durchzusehen. Dazu kam er schon viel zu spät, kaum vor dem Momente, wo die Einlage zur Aufführung gelangte . . . Ich seh' den bejahrten Mann noch wie heute, wie er, vom Regenschori mit ängstlicher Ungebuld erwartet, behäbig von der Treppe her auf das Emporium kam und nach seinem Pulte vortrat. Er nickte dem Regenschori, der fiebrig sagte: „Herr von Clement, es fängt gleich an!“ flüchtig zu, nahm die an seinem Stehpult hängende, schon sorgfältig gestimmte Violine unter den linken Arm und — ließ nicht etwa einen Blick prüfend über seine Noten gleiten, sondern widmete seine Aufmerksamkeit den zunächst sitzenden Bekannten und Freunden, mit denen er leise Gespräche begann. „Herr von Clement — darf ich bitten —?“ flehte der Regenschori — Clement nickte und war bereits mitten in einer heiteren Mittheilung, die er an einen Speci und Beiselgenossen, einen kleinen, rundköpfigen Hornisten, richtete. „Sie waren gestern nicht in der blauen Grotte — Sie haben das Schönste Ihres Lebens versäumt,“ sagte Clement. „Drei Hinauswürfe haben stattgefunden.“

„Was Sie sagen!“ rief der Rundkopf ergötzt.

„Herr von Clement — es fängt gleich an —“

„Ja, ja —“ erwiderte Clement und nickte über die Schulter, indem er, zum Hornisten gewendet, lächelnd fortfuhr: „Dass Sie nicht da waren! Der Ragerl und Handschuh (die Beiselmitglieder hatten Spitznamen nach Possentiteln) hat angefangen; er sagte: Die Musikanten saufeten zu viel! Das

hätten Sie sehen sollen! Was da losgebrochen ist! Wieder —“

„O, lieber Herr von Clement — hören Sie die Introduction der Orgel — ich bitte — bitte —“

„Ja, ja,“ über die Schulter — und zum rundköpfigen Hornisten: „Wie der hinausgeflogen ist! Die Empörung!“

„Auch Sie natürlich — haben Sie mitgeholfen? Es gieng gegen die Ehre der Musiker!“

„Ich hab' zu viel lachen müssen,“ sagte Clement; „erst, wie er schon im schönsten Hinausfliegen war — hab' ich ihm ein Bündhölzel nachgeworfen — dem Frechling!“

„Herr von Clement! — —“

„Ja, ja,“ erwiderte dieser, nahm nun endlich die Violine unter das Kinn, den feinen Bogen in die Rechte — und nach Abschluss der Orgel begann eine Fülle von wahrhaft überirdischen Tönen, bald majestätisch lang gezogen, bald in Trillern und Läufen, durch die Räume der Kirche zu dringen und machte das Kopf an Kopf gedrängte Publicum lautlos und wie selig träumend aufhorchen. Der Meister spielte dabei nicht nur getreu und in edelster Auffassung, was die Composition vorschrieb, sondern verzierte sie noch, wo es angiehg und erlaubten Aufputz zuließ, durch perlrein gespielte Zusätze mit Läufen und Trillern . . .

„Ich schlage meine Violine in Trümmer und geb' es auf, auch etwas auf diesem Instrumente leisten zu wollen,“ sagte ich, als ich Clement zum erstenmale spielen hörte — „und seinen Part hat er vorher nicht einmal angesehen!“

„Dafür,“ sagte mein Lanner zur Linken, „ist er auch bekannt als der größte Notenfresser unsers Jahrhunderts!“

## 5.

**Vom Gotteshause in die Tempel der Kunst. Hofoper, Burgtheater. „König Lear“ und Anshütz.**

Meine Mitwirkung im Kirchen-Orchester zu Maria-Stiegen wurde indessen doch fortgesetzt; sie förderte meine Sicherheit und Geläufigkeit im Spiel, aber auch meinen Geschmack und mein musikalisches Verständniß. Letzteres wurde bald noch gründlicher und vielseitiger gefördert, als ich durch die Gunst der Umstände Gelegenheit erhielt, die große Oper zu besuchen.

Das k. k. Hofoperntheater war zu jener Zeit an den Italiener Balocchino verpachtet, und Ritter v. Planer war sein juridischer Beirath, resp. Vertreter. Als ein Beneficium dieser Stellung meines Chefs galt der freie Besuch des Opernhauses, und es genügten zwei Zeilen an die Direction, um eine Loge oder zwei Parketsitze zu erhalten. Ritter von Planer, von Balocchino selbst oft aufgefordert, benutzte nicht selten die Gelegenheit, eine Opern- und Balletvorstellung zu besuchen und wenn die Gattin meines Chefs nicht Lust oder Zeit hatte, ihn zu begleiten, so lud er seinen Sohn Theodor und mich ein, seine Loge mit ihm zu theilen. Ofter noch wurde ich eines so kostbaren Vergnügens dadurch theilhaftig, daß Freund Theodor einen Zettel um Loge oder Parketsitze schrieb und seinen Vater bat, das Gesuch zu unterzeichnen; solcher Bitte versagte der Vater niemals seine Genehmigung, seit der Sohn Gesangsunterricht erhielt und ich so eifrig nach musikalischer Ausbildung strebte.

Die Oper war damals von Seite der Direction wie von Seite des Publicums, namentlich des sogenannten vornehmern Publicums, im Sinne der italienischen Musik und des italienischen Gesanges auffallend gefördert und nicht ohne einige Berechtigung, da die italienische Gesangskunst damals noch auf ihrem Höhenpunkte stand und die Meisterwerke ita-

lienischer Componisten auch das Repertoire der deutschen Oper beherrschten. Zwar gab es den größten und besten Theil des Jahres eine deutsche Saison mit Vorführung der besten heimischen Opernwerke durch Künstler wie: Stöckel-Heinesfetter, Staudigl, Wild, Forti, Draxler, Binder; aber Donizetti, Rossini, Verdi waren auch im deutschen Repertoire vorwiegend vertreten und mit der italienischen Saison vom Monate Mai an, die ausschließlich italienische Opern brachte, rückten Gesangskünstler ein, wie: Brambilla, Boggi, Rigamonti, Fachinardi, die außerordentliche, oft fanatische Triumphe feierten, bei denen die damals noch so zahlreich in Wien lebenden Italiener das Hauptcontingent der tobenden Fanatiker bildeten . . .

Dass die Liebe zur Musik durch diese mir gebotenen Genüsse nicht zu mächtig wurde und mich von den Hauptaufgaben meines Lebens abzog, davor wurde ich bewahrt durch das Gegengewicht anderer Kunstgenüsse, die ich gelegentlich des Besuches des Hofburgtheaters fand und die bald mächtiger und nachhaltiger wurden als der verführerische Reiz der Musik, trotzdem sich mir der Besuch des Hofburgtheaters nicht so bequem und vornehm darbot wie der Besuch der Oper.

Ritter von Planer war nicht auch der juridische Vertreter des Hofburgtheaters und genoss daher auch nicht die Begünstigung des wenigstens zeitweise freien Besuches dieses Musentempels; es musste also für seinen Sohn und mich bezahlt werden, wenn wir den Genuss des Schauspiels erhalten wollten. Dass dies gerne und oft geschah, hatte seinen Grund darin, dass wir uns zu bescheiden wussten mit Rarten in die 4. Gallerie und dass Freund Theodor, der sich mit dem Gedanken trug, einmal sein Glück als Mitglied der Oper zu versuchen, im Hofburgtheater die besten Muster dramatischer Darstellung fand. Also überraschte mich mein Freund eines Tages mit der Einladung, ihn ins Hofburgtheater zu begleiten, und um mir gleich den höchsten Begriff von der

Leistungsfähigkeit dieses Kunstinstituts zu verschaffen, hatte er eine der außerordentlichsten Aufführungen, die des „Königs Lear“, gewählt mit Aufschütz in der Titelrolle, Löwe in der Rolle des „Narren“, La Roche als „Kent“.

Um drei Uhr des Nachmittags standen wir bereits im großen Hofraum der offenen Burg-Reitschule vor dem noch geschlossenen Eingangspfortchen des alten Burgtheaters, bald umringt und bedrängt von einer arg anwachsenden Menge, die gleich uns vor Begierde braunte, einen Platz in den obersten Räumen des Hauses zu erobern. Drei Stunden mußten vergeh'n, bis das Einlaßpfortchen sich öffnete und die Schlacht um Eroberung einer Karte an der Cassé mit Lebensgefahr beginnen konnte. Um sechs Uhr hörten wir endlich den Schlüssel des Pfortchens von innen drehen und das Pfortchen selbst gieng auf — aber nach außen — gegen das stauende, wild vorwärts drängende Publicum. Wer nicht in Gefahr kommen wollte, mit der Brust gegen die Kante der Thüre gedrückt und tödtlich verletzt zu werden, der mußte mit aller Macht und Vorsicht an der Thüre vorübersteuern, um den schmalen Eingang zu erreichen; aber schon war die Bedingung einer zweiten Lebensgefahr da: die Stufen einer kurzen Treppe, über die man hinabmusste, um zur Cassé zu gelangen. Wer auch über diese Fallgrube hinabkam, ohne über'n Haufen geworfen und zertreten zu werden, der stand, mehr getragen als auf festem Boden, nach einigen Secunden an der Cassa, umtobt von einer wild aufgeregten rücksichtslosen Menge, die um Karten schrie und kämpfte. War man so glücklich, auch die Karten zu erobern, so mußte man wohl informiert sein, um unter den vielen engen Treppen die richtige zu wählen, die nach den Plätzen des vierten Stockes führte. Freund Theodor war in Folge früherer Besuche wohl vertraut mit der verhänglichen Eintheilung der Räume, unter seiner Führung drangen wir also tapfer die schwachbeleuchtete enge Treppe — ersten, zweiten, dritten, vierten Stock hinauf und suchten gute Plätze zu gewinnen; — eitles Bemühen! Der ganze vierte

Stock in seinem Ovalrund war bereits dicht besetzt von Besuchern, die von ihren Protectoren: Willeteuren, Dienern und Beamten des Hauses, lange vor Eröffnung des Theaters heimlich eingelassen worden waren. Was blieb übrig? Nach überstandenen, mehrfachen Lebensgefahren die Karten wieder zurückzugeben und mit dem ungeheuern, durch die Gefahren erst recht erhitzten Drang: zu sehen und zu bewundern, das Haus wieder verlassen? Um keinen Preis der Welt! Freund Theodor, schon oft in dieser Lage, rieth, unverweilt das zu thun, was er selbst schon oft gethan hätte und was wir eben unter stürmischem Drängen Andere thun sahen: — wir kletterten die hinter der letzten und höchsten Sitzreihe angebrachte, vielfach durchbrochene Bretterwand hinauf, fanden, oben angelangt, für die Füße feste Unterlagen, für die Hände an Balken und Brettern Halt und einen Ausblick nach der fernen Bühne zwischen den Schultern je zweier Besucher vor uns. Eine Stunde lang standen oder vielmehr hiengen wir so an der nicht sehr festgenagelten Bretterwand und dann weitere vierthalb Stunden (bis halb 11 Uhr nachts) während der Dauer der Vorstellung. . . . In welchem Zustand wir nach nahezu fünf Stunden das Theater verließen? Körperlich allerdings hart mitgenommen und wie aus dem Wasser gezogen, geistig aber in einem Aufschwung der Begeisterung, wie ihn nur das höchste Entzücken der Seele verleihen kann. Anschütz, in männlicher Vollkraft, vollendeter Meister dramatischer Darstellung, mit einer Stimme begabt, die, etwas umschleiert, vom weichsten gewinnenden Tone bis zum überwältigendsten Kraftausdruck der Leidenschaft die ganze Scala der Gemüthsbewegungen unvergleichlich anzuschlagen verstand, ragte, wie es auch in seiner Rolle lag, so außerordentlich aus dem, an sich selbst geradezu classischen Ensemble, empor, wie ich später keinen Schauspieler mehr (und ich sah die besten „Leare“) alles um sich in Schatten stellen sah. Von der leichtfertigen Beweglichkeit des reizbaren greisen Lear, der seine Macht und Krone nach augenblicklicher Laune vertheilt, durch alle Ab-



stufungen des Argers, Zorns, der aufflammenden Wuth, Verzweiflung, Seelenverdüsternng hindurch bis zur herzbrechenden Nührung bei später Rückkehr seiner Liebe zu der erst geistig in Verklärung, dann in himmlischer Sanftmuth leiblich erscheinenden guten Tochter Cordelia, ist das Äußerste an erschütternder Naturwahrheit, Treue und Kraft geleistet; und wenn ich eines Momentes, des außerordentlichsten in dem gewaltigsten aller Bühnenstücke, nachträglich erwähne, so geschieht es nur, um hervorzuheben, daß der Dichter wie der Schauspieler hier das Äußerste, von andern nicht mehr zu Erreichende erzielt haben. Ich meine die Scene des fünften Actes von dem Herbeibringen der ermordeten Cordelia bis zu dem jähen Tode Lear's, der an gebrochenem Herzen stirbt. Lear bringt die todte Cordelia auf den Armen —

„Heult! Heult! Heult! Heult!“

ruft er in wahnsinniger Verzweiflung und legt den Leichnam neben sich auf den Boden.

„O, ihr seid all' von Stein!“

flagt er gegen seine Umgebung:

„Hätt' ich nur Aug' und Zunge nur, mein Jammer  
Sprengte des Himmels Wölbung!“

(Wieder zur entseelten Cordelia gewendet)

„Hin auf immer!“

(Von einem Hoffnungsstrahl erleuchtet:)

„Gebt 'nen Spiegel her;  
Und wenn ihr Hauch die Fläche trübt und streift,  
Dann lebt sie!“

Nachdem die Anwesenden Kent, Edgar und Albanien ihrer Erschütterung Ausdruck gegeben:

„Die Feder regte sich, sie lebt! O, lebt sie, —  
So ist's ein Glück, das allen Kummer tilgt,  
Den ich jemals gefühlt!“

Kent läßt sich auf ein Knie nieder und beginnt sein schmerzliches Beileid auszudrücken, aber Lear hält Cordelien jetzt wieder für todt und weist ihn heftig fort:

„Fluch über euch, Verräther, Mörder, all',  
 Ich konnt' sie retten; nun dahin für immer!  
 Cordelia, Cordelia!“

(Wieder glaubt er ein Lebenszeichen zu gewahren:)

„Wart' ein wenig, ha!

Was sprachst du? (Zur Umgebung) Ihre Stimme war stets sanft,  
 Zärtlich und mild; ein köstlich Ding an Frau'n —  
 Ich schlug den Sklaven todt, der dich erhängt!“

(Zwischenspiel mit der Umgebung; Erkennung Kents,  
 dann wieder zu Cordelia gewendet:)

„O seht! O seht!

Und todt, mein armes Närrchen? Nein! Kein Leben!  
 Ein Hund, ein Pferd, 'ne Maus soll Leben haben,  
 Und du nicht einen Hauch? — O, du kehrt nimmer wieder,  
 Niemals, niemals, niemals, niemals, niemals! —

(Auf seine Brust deutend:)

Ich bitt' euch, knöpft hier auf — Ich dank euch, Herr —  
 Seht ihr dies? Seht sie an! — Seht ihre Lippen,  
 Seht hier — seht hier — —“ (Er stirbt) . . .

Diese in jäher Sprunghaftigkeit markerschütternd sich  
 folgenden Gegensätze bildeten die Krone schauspielerischer  
 Meisterleistung des Lear-Darstellers Anschütz.

## 6.

### Unter Musen-Söhnen.

Hofburgtheater, Lear und Anschütz waren und blieben  
 fortan die Gegenstände meiner höchsten Verehrung und Be-  
 wunderung. Der Einladung, in nächster Zeit auch Darstellungen  
 anderer Stücke zu sehen, widerstand ich lebhaft, meine Seh-  
 sucht war und blieb nur Lear und wieder Lear mit Anschütz  
 in der Titelrolle und als ich mich endlich verleiten ließ, ein Lust-  
 spiel im Hofburgtheater zu sehen, verließ ich trotz der Meister-  
 leistung der darin beschäftigten Künstler das Theater ent-  
 täuscht, da die Handlung mir alltäglich, die Personen um zu

kleinlicher Dinge und Verhältnisse willen in Bewegung schienen. Erst die bald erfolgende Wiederholung *Lears* sah mich wieder im Hofburgtheater, unter denselben Hindernissen und Beschwerden des ersten Besuches, wie in der gleichen Begeisterung bei dem Genuße dieser großartigsten aller Bühnentragödien.

Eine kleine Episode während dieser Vorstellung trug auch bei, mir den Abend noch besonders denkwürdig zu machen; denn während eines Zwischenactes entdeckte ich in einer Loge einen jungen Mann, den ich als einen unserer Universitäts-Collegen erkannte und den mir Freund Theodor, als ich auf ihn aufmerksam machte, als den Sohn des Hoffchauspielers Anschütz, des großen *Lear*-Darstellers, bezeichnete. Wie es in solchen Fällen bei der Jugend üblich ist, gieng ein Theil der Liebe und Verehrung, die ich für den berühmten Vater hegte, sofort auf dessen Sohn über und ich beschloß, den interessanten Collegen, der im Hörsaale nur zwei Bänke hinter mir seinen Sitz gewählt hatte, bei der nächsten Vorlesung anzusprechen und für den Fall freundlichen Entgegenkommens meinen Platz im Collegium an seiner Seite zu wählen.

Andern Tages konnte ich die Stunde der Vorlesung und der Ankunft des mir so denkwürdigen Collegen kaum erwarten, um meinen Vorsatz auszuführen; meine Ansprache, so bescheiden als möglich, hatte den erfreulichsten Erfolg, denn der Ausdruck höchster Bewunderung für den Vater fand wohlgefällige Aufnahme im Herzen des Sohnes und dieser wünschte schon nach kurzer Unterredung Gelegenheit zu erhalten, mich näher kennen zu lernen. Mein Besuch in seiner Wohnung folgte alsbald und sein Gegenbesuch ließ nicht auf sich warten; nach wenigen Tagen waren wir uns lieb und wert geworden und hatten an unserer Begeisterung für Literatur, an unserer Bewunderung der Größen der Poesie einen unerschöpflichen Stoff des Verkehrs, besonders da uns allmählich das schüchterne Geständnis entschlüpfte, daß wir heimlich bereits Versuche gemacht hätten im Lyrischen und Epischen und selbst im Drama. Nun mußte mit diesen Versuchen herausgerückt und mit gegen-

seitigen Beurtheilungen vorgegangen werden. Dies führte bald zur Erweiterung unsers Seelenbundes, indem der junge Anshütz ersuchte, mich seinen ältern Freunden, mehreren Collegen, anzuschließen, die schon von den Gymnasialjahren her Freunde der Musen wären und denselben lebhaft huldigten. Diese Vereinigung mit talentvollen und strebsamen jungen Collegen hatte bald ihre angenehmen und guten Folgen; wir regten uns geistig an, ermunterten uns zu fleißigen Versuchen poetischer Arbeiten, empfahlen und verschafften uns gegenseitig die vorzüglichsten Meister der Literatur und giengen mit großem Eifer daran, unsere Versuche in Vers und Prosa gegenseitig zu kritisieren, wobei manchmal mit unnachsichtiger Schärfe, nicht selten auch mit vielem Humor vorgegangen wurde. So schrieb ich einmal über das lange Gedicht eines besonders begabten Freundes: „Nachtgedanken“ nur: „Hätten Sie diese Gedanken nicht auch am Tage haben können?“ Das Beste unserer Arbeiten wurde in Monatshefte zusammengeschrieben, in einem eigenen Archive aufbewahrt und auf besonderes Verlangen den bevorzugten Collegienfreunden zur Lectüre anvertraut . . .

Damit uns diese literarischen Liebhabereien, die schon manches hübsche Talent auf Abwege geführt, nicht von unseren wichtigsten Aufgaben, unsern Studien, abdrängten, kamen wir rechtzeitig überein, zwischen unsern literarischen Abenden auch solche Zusammenkünfte zu veranlassen, welche unseren Studien galten und diese Zusammenkünfte waren auch in jeder Hinsicht unsern Aufgaben förderlich. Wir führten sorgfältig und sauber gehaltene Collegienhefte, die wir gemeinsam durchgingen, verglichen und ergänzten und wenn die Zeit der Prüfungen kam, waren wir unermüdblich im gegenseitigen strengen Examinieren. Wir bestanden daher auch unsere Prüfungen gut und die Freude hierüber brachte unsere Herzen einander wo möglich noch näher, als sie es durch die literarischen Neigungen schon waren.

## 7.

**Alma mater von damals. Lesabend. „Othello“ mit Aufhüh in der Titelrolle. Um Sein und Nichtsein der Tragödie auf der Bühne. Federnkrieg.**

Ein Rückblick auf die Zustände unserer Alma mater und auf das eigentliche Studentenleben jener Tage wäre hier am Orte, wenn in beiden Richtungen nicht gar zu wenig Erbauliches und Anregendes vorzubringen wäre. Die Universität war eine einfache Dressieranstalt für Fachstudien, die einst dem Staate des allseitigen Stillstandes ihre entsprechenden Vertreter: Beamte, Ärzte, Priester u. s. w. liefern sollten. Die Gegenstände waren vorgegeschrieben, die Professoren wohlüberwacht und angewiesen, innerhalb gewisser Vorsichtsgrenzen ihre Vorträge zu halten, von Lehr- und Lernfreiheit keine Spur; ob die Schüler ihrer Pflicht regelmäßigen Besuches der Collegien nachkamen, controlierten die Professoren durch häufiges Vorlesen der Namen und die wiederholte Abwesenheit des Einen und Andern zog schwere Folgen bei den Prüfungen nach sich. Alle Studentenverbindungen, Tragen von Abzeichen, Singen von Studentenliedern, Abhalten von Comerssen waren strengstens untersagt und dadurch dem Entstehen und Gedeihen des Studentenlebens die Adern unterbunden. Den eigentlichen Brodstudien giengen zwei sogenannte philosophische Jahrgänge voraus, die uns Studien vorschrieben, wie: Philosophie, Ästhetik, classische Philologie, Mathematik, Religion, Physik, Österreichische Staatengeschichte. Erst nach Abolvierung dieser Studien war der Weg bereitet zum Eintritt in eines der Brodstudien.

In dieser Vorschule der Alma mater, die jetzt mit Recht den Oberghmnasien zugetheilt ist, befanden wir uns also, meine Freunde und ich, in jenen Tagen geheimnisvollen Strebens und es ist nicht zu zweifeln, daß es nur eines falschen Freundes bedurft hätte, um durch geheime Verdächtigung unseres harmlosen Strebens uns den schwersten Ver-

folgungen auszufegen. Ein solcher Verräther fand sich nicht unter uns und so genossen wir die Freude ungestörter Fortsetzung unserer Übungen, bis uns Zeit und Umstände trennten und in neue Lebenslagen brachten . . .

In dem für meine Geschicke so heilsamen Planer'schen Hause war es auch, daß bei aller Inanspruchnahme des Lebens und der Studien die Fühlung mit den Mäusen nicht ganz unterbrochen wurde; neben andauernder Lectüre in freien Stunden wurden im Winter Leseabende veranstaltet und „mit vertheilten Rollen“ insbesondere Theaterstücke vorgetragen. Schiller, der bewunderte Liebling aller, war in erster Reihe bevorzugt und „Don Carlos“ eröffnete den Cyklus dieser Abende. Schiller zunächst begünstigt war Theodor Körner, dessen Stücke damals sehr bewundert waren und auch im Hofburgtheater noch öfter gegeben wurden. Den Vorbildungen dieser Abende verdankte ich es, daß ich eine große Anzahl Rollen dieser Dichter fast wörtlich auswendig wußte, was mir den selbstverständlich nur mangelhaften Vortrag sehr erleichterte. Zu den Namenstagen der Eltern, namentlich der Mutter meiner Zöglinge ließ ich's nicht an Anregungen fehlen, ich wählte Auszüge aus beliebten Gedichten oder verfaßte auch selbst Verse, die mir entsprechend schienen, um sie durch meine Zöglinge vortragen und in schöner Abschrift unter Beifügung von Blumen überreichen zu lassen.

Einer unserer Leseabende sollte einst ein sehr gewagtes Unterfangen bringen: den Vortrag von Shakespeares „Othello“, da sich ein Hausfreund, ein in Gesellschaftskreisen vielbewundertes Declamator, für das Stück warm einsetzte und die Titelrolle selbst lesen wollte. Eine gewisse Aufregung und Spannung ergriff uns Theilnehmer an dem verwegenen Unternehmen, wir lasen, ja memorierten förmlich unsere Partien mit großem Eifer und erwarteten von dem Vortrage der Titelrolle die größte Wirkung. Da wollte es der Zufall, daß für den Abend unseres Leseabends der Zettel des Hofburgtheaters die Vorstellung des „Othello“ mit Anschütz in der Titelrolle

ankündigte und uns der Sohn des großen Künstlers schon vormittags im Collegium mittheilte, daß er uns, Freund Theodor und mir, für den Abend zwei gute Sitze ins Hofburgtheater bieten könne. Einer solchen Gabe und einem solchen Hochgenuss konnte natürlich nicht widerstanden werden, unsere „Absage“ für den Leseabend wurde vorgebracht und ganz selbstverständlich befunden, da auch der Declamator es für angezeigt hielt, lieber einen Anschütz als „Othello“ zu bewundern als diese Rolle im Familienkreise selbst vorzutragen . . .

Der Eindruck, den ich aus dem Theater von der Vorstellung des „Othello“ heimbrachte, war nicht weniger großartig und nachhaltig als der Eindruck der früher bewunderten Vorstellung des Königs „Lear“.

Noch in der Nacht las ich Shakespeares unvergleichliche Tragödie mit Bewunderung durch und suchte mir die meisterhafte Darstellung, bei welcher sich außer Anschütz als „Othello“, Laroche als „Jago“, Frau Mettich als „Desdemona“, Fichtner als „Cassio“ und Lucas als „Roderigo“ ausgezeichnet hatten, noch einmal zu vergegenwärtigen.

Unsern Declamator, der die Vorlesung des „Othello“ so sehr befürwortet hatte, suchte ich von seinem ehrgeizigen Vorhaben abzubringen unter Hinweis auf die unvergleichliche Leistung des Meisters Anschütz und der übrigen Darsteller des Stückes. Er war gerne bereit, von der Vorlesung des „Othello“ abzustehen, da die Aufführung des Stückes auf ihn selbst den außerordentlichsten Eindruck gemacht hatte.

Selbstverständlich war die Aufführung des „Othello“ bei der nächsten Zusammenkunft unserer jungen Literaturfreunde der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Sie hatten alle dieser Aufführung beigewohnt und sprachen von den Leistungen der Künstler mit Begeisterung. Auch rücksichtlich der Bewunderung des Stückes gab es nur Eine Stimme; doch wollten einige der Freunde den Ansichten des Publicums gerecht werden, welche die Wirkung der großen Tragödien, wie „Othello“ und „Lear“, für gar zu entsetzlich und grausam erklärten.

Diesen Ansichten trat ich, unterstützt von Anschütz junior, lebhaft entgegen.

„Die Darstellung von Tragödien im Burgtheater, insbesondere des Othello,“ rief ich, „ist ihrer vornehmen Abdämpfung und einheitlichen Auffassung wegen eine solche, daß die erschütternde Wirkung im Ganzen voll erzielt, aber die Marter, auf welche es sogenannte ungezügelte Realisten absehen, vermieden und das ästhetische Gleichgewicht des Gemüthes nach jedem Ansturm einer Scene immer wieder hergestellt wird. Das vornehme Ensemble und die wundersame Gemüthszugabe, welche Anschütz im „Othello“ auch den wildesten Ausbrüchen der Eifersucht zu verleihen weiß, wirken gleichzeitig wie lindernder Balsam auf die eben geschlagenen Wunden!“

Meine warme Vertheidigung der Tragödie und des „Othello“ insbesondere wollte bei den widerstrebenden Freunden nicht viel fruchten und der Eine, ein sonst herzenguter und gescheiter College, hielt sogar mit der Ansicht nicht zurück, die er mit dem großen Publicum theilte, daß im Allgemeinen gar nicht schade wäre, wenn in den Theatern — auch im Hofburgtheater — die große Tragödie ganz und gar ausgeschlossen würde.

Diese Äußerung setzte mich in Harnisch. Mit ungewohnter Leidenschaftlichkeit fuhr ich etwa folgendermaßen heraus:

„Ein Theater ohne Tragödie will mir vorkommen, wie ein ebenes Land ohne Hochgebirge und Alpen. So lieblich die weite Ebene mit Wiesen, Feldern, Wäldern und Gärten auch erscheinen mag, ihr fehlt doch immer das erhabene Kraftvolle, das gewaltig Ergreifende, das Erstaunen und zugleich höchste Vergnügen Erregende, das uns der Anblick der Alpen mit ihren Steinschroffen, Eisfeldern und über den Wolken nach der Himmelswölbung ausgreifenden Felszinken erregt. Lustspiel, Familien- und Salonstück, auch in guter Auswahl und musterhafter Darstellung geboten, müssen doch in ununterbrochener



Reihenfolge das zeitweise gründlicher Erschütterung bedürftige Gemüth des Menschen ermüden, wie die unabsehbare, noch so schöne und cultivierte Ebene den wohlgeneigten Wanderer abstumpft, wenn er nicht dort und hier einen dunkelblauen Bergzug wie eine Wetterwolke hangen sieht, ein kühlberührendes Bergthal betreten, eine Hochwand erklimmen oder die über Wolkenhöhen thronenden Eis- und Schneefelder einer Alpe begrüßen kann. Unserm Theater die Tragödie nehmen, heißt aus der Schweiz die Eisberge entfernen, den Wolken die Majestät ihrer Gewitter entziehen, den Kriegen das gewaltige Schauspiel der Schlachten nehmen und ihnen nur Märsche und Paraden belassen. Der heute von allen Seiten ertönde Ruf nach Vergnügen im Theater ist ein böses Zeichen für den Cultur- und Charakterzustand der Menschen, namentlich wenn unter Vergnügen nur leichte, sinnliche Zerstreuung oder possenhafter Unverstand begriffen wird. Oberflächliche, durch Genüsse des Wohllebens abgeschwächte und in gedankensbarer Halbcultur verkommene Individuen mögen dem Rufe nach ausschließlichem, frivolem Vergnügen im Theater zustimmen; ernste, hochgebildete und natürlicher Empfänglichkeit noch nicht verlustig gewordene Menschen werden dem Begriffe des Vergnügens einen würdigeren Inhalt geben, der auch das Vergnügen an tragischen Gegenständen enthält, worüber sich unser gottbegnadete Schiller in einem seiner ästhetischen Essays so anziehend äußert. In diesem Sinne wird der nach Vergnügen an theatralischen Vorstellungen Verlangende auch den Beifall der rigorosesten Theaterbesucher umsomehr finden, als gerade in den gewaltigsten Erschütterungen einer richtig dargestellten Tragödie ein ästhetischer Genuß geboten wird, der tiefer, erfrischender und nachhaltiger ist als das Vergnügen an den erheiternden Situationen und witzigen Spielen des Geistes im Lustspiele!“

Diese fast hervorgestoßenen, von steigender Leidenschaft getragenen Bemerkungen verblüfften meine jugendlichen Freunde einen Augenblick, reizten aber dann die Vertheidiger des Schauspiels

und der Lustspiele zu eben so heftigen Entgegnungen, die schließlich einen dauernden Zwiespalt unseres Vereines herbeizuführen drohten. Freund Anschütz junior, der sich meinen Äußerungen zuneigte, trat bald als gewandter Vermittler zwischen unsere Hitze und machte einen Vorschlag, der uns endlich alle beruhigte und zufrieden stellte; wir sollten, sagte er, unsere Streitobjecte nicht mündlich, sondern schriftlich ausfechten, über eine Tragödie, wie über ein hervorragendes Lustspiel Studien zu Papier bringen und damit unsere ohnehin etwas spärlich fließenden Beiträge zu den Hefen fleißig bereichern. Ich wurde ersucht, über „Othello“, Stück und Darstellung, meine Ansichten festzustellen und in einem Vortrage der nächsten Versammlung vorzulegen. Meine Zusage erfolgte mit Vergnügen und mit fieberhaftem Eifer brachte ich unter Verwertung jeder freien Stunde binnen vierzehn Tagen die folgende Arbeit zu Stande, die, mit zahllosen Correcturen versehen, unter meinen vergilbten Hefen noch vorgefunden wurde und die ich hier einschalten will als Zeichen, mit welchem Ernst, wenn auch mit noch unzulänglichen Kräften wir unsere jugendlichen Versuche durchzuführen strebten . . .

## 8.

**Othello in vollendeter Gesamtdarstellung.**

Ein Gedenkblatt aus dem Ruhmesbuche des alten Hofburgtheaters.

## 1.

Im „Othello“ ist, wie bekannt, der erste und zweite Act bestimmt, der Exposition des Stückes zu dienen. Wir sehen beim Aufgehen des Vorhanges den Helden seine tragische Schuld begehen, sehen sofort das Geschick geschäftig, an seine Fersen die rächende Thätigkeit eines Bösewichtes zu heften und werden durch das Hereinspielen von Staatsangelegenheiten, die dem Ganzen eine wildereiche Folie geben, in anziehender Aufmerksamkeit erhalten. Eine Wandeldecoration

farbenprächtiger Bilder venetianischen Lebens geht an uns vorüber, an sich schon sehenswert, als Einleitung zu einer Action, die später alle Gemüther im Tiefsten erschüttert, von einer Klarheit und Objectivität, die recht geeignet ist, an den gottbegnadeten Schöpfer des Stückes zu erinnern, der beim Ins-lebenrufen einer poetischen Welt seiner Sache stets so sicher ist.

Othello ist im ersten Acte der in sich gefestete Feldherr und Soldat, Ehren- und Staatsmann, maßvoll und würdig tritt er im Tumult der Straßenscenen wie im Staatsrath auf, heldenhafte Geradheit, stramme Kürze und Entschiedenheit bezeichnen jeden Schritt; wie er, Brabantios Widerstand voraussehend, das Abenteuer der Entführung rücksichtslos vollzieht, nachdem er Desdemonens Zustimmung besitzt, so lehnt er Brabantios Einspruch und Drohungen nach der Entführung rund und maßvoll ab und erwidert den Gegnern, die ihn bedrohen, nur: „Steckt ein die blanken Schwerter, sie möchten im Thau rosten!“ Die Berufung zum Dogen nimmt er wie eine gewohnte Folge seiner Staatswürde auf und heißt sie willkommen, da sie ihm Gelegenheit bietet, über seine Liebe sich offen und einfach vor den höchsten Würdenträgern auszusprechen, statt mit aufgeheßten Gegnern sich lärmend auf offener Straße auseinanderzusehen. Ist doch seine Seele zu dieser Stunde ganz von seiner Liebe voll und sein Bestreben, die Fülle seines Liebesglückes zu bändigen und es womöglich vor unberufenen Blicken zu behüten, gibt seiner strammen Haltung einen Anflug leichter Melancholie, die den Zuschauer bei dem Gedanken an die Entsetzen des Kommenden wie aus unermessbarer Tiefe anschauert und an eine ahnungsvolle Dunstwolke über einem Kraterabgrund gemahnt.

So ist Othello durch männliche, würdevolle Haltung im ersten Acte unserer Achtung nahe gerückt, und wie von Achtung Liebe nicht ferne ist, so lernt man schon, ehe Othello vor dem Dogen und hohen Rath das Entstehen seiner und Desdemonens Liebe erklärt, begreifen, wie dieser Mann trotz seiner dunklen Gesichtsfarbe ein Frauenherz anziehen und

fesseln kann; der Doge spricht nach der wunderbaren Erzählung Othellos, die Anshütz unvergleichlich vortrug, den hingerissenen Zuhörern aus der Seele, indem er eingesteht:

„Ich glaube, die Geschichte könnte wohl  
Auch meine Tochter fesseln.“

Mit dieser Äußerung ist die tragische Schuld der Entführung vor der öffentlichen Meinung sozusagen entschuldet, und nachdem der Doge und die Senatoren auch Brabantio, den Vater Desdemonens, bewogen haben, der Ehe seinen Segen zu geben, so wären alle Vorbedingungen scheinbar erfüllt, das Glück des Ehepaares voll und dauernd zu begründen.

Aber der Zuschauer, der zu diesem Glück gerne „Amen“ sagen würde, ist durch die heimtückisch-unterwühlende Thätigkeit Jago's bereits in seinem Vertrauen beunruhigt und beginnt zu sorgen und zu fürchten.

Je näher Othello und Desdemona im ersten Acte unserm Herzen gebracht worden sind, desto reger ist die Theilnahme für ihr Wohl und desto größer ist die Sorge, daß die Wühlereien des Unheilstifters Jago Erfolg haben könnten.

Furcht und Mitleid, die nach Aristoteles die Tragödie erregen soll, finden also im ersten Acte bereits ihre fühlbaren Anflänge und sie müssen an Tiefe und Kraft gewinnen mit jedem Umstande, der die Theilnahme an dem Liebespaare erhöht und die Gefährdung seines Wohles verstärkt.

Nach beiden Richtungen hin, bringt der zweite Act Momente, die geeignet sind, unsere Neigung und Besorgnis mächtig zu vermehren.

In vorderster Reihe steht hier der Moment, in welchem Othello nach dem glücklich überstandenen Seesturm seine Desdemona in Cypern wieder findet; hier bricht, man möchte sagen, zum erstenmale die vulcanische Natur des Mohren hervor — im Liebesglück. Die Art, wie Othello Desdemonen hier begrüßt, ist entzückend und erschütternd, besonders wo er

im Übermaß der Wonne sich selbst unterbricht und, beide Fäuste gegen die Brust stemmend, ausruft:

„Hier stoch't's!“

Mit diesen Worten hat Anschütz ein Meisterstück geliefert, einzig in seiner Art; alle Liebeserklärungen der Welt, in Vers und Prosa, sind blasse Versuche gegen die Gewalt dieser Unterbrechung.

Und in dieser erschütternden Markierung der Liebe Othellos lag ein weiser Zug des Schauspielers. Die Unermesslichkeit dieser Liebe wird gezeigt; die Theilnahme für dieselbe in jedem Zuschauer auf das Wärmste erregt, aber auch die Gefahr angedeutet, welche dieser Liebe in einem so vulcanischen Herzen drohen muß, wenn unterlegte Feuer der Bosheit sie überhitzten und auf falsche Fährten leiten.

Der zweite Durchbruch der Mohrennatur erfolgt bald darauf in der Scene des nächtlichen Tumults, der infolge der Trunkenheit Cassios und des von Jago angezettelten Streites zwischen Moderigo und Cassio, in den auch Montano hineingezogen wird, bedenklich entstanden ist. Othello, als oberster Machthaber der Insel und Festung, tritt zwischen die Streitenden, gebietet Einstellung des Kampfes, fordert Aufklärung über das Entstehen des Scandals in der Festung, und da es beiderseits mit den Erklärungen nicht recht vom Flecke will, fiedet Othellos Mohrenblut plötzlich auf und macht sich mit den Worten Luft:

Nun, bei Gott!

Mein Blut beginnt Vernunft zu meistern

Und Leidenschaft, die mein Gemüth verdunkelt,

Maßt sich die Zügel an. Rühr' ich mich erst,

Und hebe diesen Arm, so soll der Beste

Von euch vor meinem Zorn zu Boden sinken!

Entsetzten fesselte stets das Haus bei diesen Worten. Anschütz markierte hier die wilde Unberechenbarkeit des Mohrenblutes, und damit ist das zweite Feuerzeichen gegeben, das der Dichter aufsteigen läßt aus der vulcanischen Tiefe der Mohren-

natur; alle Schrecken und Gefahren andeutend, welche unter der sonst so fest scheinenden Decke der Civilisation Othellos lauern. Wehe, wenn die Leidenschaftlichkeit des Mohren den Damm der Liebe durchbricht und wie ein Ungeheuer in der Hürde seligsten Glückes würgt und mordet! Dieser Gedanke, diese Sorge verläßt den Zuschauer von dem Augenblicke an nicht mehr, wo die aufkochende Wildheit Othellos zutage tritt und von Jago vor den Augen der Zuschauer mit kalter Bosheit und erschreckender Sicherheit Mine um Mine gelegt wird, um das maßlose Unheil, das man fürchtet, wirklich herbeizuführen.

Bei älteren classischen Stücken liegt der Inhalt des Ganzen im voraus unverhüllt vor Augen; Exposition, Entwicklung, Lösung sind nahezu jedem bekannt, der sich vor dem Vorhang niederläßt. Der den Novitäten eigene Reiz der Neuheit und Überraschung im Gange der Handlung fehlt den classischen Stücken, und bezüglich des Ausganges fragt man nicht mehr: „Wie wird's enden?“ So weiß man auch von Othello: der diamantne Böfewicht Jago triumphiert und der Mohr ermordet seine Desdemona! Aber gerade das ist's, was bei diesem Stücke so tief, stetig, markerschütternd wirkt. Das: „Was wird kommen?“ ist außer Frage, aber das: „Wie wird's kommen?“ bildet vom dritten Acte an die stehende Frage, die nie an erschütterndem Reize verlieren kann, so lange es empfängliche, gebildete Zuschauer geben wird. Der Dichter hat das „Wie“ so einzig meisterhaft gestaltet und der Schauspieler sucht es ihm Schritt vor Schritt so täuschend nachzubilden, daß die Vollkommenheit der Handlung und Darstellung neben der Erschütterung auch eine Art Wonne erzeugt über die Meisterschaft des Dichters und Künstlers. So war's bei der Darstellung des „Othello“ durch Anschütz, La Roche, Frau Rettich und Fichtner. Furcht und Mitleid waren permanent erklärt, aber auch in ihrer Wirkung potenciert . . .

Der dritte Act, der das größte Unheil im Schoße birgt, *beginnt mit heiterer Musik*. Cassio, der in Ungnade gefallen,

läßt Othello ein Ständchen bringen, ihm Liebe und Aufmerksamkeit zu erweisen. Der Unglückliche! Küppel, der Narr — die personifizierte Ironie des Lebens — erscheint, um zu vermelden: „Macht euch hinweg von hier, dem General behagt euere Musik so sehr, daß er euch bei allen Heiligen ersucht, keinen Lärm mehr damit zu machen!“ Die Worte treffen in doppeltem Sinne, indem der General auch eine andere Harmonie nicht gerne hört: Das Zusammenstimmen der Bemühungen Cassios und Desdemone's um Wiedererwirkung der früheren Gunst für Cassio. So gerne Othello seiner Desdemona jeden Wunsch erfüllen möchte und auch Cassio noch günstig gestimmt ist, darf er doch als straffer Soldat nicht so leicht hin einen Fehler gegen die Disciplin von einem Tag zum anderen verzeihen; er beschränkt sich daher auf großmüthiges Anhören der Bitten und wohlmeinendes Verweisen auf die nächsten Tage — Tage freilich, die ihn selbst bereits so tief in den Schlingen des Bösewichtes Jago sehen, daß er, außer sich gebracht, auf den Untergang derjenigen zu sinnen beginnt, deren Bitten er aufrichtig zu erfüllen versprochen hat!

Nie ist eine Bitte lebenswürdiger und bescheidener vorgebracht worden, als die Bitte Cassios: Desdemona möge gültige Fürsprecherin bei ihrem Gatten, dem Generale, werden; und nie ist einem besseren und wärmeren Herzen eine Bitte anvertraut worden, als dem Herzen Desdemone's das Anliegen Cassios. Es ist, als müßte die holde Frau ihren Gatten aufs Dringendste bewegen, sich um seinen Ruhm und sein Seelenheil ein unvergängliches Verdienst zu erwerben, indem sie ihm warm und wärmer empfiehlt, Cassio wieder und sogleich in Gnaden aufzunehmen. Man sieht, Desdemona lebt und schwärmt noch ganz in der Voraussetzung der beiderseitigen Liebesfülle, in der wir Othello und sie namentlich in der entzückenden Begrüßungsscene in Cyprien gesehen. Man darf annehmen, Desdemone's sind bisher alle Wünsche an den Augen abgesehen und erfüllt worden, ehe sie auch nur in die leisesten Worte gekleidet worden sind; — mit dem Anliegen

Cassios ist sie eigentlich zum erstenmale in die Lage versetzt, eine Bitte förmlich in Worte kleiden, diese Bitte sogar wiederholen — ja wie eine heilige Angelegenheit ihres eigenen Herzens betonen zu müssen. Dies erfüllt sie mit einer Art Betrübnis; sie ist fast gekränkt, bei ihrer Fürsprache nicht zuvorkommender behandelt zu werden. Ist's möglich? Othello seiner Desdemona eine Bitte versagen? Eine so bescheidene, so dringend vorgetragene, so leicht erfüllbare Bitte? Beginnt Othellos Liebe zu erkalten? Ist er nicht mehr derselbe, der, in Cypern gelandet, seine Desdemona mit so unvergleichlichem Entzücken begrüßt hat? Wohl sind ihr Othellos Gründe für die Zurückhaltung in der Erfüllung ihrer Bitte einleuchtend und beherzigenswert; aber was sind diese Gründe gegen die Macht und Süßigkeit einer Liebe, die Othello bei jener Begrüßung in Cypern in die Worte ausbrechen ließ:

„Sollt' ich jezo sterben,  
So wär's in Himmelswonnen. Denn ich fürchte,  
Die Freude meiner Seel' ist so vollkommen,  
Dass wohl kein andres Labsal diesem gleich  
Im Schoß der Zukunft harret!“

Sie selbst liebt zu sehr, als dass sie nicht auch an Othellos unverminderte Liebe glauben sollte — und in diesem Glauben tröstet sie Cassio, der wieder an sein Anliegen zu erinnern kommt:

„Gelob' ich einen Dienst,“ sagt sie, „so leist' ich ihn  
Bis auf den kleinsten Punkt. Mein Gatte soll nicht ruh'n,  
Zahm machen will ich ihn und mürbe sprechen,  
Ihm Tisch und Bett zur Ohrenfolter machen;  
Was er nur vornimmt, das vermeng' ich ihm  
Mit Cassios Besuch. Drum sei getroßt;  
Denn deine Mittlerin wird eher sterben,  
Als dein Besuch aufgeben!“

Sterben — in der That, ein tragisches Geschick nimmt Desdemonen beim Wort, sie wird das Opfer eines Ungeheuers, das die Schlinge über sie wirft in dem Augenblicke, als sie diese Zusicherung wie einen heiligen Eidschwur



leistet. Cassio entfernt sich getrübt, Othello und Jago sind in einiger Entfernung erschienen und hier ist's, wo Jago den ersten Gisttropfen des Argwohnes in sein Ohr zu träufeln sucht, indem er ausruft:

„Da, das gefällt mir nicht!“

Othello will wissen, was er meine? Jago weicht einer bestimmten Antwort aus und Othello fragt: „War das nicht Cassio, der mein Weib verließ?“

Jago.

Cassio? Nein, nein! — Gewiß, ich kann's nicht glauben,  
Dass er sich weggestohlen wie ein Sünder,  
Als er euch kommen sah —

Othello.

Ich glaub', er war's.

Es gemahnt an ein goldbesiedertes Vöglein, das dem Rachen einer Klapperschlange näher taumelt, als jetzt Desdemona das Gespräch unterbricht und sofort, ihrem Versprechen getreu, von Cassio und seinem Gesuche beginnt, es mit un-nachahmlicher Zärtlichkeit und Dringlichkeit empfiehlt, indem sie in kindlich-naiver Unbedachtsamkeit Ausdrücke gebraucht, die Othello überwältigen, den in der Nähe befindlichen Jago aber entzücken müssen als dem Unheil förderlich, das er in seiner schwarzen Seele wälzt und eben ins Werk zu setzen trachtet. Othello sagt seiner Desdemona Gewährung zu und bricht, indem sie sich entfernt, in die tiefempfundenen und zugleich dumpf-ahnungsvollen Worte aus:

„Goldsel'ges Kind! Verderben treffe mich,  
Lieb' ich dich nicht, und lieb' ich dich nicht mehr,  
So bricht das alte Chaos wieder ein!“

Es ist bei diesen Worten wie an einem hellen Sommermorgen, wo eine leichte Wolke plötzlich vor die Sonne tritt und eine weite, eben noch im schönsten Lichte schimmernde Landschaft mit bangen Schattenstrichen überbreitet; zwar weicht sie flüchtig wieder und gibt der lächelnden Sonne Raum, aber

dichter und breiter kommt sie zurück, erweitert sich zur Gewitterwolke, läßt dumpfe Donner hören, sendet zuckende Blitze aus — und plötzlich brechen Orkane los, ein Wolkenbruch mit Hagel geht nieder und meilenweit wüthet Entsetzen und Verheerung über der Landschaft . . .

Das ist von hier an der Gang der Handlung in Othello. Nicht ist's noch im Gemüthe des Generals und Jago lenkt das verhängnisvolle Wölkchen des Argwohns mit den Worten vor seine Seele: „Als ihr um Eure Gattin warbt, hat Cassio gewußt um Eure Liebe?“ Othello: „Vom Anfang bis zum Ende; warum fragst du?“ Jago weicht einer bestimmten Erklärung aus — „um seine Meinung zu berichtigen“ habe er gefragt — im übrigen wolle er nichts damit gesagt haben. „Deine Meinung, Jago?“ Und dieser bemerkt verhänglicher: „Ich dachte nicht, daß er mit ihr bekannt gewesen sei.“ Othello: „O ja, er gieng von Einem oft zum Andern!“ Der biebern Offenheit und Geradheit Othellos widerstrebt das schlangenartige Winden und Ausweichen Jagos, es reicht ihm zu einer Art Befriedigung, diese Auskunft geben zu können, doch gibt er sie schon mit einem Nachdruck, der eine Gährung seines Gemüthes andeutet. Jago sieht vor sich hin und sagt nur mit gerunzelter Stirne: „Wirklich?“ Othellos gerade, offene Natur verliert die Geduld und bestätigt zornig: „Wirklich! Ja, wirklich! Ist dir das bedenklich? Ist er nicht ehrlich?“ Unbedeutfam wiederholt Jago: „Ehrlich, gnäd'ger Herr?“ und hat auf die bestimmte Frage Othellos: „Was denkst du?“ wieder nur die listvolle Wiederholung: „Denken, gnäd'ger Herr?“ Das reißt die letzte Schranke von Geduld nieder und Othello fährt heraus: „Bei Gott, mein wahres Echo! Als läg' ein Ungeheu'r in seiner Seele, zu gräßlich sich zu zeigen!“

Nichts ist bezeichnender für die Thatsache, daß wir es mit einem civilisirten Mohren zu thun haben, als der Gang der Handlung von dieser Stelle an. Dem heißen, süblichen *Temperamente* ist ein flammender, ungemessener Zähorn eigen.

der, alle Vernunft bei Seite stoßend, seine Verheerungen unverzüglich anrichtet; wir sehen diesen Jähzorn auch bei Othello später schrecklich genug hervorbrechen, aber erst, als er mit wunderbarer Selbstbeherrschung, die nur einem in sich gefesteten Mann der Cultur eigen ist, den ebenso psychologisch-feinen als bodenlos nichtswürdigen Verheerungen Jagos gefolgt ist. Unmöglich konnte Othello, wenn er der ungezügelte Sproße seines Stammes war, nach dem heftigen Ausbruch des vorbezeichneten Unwillens noch sich Zeit nehmen, eine Art Resumé der bisherigen Äußerungen Jagos zusammenzustellen und dann fast bitten: „Wenn du mich liebst, so sage, was du denkst!“ Er mußte mit dem Spürsinn des Wilden Jagos noch halbverhüllte Absicht rasch durchschauen und, wenn er im Zweifel war, Jago sofort so mitpielen, wie er es nach begonnener Eifersucht that — oder, wenn er an Desdemonens Untreue glaubte, auch sofort zur Ausführung seiner glühenden Rache schreiten. Statt dessen läßt sich Othello durch schlaues Ausweichen Jagos, biedere Selbstanlagen: „es sei kein schlimmes Erbtheil, das Böse zu erspäh'n und Verbrechen dort zu wittern, wo sie nicht sind“, die Schlinge immer fester um den Geist zieh'n und sich dorthin führen, wo ihn der in diesem Falle weit feinere und überlegene Böfewicht haben will. Im höchsten Grade froh und seiner Sache sicher, warnt der Böfewicht den General in dem Augenblicke vor Eifersucht, als er die Eifersucht ihre Verheerungen bereits anrichten sieht: „Verwahrt Euch vor Eifersucht, es ist ein Ungeheuer mit grünen Augen, dem vor der eigenen Nahrung graut!... Was zählt der für schreckliche Minuten, der liebt und zweifelt, argwöhnt und doch liebt!“ Erschütternd ruft Othello: „O Jammer!“ und drückt damit die ganze Qual seiner Seele aus, die wie ein verheerender Brand in ihm bereits um sich gegriffen hat. Aber indem er, sich ermannend, hinzufügt: „Nein, Jago, se h'n will ich, eh' ich zweifle — wenn ich zweifle, will ich Beweis, und hab' ich den — hinweg auf einmal dann mit Lieb' und Eifersucht!“ rennt er nur tiefer in das brennende Gebäude,

dem er entrinnen will. Das hat Jago erwartet, da hatte er ihn, wo er ihn haben wollte. Überzeugung, Beweise — ein Mann von Jagos Schlage war damit auf seinem Felde. Synisch deutet er an, daß die schlagendsten Beweise eigentlich nicht zu liefern seien, aber eine Kette von Andeutungen, Verleumdungen, Anklagen weiß er, Kinglein an Kinglein, zu schmieden, unzerreißbar für den in Leidenschaft aufflammenden Othello — und der Zufall, der dem Unheil nur zu oft und mächtig Dienste leistet, ist auch hier alsbald zur Hand, wie der Umstand mit dem Schnupftuch, den der Dichter unvergleichlich meisterhaft ausnützt . . .

Wer in Othello von nun an nur die schrankenlos durchbrechende Mohrennatur in Action sehen wollte, der würde einem großen Irrthum sich hingeben und sich um eine Reihe der herrlichsten Schönheiten des Dichterverkes bringen; denn wenn auch stellenweise der Mohr in entsetzlicher Wildheit erscheint, so enthüllt doch der Kampf mit sich und seiner Umgebung auch ergreifende Scenen der Menschlichkeit, Liebe, Bildung und höherer Gesittung.

So ist das Bild, das Othello gebraucht: „Ich wollte lieber eine Kröte sein und von den Dünsten eines Kerkers leben, als, wo ich liebe, Einen Winkel nur für andre haben,“ aus der bezeichnenden Anschauung eines ganz rohen Naturvolkes; — so trägt der Ausruf, mit dem er Jago in wildem Jähzorn pakt: „Gib mir sichtbare Gewähr, daß meine Gattin eine Buhlerin: sonst, bei dem Werte meiner Seele, wär besser dir, ein Hund geboren sein, als meinem Grimm begegnen!“ in Wort und Ton das naturwüchsige Gepräge eines Wilden, der keine Rücksichten kennt. — Desgleichen sehen wir den blanken rasenden Mohren vor uns, wo er ruft: „Wenn's Strick' und Messer gibt, Gift, Feuer und Ströme zum Erfäufen, so duld' ich's nicht!“ oder: „Schau, Jago, her, so blaß' ich meine Lieb' in alle Winde — hin ist sie!“ oder: „So soll mein blut'ger Geist nie mehr zurück zur sanften Liebe ebbn, bis eine weite grenzenlose Rache ihn

ganz verschlang! . . . " Bei diesen Ausbrüchen war Anschütz ganz der rasende Mohr an sich; jedes Wort aus blank geschliffenem Stahl, den Zuhörer mit sprachlosem Entsetzen erfüllend.

Wie anders, wie mannigfaltig, wie ergreifend und rührend sehen wir den Mohren zwischen diesen vulcanischen Ausbrüchen im Kampf mit seiner Liebe, Bildung, Menschlichkeit und höheren Gesittung! Immerhin auch in diesen Äußerungen ist er zwar der Mohr in voller Wahrheit, aber in der Wahrheit seiner zweiten Natur, welche dämpfend, veredelnd, Geist und Herz weit über die Tollheiten der wilden Natur erhebend in jedem mildern Augenblick der Leidenschaft zur Geltung kommt.

So genügt das bloße Erscheinen Desdemone's, daß Othello, bereits im vollen Banne der Eifersucht, sich unterbricht und, von Liebe bezwungen, ausruft: „Ist diese falsch, dann trägt sich selbst der Himmel!“

Ganz unvergleichlich, tiefstes Weh und reinste Liebe, hohe Bildung und Menschlichkeit drückt die Stelle aus, wo Othello, die Untreue Desdemone's auch nur als möglich annehmend, Abschied nimmt von allem Höchsten und Schönsten, das er bisher erstrebt und hochgehalten im Leben! Ist Desdemone's Treue hin — „dann, mein Glück, fahr' wohl auf immer!

Fahr' wohl, o Seelenfrieden!

Fahr' wohl, du stattlich Heer, du stolzer Krieg,  
Der den Ehrgeiz macht zur Tugend! o fahr' wohl!  
Fahr' wohl, du wiehernd Ross, du schmetternde Trompete,  
Du muth'ge Trommel und du grelle Pfeife,  
Du königlich Panier und aller Glanz,  
Schmuck, Pomp und Zubehör des edlen Kriegs!  
Und, o du Mordgeschoss, deß rauher Schlund  
Nachahmt des ew'gen Jovis Donnerstimme,  
Fahr' wohl! — Othello's Tagwerk ist gethan! . . .“

Auch die Art, wie Anschütz diese Stelle vortrug, war unnachahmlich, einzig; Kraft, Glut, Innigkeit, verschmolzen zu erschütternder Tonfülle für den Ausdruck innermenschlichen Weh's . . .

## 2.

Die Krisis im Seelenkampfe Othellos tritt ein in der ersten Scene des vierten Actes; Othello ist dem Wahnsinn nahe, die Gedanken verwirren sich, es tauchen nur einzelne Worte, wie: „Schnupftuch — Geständnis — Schnupftuch —“ und verwirrte Sätze auf, wie: „Erst an den Galgen und dann gestanden —“ und mit dem tollen Durcheinander: „Bah! — Nasen, Ohren und Lippen — ist es möglich? — Geständnis! — Schnupftuch! — O Teufel!“ sinkt Othello in Ohnmacht . . .

Von dieser Scene — dem Wiedererwachen Othellos an — tritt dieser in seiner Doppelnatur streng geschieden auf: in seinen Entschlüssen, respective in dem Entschlusse: Desdemonen zu ermorden, ist er ganz Mohr; und in der Form seines Benehmens, namentlich bei dem Zusammentreffen mit Desdemonen bis zur Stunde des Mordes ist er ganz die civilisierte Standesperson. Nur beim Empfang der Deputation aus Venedig durchbricht bei den Worten Desdemonens: „Ich gäbe viel darum, sie (Othello und Cassio) auszuföhnen, denn ich liebe Cassio —“ der Mohr als wilde Bestie die Form aller Gefittung, ruft: „Feuer und Schwefel! Mich freut's, Euch toll zu seh'n —“ und als Desdemona, wie ein Kind erschrocken, sagt: „Wie, mein Othello?“ schlägt er sie mit dem Wuthruf: „Teufel!“ . . .

Soweit sich Othello ganz der Tollheit der Mohrennatur hingibt, ist er ganz in den Händen des Unheilstifters Jago, der seine Aufreizung und Verleumdung fortsetzt; doch auch diesem gegenüber, gelegentlich der Festsetzung der Todesart Desdemonens, zuckt Menschlichkeit und Liebe noch zeitweise durch die blutigen Beschlüsse; so setzt er zu den Worten: „Sie mag noch diese Nacht zur Hölle fahren —“ sogleich hinzu: „O! die Welt hat kein süßeres Geschöpf; sie hätte an eines Monarchen Seite leben und ihm Sclavendienste auferlegen können!“ Und als er kaum wieder ausgerufen hat: „O, verwiünscht sei sie!“ setzt er mit entzückender Rührung fort:

„Wie geschickt sie war mit der Nadel! eine bewundernswürdige Tonkünstlerin! O, sie würde die Wildheit aus einem Bären herauszingen! — Und von so hohem und ergiebigem Wiß und Geiste!“

„Dann um so schlimmer,“ heßt Jago.

„O, tausendmal, tausendmal schlimmer!“ ruft Othello und verfällt auf's Neue in die Klage: „Und von so gefälligem Betragen!“

„Nur zu gefällig —“ reizt Jago.

„Ja, das ist gewiß; — aber doch, es ist schade, Jago! O Jago, es ist schade!“

„Wenn Ihr so vergafft in ihre Untugenden seid, so gebt ihr einen Freibrief zu sündigen,“ erwidert der Unheilstifter höhniisch. Das macht in Othello den Mohren wieder zum Sieger: „Ich will sie in Stücke reißen!“ tobt er und verlangt Gift für die nächste Nacht.

„Nehmt kein Gift!“ räth der namenlose Bösewicht: „Erdroffelt sie in ihrem Bette, das sie entweicht hat!“

Und „die Gerechtigkeit dieser Strafe“ gefällt dem Mohren: „Es ist gut — sehr gut!“ bemerkt er und der heillose Mord ist beschlossen . . .

Wie unwandelbar dieser Beschluß nun feststeht, beweist die Unterredung Othellos mit Jagos Frau und gleich darauf mit Desdemonen. Die heiligsten und heftigsten Versicherungen der allerdings nicht ganz lauterer Emilie reizen höchstens seinen Zorn und die im Verklärungsschimmer der Unschuld erscheinende Desdemona mit der überwältigenden Sprache der Wahrheit, Treue und Liebe rühren sein Herz nicht mehr; er kann weinen über das himmlische Schlachtopfer vor seinen Augen, aber es mit den maßlosesten Anklagen nicht mehr verschonen . . . „Erst tödten und dann Lieben —“ diese Bemerkung kurz vor dem Morde ist schon jetzt der Grundton seiner Stimmung und wo noch eine Milde und Weichheit augenblicklich zur Geltung kommt, ist sie nur die durchsichtige Hülle des feststehenden Mordgedankens . . .

Der fünfte Act, von der zweiten Scene an, gehört der Vorbereitung zum Morde, der Ausführung desselben, den Aufklärungen über die Unschuld Desdemonens, der Reue und der Selbstopferung Othellos . . .

Beim Eintritt in das Schlafgemach Desdemonens beginnt der Kampf zwischen dem Mordgedanken des Mohren und der Liebe und Menschlichkeit von neuem. In plastischen Bildern, in vollendeter Form der Bildung drücken sich Othellos Gedanken aus; seine Liebe beim Anblick der schlafenden Desdemona erwacht mit hinreißender Gewalt; furchtbar und entzückend sind die Äußerungen des vom Mördervorsatz erfüllten Mohren; er küßt Desdemonen, küßt sie wieder — und weint dazu — „So süß war nie so schmerzlich!“ ruft er und nennt seine Thränen grausam, aber seinen Schmerz „Himmelszorn!“ drum will er sie erst tödten, und wenn er sein Rächeramt geübt hat, glaubt er sie erst ganz wieder lieben zu dürfen . . .

Desdemona erwacht und eine der erschütterndsten Scenen folgt. Othello fragt, ob sie zu Nacht gebetet? und als sie über diese Frage und Othellos Anblick entsetzt auffährt und wissen will, was das bedeute, erfährt sie, daß das ihre letzte Stunde sei und warum; dieser Ankündigung folgt nur eine kurze grausame Anklage, herzerreißende Widerlegung und Beteuerung der Unschuld — und in jäher Gräßlichkeit wird der Mord an Desdemonen begangen . . .

Erwürgt liegt Desdemona auf ihrem Lager . . . Wie ist ihm, der erst tödtete und dann lieben wollte? . . . Furchtbare Finsternis senkt sich über sein Gemüth . . . „O, unerträglich!“ ruft er,

„Mich dünkt, jetzt müßte eine ungeheure  
Verfinstung sein an Sonn' und Mond und rings  
Der bange Erdball vor Entsetzen beben!“

Der Grund dieser Stimmung wird ihm bald klar gelegt. Emilie kommt und gibt Aufklärungen über die Unschuld Desdemonens, über das Netz, in dem der Mohr gefangen war; der Fall mit dem Schnupftuch wird erklärt, Emilie wüthet



selbst gegen ihren Mann als Unheilstifter und stellt sich gegen Othellos gezücktes Schwert, indem sie ausruft: „Ich mach' es kund, und gält' es zwanzig Leben! . . .“ Und sie hält Wort. Nun erst selbst ihres Mannes Treiben deutlich durchschauend, zieht sie den Schleier der Verblendung von Othellos Augen ganz hinweg und bezeugt die Wahrheit ihrer Aussage *sterbend* — denn ihr eigener Mann, Jago, ersticht sie . . .

Othellos Äußerungen sind jetzt Ausbrüche seiner Doppelnatur und folgen einander blitzartig, bis gegen Schluss des Actes die Einheit seines Wesens, die hohe Erscheinung seiner gewaltig feurigen, durch Bildung und edlen Sinn gemäßigten Natur ergreifend hervortritt und seine Selbstopferung erfolgt . . . Schon als Emilie ihre Enthüllungen noch nicht vollendet hat, bricht bei einem Blick auf die entseelte Desdemona ein überwältigender Ruf des Schmerzes aus Othellos Brust und er wirft sich verzweifelnd zu Boden; aber er rafft sich bei dem Vorwurfe Emiliens, daß er die reinste Unschuld getödtet habe, jäh mit dem Kufe wieder auf: „O, sie war falsch!“ Ist doch noch ein Zeuge zugegen: Jago, der „biedere“ Jago, der ihn von der Untreue seines Weibes so sehr überzeugt hat. Aber dieser Zeuge hat jetzt keine Überredung und kein Mittel der Täuschung mehr, er greift zum Degen und sucht die Zeugin der Wahrheit mundtödt zu machen, wodurch er nur selbst beweist, wie sehr alles Wahrheit ist, was sein Weib gesprochen. Othellos wildes Entsetzen sendet dem fliehenden Jago die Worte nach:

„Gib't keine Keil' im Himmel als zum Donner?  
O unerhörter Bösewicht!“

und raff't dann gegen sich:

Peitscht mich, ihr Teufel,  
Schwingt mich in Stürmen! röstet mich in Schwefel!  
Wascht mich in tiefen Schlünden flüss'gen Feuers; —

und bricht dann in den Wehruf aus:

„O, Desdemona! Desdemona! Tödt?  
Tödt? O, o, o! . . .“

Hatte Anſchluß mit ſeinem Liebesgruß auf Cypern das Erſchütterndſte an Glück und Freude ausgedrückt, ſo hat er keinen Zeitgenoſſen, der dieſe äußerſten Ausbrüche der Wuth, Verzweiflung, Reue und Liebe auch nur annähernd ihm nachmachen konnte . . .

Othello endet, wie er ſeiner Natur und ſeinem Charakter nach enden muß. Ein Gemüth von dieſer Glut und Tiefe, von dieſer Bravheit und Ehrliche kann das Bewußtſein einer ſolchen Schuld und die Entſetzen einer unermesslichen Reue nicht ertragen — es muß ſich ſelbſt zum Opfer auserſeh'n; aber kein irdiſches Gericht, außer ihm, ſoll ein Urtheil fällen, keine unberufene Hand den Spruch vollziehen. Othello muß fallen — fallen durch ſich ſelbſt . . . Noch einmal, für wenige Augenblicke, iſt er nach Haltung, Sprache, Faſſung, der in ſich gefeſtete Feldherr und Soldat, Ehren- und Staatsmann des erſten Actes; heldenhafte Geradheit, ſtramme Kürze und Entſchiedenheit bezeichnen ſeine Worte. Er deutet noch ſelbſt an, was man von ihm nach Venedig berichten ſollte und ſetzt hinzu: „Daß in Aleppo einſt,

Almo ein Türke einen Venetianer  
 Boſhaftig ſchlug und unſern Staat beſchimpfte,  
 Ich den beſchmitt'nen Hund am Hals ergriff  
 Und ſo — zu Boden ſtieß!“

Er ſinkt, von eigener Hand erſtochen, neben Desdemonen nieder und haucht ſein Leben mit den Worten aus:

„Ich küßte dich, eh' ich dich tödtete;  
 Jetzt kann ich mir nichts Schöneres erwerben  
 Am Lebensziel, als ſanft im Ruß zu ſterben.“

Er ſtirbt und macht an ſich zur Wahrheit, was er vor dem Morde ſagte: „Erſt tödten und dann lieben . . .“

## 9.

**Mächtige Überraschung. Bei Anschütz. Bühne und Kirche.  
„Wonaus, Beberl?“**

Ich überbrachte meine Arbeit, begleitet von einigen Zeilen und wohlverschlossen, in die Wohnung des jungen Anschütz und überließ ihm und den befreundeten Collegen um so ruhiger die Beurtheilung, als ich, wie immer nach Vollendung einer Aufgabe, gegen diese in Folge einer gewissen Abspannung selbst gleichgiltiger geworden war.

Es war gerade um die Zeit, wo mit Rücksicht auf hohe Feiertage die Collegien eine Woche geschlossen blieben und ich die ganze Zeit nicht Gelegenheit hatte, den jungen Anschütz wie gewöhnlich zu treffen.

Am neunten Tage, gegen zehn Uhr vormittags, wo der Professor der Mathematik die Vorlesungen wieder eröffnen sollte, wanderte ich, ganz vertieft in die sinnige Idee und in die herrlichen Verse der „bezauberten Rose“ von Ernst Schulze, die ich am Tage vorher gelesen hatte, der Universität zu; in die Bäckerstraße einbiegend, sah ich den jungen Anschütz auf mich zukommen und mich freudig grüßen.

„Ich habe Ihnen eine Nachricht zu bringen!“ sagte er, mir die Hand reichend; „mein Vater wünscht Sie kennen zu lernen und ladet Sie ein, ihn zu besuchen!“

Ein freudiger Schreck lähmte mir fast die Schritte.

„Ihr Herr Vater —?“ stotterte ich.

„Mein Vater,“ fuhr Anschütz fort. „Er hat Ihren Aufsatz gelesen und ihn so merkwürdig gefunden, daß er gar nicht glauben wollte, es habe ein so junger Mensch, ein College von mir, ihn geschrieben; endlich, wiederholt versichert, daß es doch so sei, beauftragte er mich, Sie ihm vorzustellen und, wenn es Ihnen so paßt, schon heute gegen fünf Uhr nachmittags, da der Vater heute nicht zu spielen hat.“

Ich sagte natürlich zu und war um die bestimmte Stunde auf dem Wege nach der Wohnung des bewunderten Hoffchau-

spielers. Da ich diesen noch nicht außerhalb der Bühne gesehen hatte, so erschien er meiner Phantasie nur wie in den Rollen des „Lear“ und „Othello“, namentlich in letzterer; und mit stillem Grauen sah ich rasch nacheinander einige der schrecklichsten Scenen des Mohren vor Augen, wie er den Auf-  
ruhr in Cypern bändiget:

Rühr' ich mich erst  
Und hebe diesen Arm, so soll der Beste  
Von euch vor meinem Zorn zu Boden sinken!

Wie er Jago anfährt:

„Gib mir sichere Gewähr,  
Daß meine Gattin eine Bühlerin;  
Sonst, bei dem Leben meiner ew'gen Seele,  
Besser wär' dir's, als ein Hund geboren sein,  
Als meinem Grimm dich stellen!“

Voll Neugierde und Sorge, wie ich bei dem Besuche bestehen würde, betrat ich also die Wohnung des Künstlers und wurde diesem von dem Sohne sogleich vorgestellt.

Ich traf Anschütz in einem großen Lehnstessel ruhend, die gedrungene Gestalt in einen langen, geblühten Schlafrock gehüllt; er hatte eben sein Mittagschläfchen geendet und auf seinem vollen, wohlwollend lächelnden Gesichte lag freundlich bürgerliches Behagen.

„Seien Sie willkommen,“ sagte er, in seiner bequemen Lage verharrend und mir die rechte Hand entgegenstreckend.  
„Es freut mich, Sie kennen zu lernen!“

Ich setzte mich auf einen Stuhl neben dem Armstessel und er fuhr fort:

„Ich war überrascht von Ihrer Arbeit und erfreut von dem Inhalt, der von größerem Ernst und findigerem Studium zeigt, als man von einem so jungen Mann sonst erwarten kann. Sie mußten Shakespeare und insbesondere Othello schon recht genau kennen gelernt haben, ehe Sie die Darstellung des letzteren sahen.“

„Ich habe die Werke Shakespeares schon auf dem Gymnasium gelesen und sozusagen mit dumpfer Bewunderung ange-

staunt; aber die volle Einsicht in die Größe seiner Wunderwerke, des Lear und Othello, ist mir erst infolge der Aufführungen im Hofburgtheater geworden," sagte ich.

„Das ist natürlich," bemerkte Anschütz. „Mit einer guten Aufführung wird uns die Bedeutung des Dichterwerkes erst klar und die Leistung jedes darin Beschäftigten ist das Ergebnis des sorgfältigsten Studiums der einzelnen Rollen als Theile des Ganzen; was ich in Ihrem Aufsatze vermißt habe, ist die nähere Würdigung auch der anderen Rollen im Othello, namentlich des Jago (La Roche) und besonders der Desdemona (Frau Kettich), die ganz Vorzügliches leisteten.“

„Ich fürchtete durch jedes längere Abweichen von der Hauptgestalt dieser an Interesse zu entziehen und beschränkte mich also auf nothwendige kurze Hinweisungen auf die wichtigeren nächsten Rollen.“

„Nun, da läßt sich ja nachträglich noch abhelfen . . . Wahrhaft erfreut war ich über Ihre mächtige Liebe und Verehrung für die hohe Tragödie, die bei unserer Jugend und im Publicum überhaupt so bedauerlich im Abnehmen begriffen sind. Wenn es so fort geht, werden wir endlich keine Tragödiendichter und keine Schauspieler mehr für das tragische Repertoire zu finden wissen!“

Mit gutmüthigem Lächeln erzählte er, wie er mit seinen Rollen „Lear“, „Othello“, „Macbeth“ in den größten Provinzstädten arge Enttäuschungen erlebt habe.

„In Linz z. B. habe ich," erzählte er, „den Lear vor leeren Bänken gespielt“ und da ich auf Theilung spielte, entfielen auf mich für den Lear-Abend — 70 Kreuzer! . . . Doch," fuhr er ernsthaft fort, „lassen wir die Hoffnung nicht sinken. Dem schlaffen Zeitalter, das die meiste Schuld trägt, werden wieder kräftigere Tage folgen und bis dahin wird unser Burgtheater seine Schar treuer Anhänger der tragischen Muse vollzählig beisammen halten, namentlich wenn unsere Jugend so eifrig wie Sie dem hohen Kothurn ihre Treue und Bewunderung widmet . . . Fahren Sie fort, im Sinne Ihres

Auffages zu wirken, verbreiten Sie Ihre Ansichten durch die Presse, Ihr Talent halte ich für berufen, auf weitere Kreise zu wirken. Ich will sorgen, daß Sie öfter mit meinem Sohne die Sitze benutzen können, die uns Hoffschauspielern zeitweise zur Verfügung stehen! — Morgen gleich steht ein Sitz zu Ihren Diensten; wir geben „Emilia Galotti“, sehen Sie sich dieses Meisterwerk von Lessing an, es ist eine der besten Vorstellungen im Burgtheater!“

Er hatte sich erhoben und reichte mir mit väterlich-freundlicher Miene die Hand zum Abschied.

Daß Anschütz in der Vorstellung der „Emilia Galotti“ den „Odoardo“ spielen werde, erfuhr ich erst von seinem Sohne, der mich nach meiner Verabschiedung vom Vater auf sein Zimmer führte, mir die genaue Besetzung des Stückes sagte und dann etwas geheimnisvoll bemerkte:

„Ich bin Mitglied eines Vereins von jungen Freunden, die zeitweise auch Versuche auf der Bühne machen. Zu diesen Versuchen steht uns ein hübsches Theater (in Meidling) zur Verfügung und gerade „Emilia Galotti“ soll binnen vierzehn Tagen von uns gegeben werden. Sehen Sie sich morgen die Vorstellung im Burgtheater an und — verfolgen Sie besonders genau die Darstellung des „Prinzen“, denn ich wäre geneigt, Sie als Mitglied unseres Vereins vorzuschlagen und Ihnen gleich die Rolle des „Prinzen“ zuzuweisen, da wir eben keinen passenden Repräsentanten für diese Rolle haben!“

Ich erschrak über die Kühnheit eines solchen Unterfangens und fühlte mich doch auch geschmeichelt durch den Antrag.

.. „Wie soll ich die Berwegenheit haben,“ rief ich, „und eine solche Rolle spielen wollen, der ich niemals die Bühne betreten und die Vorübungen gemacht habe!“

„Das wird Ihnen nicht als so großes Wagstück erscheinen,“ sagte er; „wenn Sie bedenken, daß alle Mitwirkenden blutige Dilettanten sind und nur vor wohlwollendem geladenem Publicum spielen. Memorieren Sie fleißig Ihre Rolle, sehen

Sie sich morgen Herrn Fichtner im Burgtheater als Prinzen an, zahlreiche Proben und eifrige Anleitungen werden das Übrige thun. Ich selbst spiele den „Oboardo“, die Rolle meines Vaters und hätte zumeist alle Ursache, vor dieser Rolle und vor dem gewaltigen Muster zurückzuschrecken . . . Ja, wollen Sie mitthun?“

Ich zögerte einen Augenblick, dann sagte ich noch unentschlossen: „Ich will's versuchen; doch bedinge ich, dass die Rolle gleichzeitig von einem andern Mitgliede einstudiert werde, das für mich eintreten kann, wenn im letzten Augenblicke der Muth und der Glaube an meine Fähigkeit mich im Stiche lassen.“

Das Zugeständnis wurde gemacht und wir schieden, durch ein neues Band der Freundschaft innigst miteinander verbunden . . .

Als ich in seltsam gehobener, aber doch etwas „belegter“ Stimmung auf die Straße und nach Hause eilte, begegnete mir ein Kapuziner-Mönch, der, als ich auffah und ihn erblickte, bereits halb vorüber war; es war Pater Franz. Ich hatte nur das Gefühl, als hasteten seine Blicke, die mich gesehen und erkannt haben mußten, nachwirkend noch auf mir . . . Betroffen stand ich stille und sah der schlanken, von Alter schon stark gebeugten Mönchsgestalt erröthend nach . . . „Hat er mich wirklich bemerkt und erkannt?“ dachte ich. „Ist er verwundert über das Außerachtlassen meiner Zusage, ihn von Zeit zu Zeit aufzusuchen? . . .“

Wo war ich überhaupt auf meinem Wege zum heiligen Priesterstande? Die Studien freilich führten noch weiter auf dem richtigen Wege fort — aber die Versuche meiner jungen Feder? — Die Bewunderung der Herrlichkeiten des Hofburgtheaters? — Die Versuchung gar, auf der Bühne eines Theaters schauspielerisch mitzuthun? . . .

„Weberl, Weberl,“ hörte ich wie aus weiter Ferne den Maxenz sagen: „wo kutschierst du 'naus und du mußt doch wissen, wir warten auf deinen hochheiligen Priestersegen!“ . . .

Klosterneuburg? „*Emilia Galotti*.“ *Freiherr v. Hofmann.*

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Brief meines Vaters, der, erfreut über meine Berichte aus Wien, mich beauftragte, meinem Chef und dessen Gattin den verehrungsvollsten Dank meiner Eltern zu sagen und um Entschuldigung zu bitten, daß sie durch den Geistlichen der Heimat ihrer Verehrung hätten Ausdruck geben lassen, da sie selbst ja nicht im Stande wären, ein so hoher Herrschaften würdiges Schreiben zu verfassen.

Wirklich war an Frau v. Planer ein in etwas überschwenglichen Ausdrücken abgefaßtes Dankschreiben unsers Landpfarrers eingetroffen, in welchem insbesondere die Audeutung bemerkt wurde, daß ich für den geistlichen Stand bestimmt und darum dem Himmel so besonders zu Dank verpflichtet sei, daß ich auf dem Wege meines künftigen Berufes unter sicherem und ehrwürdigem Obdach vor Um- und Abwegen behütet werde.

Lächelnd übergab mir Frau v. Planer den Brief des Geistlichen und sagte: „Also Priester wollen Sie werden? Davon haben Sie bisher nichts merken lassen.“

Verlegen erwiderte ich, daß es der lebhafteste Wunsch meiner Eltern sei und ich selbst auf dem Lande große Neigung für den geistlichen Stand gefühlt hätte.

„Und jetzt?“ fragte die kluge, liebenswürdige Dame weiter.

„Jetzt fühle ich wohl, daß es mit der Standeswahl nicht so leicht gehe, als ich mir früher eingebildet habe,“ erwiderte ich verlegen. „Ich sehe, daß es in der Welt gar wichtige und angesehene Dinge gibt, die uns anziehen und mächtig bewegen. Doch wird wohl alles nicht helfen, der Wille meiner guten Eltern wird erfüllt werden müssen!“

„Übereilen Sie nichts,“ fuhr Frau v. Planer fort. „Sie haben noch ein Jahr Zeit sich zu entscheiden. Haben Sie sich



entschieden, dann sagen Sie mir's, damit ich mich für Sie verwenden kann. Sie sollen nicht dem Lose eines in irgend einem verlorenen Winkel der Welt verschlagenen armen Landpfarrers verfallen; Sie sollen eine Stellung finden, in der Sie trotz ihres geistlichen Berufes in Fühlung bleiben mit den geistigen und Culturinteressen der Zeit und dazu bietet Ihnen der Eintritt in eines unserer großen und reichen Klöster die beste Gelegenheit. Diese Klöster besitzen viele und ansehnliche Pfarreien, wenn Sie doch einmal Liebe zu ländlicher Pfarrthätigkeit behalten sollten, und der Rücktritt ins Kloster, besonders in ältern Tagen, wird für Sie immer ein Trost und eine lohnende Aussicht bleiben. Ich denke z. B. an unser nahe Klosterneuburg —“

Ich hatte dieses großartige und reiche Kloster erst vor einigen Wochen besucht und seine Merkwürdigkeiten bewundert; die Andeutung, daß es mir einmal gegönnt sein könnte, Mitglied des Ordens dieses angesehenen Priesterhauses zu werden, wirkte sehr gewinnend und ich bemerkte mit einiger Besorgnis:

„Die Aufnahme in dieses Kloster wird aber sehr schwer durchzusetzen sein!“

„Mit Hilfe einiger Protection nicht allzuschwer! Der Herr Prälat des Klosters ist unserm Hause sehr befreundet und ich glaube, seine Geneigtheit, Sie als Novize aufzunehmen, erwirken zu können. . . Doch davon später mehr; nur sagen Sie mir Ihren Entschluß rechtzeitig, damit wir unsere Absicht vorbereiten können!“

Ich verneigte mich lebhaft dankend vor der wohlwollenden Dame und wollte mich rasch entfernen, als ich nochmals angesprochen und durch eine Mittheilung überrascht wurde.

„Es wird Sie interessieren,“ bemerkte Frau v. Plauer lächelnd, „daß ich auch für unsern Theodor in der Stille Vorforge treffe, ihn, wenn er seiner Zeit Neigung fühlen sollte, in einem geistlichen Stifte unterzubringen. Seine Liebe für Gesang und Oper führt auf gar unsicherer Bahn zu einer Lebensstellung, die schöne Stimme kann bei bester Ausbildung

leiden oder ganz verloren gehen; da ist's gerathen, im Nothfalle auf einen schon geebneten Weg hinweisen zu können, der in den Hafen führt. Im Erzbisthum Olmütz befindet sich ein adeliges Domherrnstift, in welchem unser Theodor Aufnahme finden wird, wenn seine Wünsche und Bemühungen, bei der Oper sein Glück zu machen, nicht in Erfüllung gehen... Theodor hat bisher nur gelegentliche Andeutungen über diese Angelegenheit erhalten, sprechen Sie jetzt als Freund vertraulich mit ihm darüber, theilen Sie ihm mit, daß für Sie in Klosterneuburg Platz geschaffen werden soll, Sie werden so am besten erfahren, ob er glaube, in dem Stande eines Geistlichen Befriedigung finden zu können. Doch thun Sie mir den Einen Gefallen, suchen Sie ihn nicht zu überreden und auch nicht abwendig zu machen, sich dem geistlichen Stande zu widmen; es soll ganz seinem freien Willen überlassen bleiben, seinen künftigen Beruf zu wählen!..."

Ich nahm noch an demselben Tage, gelegentlich eines üblichen Spazierganges um die Basteien, Anlaß, mit Freund Theodor über den eben berregten Gegenstand in dem von seiner Mutter gewünschten Sinne zu sprechen und fand ihn, ganz seiner weichen, biegsamen Natur gemäß, nicht abgeneigt, unter den günstigen Auspicien, welche die Mutter in Aussicht gestellt, ins Domherrnstift zu Olmütz einzutreten. „Wenn du von Adel wärst, würde ichs zur Bedingung machen," sagte er heiter lächelnd, „daß du mit mir ins Domstift aufgenommen würdest. Das wäre herrlich, fürs Leben beisammen bleiben zu können und als zwei stattliche Domherrn Hand in Hand durchs Leben zu schreiten!"

„Nun," erwiderte ich ebenfalls heiter, „es wird sich auch so nicht übel machen — du als Domherr in Olmütz und ich als Ordenspriester zu Klosterneuburg — liebenswürdiger Briefwechsel Jahr aus Jahr ein, zeitweise ich Gast in deinem, du Gast in meinem Stift — dann Erinnerungen an unsere Studentenjahre: was wir für feurige Kreuzköpfeln gewesen sind; du als scalenstürmender Opernjreber, ich als

federschwingender Musesjünger — nun, unter allen Umständen wird es einst von Interesse sein, von den Fügungen zu sprechen, welche uns beide in die heiligen Hallen geistlicher Stifte geführt haben — oder geführt haben sollten!"

Theodor wurde nachdenklich und sagte dann: „Ich seh' uns schon die erste Zusammenkunft feiern, beide im geistlichen Habit — — daß uns doch nicht gestattet ist, in die Zukunft zu sehen — ich möchte so gerne wissen, was heute in zehn Jahren mit uns geworden ist!“

„Die Voraussicht in die Zukunft,“ sagte ich, „hat uns die Vorsehung mit gütiger Weisheit versagt; wir würden oft Dinge sehen — die uns um Lebensmuth und Zuversicht bringen würden, auf der Lebensbahn munter fortzustreben!“

Und ich hatte richtig bemerkt: — Freund Theodor hätte bei Erfüllung seines Wunsches in zehn Jahren sich im Grabe gebettet — und mich als politischen Flüchtling in der Fremde umirren gesehen!...

In glücklicher Unkenntnis der Zukunft gaben wir uns also wie bisher dem Leben hin, wie es sich uns bot, setzten unsere Studien fort, trieben nach wie vor unsere musikalischen Übungen und die kaiserlichen Theater in der Burg und am Kärnthnerthor sahen uns, so oft es gieng, als aufmerksame bewundernde Jünger.

Der nächste Besuch gehörte dem Hofburgtheater, da richtig der Zettel, wie es mir vorhergesagt worden war, am nächsten Tage „Emilia Galotti“ von Lessing ankündigte. Der junge Anschütz erfreute mich mit dem versprochenen Sitze, er selbst benützte rechts neben mir den zweiten Platz, Theodor wurde von seiner Mutter mit einem Sitze überrascht, den ich in ihrem Auftrag heimlich kaufen mußte; er war der nächste Sitz links neben mir.

Drei gespanntere und empfänglichere Besucher sah wohl das Hofburgtheater selten als uns, die wir lange vor Beginn der Orchestermusik vor dem Vorhang saßen und der endlichen Vorstellung mit glühender Theilnahme folgten.

Die Vorstellung, die ich später noch öfter besuchte, war in der That eine der vortrefflichsten im Burgtheater; Fichtner als „Prinz“ war gut; Löwe als Appiani war trefflich; Korn als Marinelli vorzüglich; Anschütz als „Odoardo“ unübertrefflich; Frau Kettich als Orsina sehr schneidig und wirkungsvoll und Dlle. Bistor als „Emilia“ sehr anziehend.

Nach der Vorstellung giengen wir drei Freunde, wie es in Wien üblich war, noch in ein Kaffeehaus, um unsern begeisterten Herzen Luft zu machen und der junge Anschütz benützte die Gelegenheit, mir die von Fichtner gespielte Rolle des „Prinzen“ nach allen Richtungen auszudeuten und für meine Darstellung zurechtzulegen. Nach diesen Andeutungen memorierte ich auch in den freien Stunden der nächsten Zeit fleißig und fand mich bald wie in einem neuen Lebenslemente, indem in den Collegien immer neue gleichstrebende Talente auftauchten, sich näher an Anschütz und mich anschlossen und mich bald dahingebracht hatten, das Hauptziel meiner Studien, den Priesterstand, nur von Ferne, wie hinter einem dichten Nebelschleier, von Zeit zu Zeit noch zu sehen.

Unter den Collegien, welche sich mir in Folge der Lectüre des Aufsatzes „Othello“ und als Mitstrebende bei unsern künftigen Bühnenversuchen lebhafter näherten, befand sich auch der später durch rasche und auffallende Carrière bis zum Reichsfinanzminister sich aufschwingende Freiherr v. Hoffmann, der bekanntlich sein Leben in einer Liebhaberstellung als — General-Intendant der kaiserlichen Hoftheater schloß. Er war mir als Universitäts-College vom ersten Tage an durch einen eigenen Umstand aufgefallen, indem er als wahrhaft quecksilberartig beweglicher junger Mann beim Eintritt in den Hörsaal stets sofort auf die erste Schulbank sprang und seinen Spazierstock wie eine Balancierstange schwingend über alle Bänke des Hörsaales weglief, bis er auf seinem Plage ankam und untertauchte. Er ist mir mein ganzes Leben lang wohlgeneigt geblieben, bis er in die Hände eines Dämons und Hochstaplers

gerieth, der ihn mir abwendig machte und gegen mich geradezu feindlich und gefährdend zu stimmen wußte . . . .

## 11.

**Liebeszauber. Seelenwund. Nach den Höhen der Kunst.  
Verloren. Nach der Klostergruft. Sie weint.**

Die ersten Ferien meines Hofmeisterthums hatten wir in der Planer'schen Villa in Döbling unvergeßlich verlebt. Der Sommer bestand in einer fast ununterbrochenen Reihe schöner Tage, die wir im großen Garten, auf kleinern und größern Ausflügen, namentlich nach dem Kahlenberge hin in jener schwungvollen Fröhlichkeit genossen, die der Jugend eigen zu sein pflegt. Im Garten und auf kleinern Ausflügen war Theodors jüngere Schwester Therese (nach Wiener Art „Kieser“, meist „Kieserl“ genannt) unsere treue und liebe Gefährtin und ich hätte aus dem Umstande, daß mir die Unterhaltungen und Spiele ohne sie nicht recht behagen wollten, Anlaß nehmen sollen, meinem Herzen Vorsicht zu empfehlen; allein in dieser Hinsicht ist die Jugend selten willens oder in der Lage, über sich hofmeisterliche Aufsicht zu führen, und so überließ ich mich einem aufkeimenden Gefühle sorglos und ungemessen, bis es die Gewalt einer Leidenschaft erreichte, die nicht mehr zu bekämpfen und zu bewältigen war. Ich glaube den Tag und die Stunde beginnender Neigung noch genau bezeichnen zu können; wir hatten eines Nachmittags einen Ausflug nach dem Kahlenberge hin gemacht und wanderten zwischen Kornfeldern und Weinbergen hin, Feld- und Wiesenblumen pflückend und zu großen Büschen sammelnd oder zu kleinern Sträußchen bindend. Die Zöglinge kamen ab und zu gesprungen, um mir ihre Sammlungen zu zeigen oder nach dem Namen einer besonders schönen Blume zu fragen, während ihre Schwester still und sinnend sammelte, in der Auswahl ihrer Blumen äußerst sorgsam war und sie, bald stille stehend, bald an einem

Wiesenabhang sitzend, gleich in einen allerliebsten Strauß zusammenband. Freund Theodor und ich hatten uns bald des Blumensuchens entschlagen, begnügten uns, ein paar Blüten ins Knopfloch an der Brust zu stecken, und schritten, in ein Gespräch vertieft, sachte zwischen Feld und Wiese dahin, als Fräulein Rieserl, den schönen Strauß vollendend, uns entgegen kam, ihn erst etwas emporhob, um ihn würdigen und beloben zu lassen — und ihn dann freundlich und leicht erröthend mir zu überreichen. Ihre schönen dunkelbraunen Augen leuchteten seelenvoll auf, dann wendete sie sich, ohne ein Wort zu sagen, rasch hinweg und begann weitere Blumen zu suchen, während ich, den erhaltenen Strauß in der Hand, still, wie selbst verloren, der lieben Spenderin nachsah, die hübsch sommerlich weißgekleidet, ein rothes Seidenband um den Hals, am Wiesenrande weiter gieng und von Neuem ansiehg, Blumen zu suchen und in ein Bouquet zu binden . . . Wie wir heimkamen, wie ich die Nacht, den nächsten Morgen und die folgenden Tage hinbrachte, ist meiner Erinnerung ganz entschwunden, ich weiß nur noch im Allgemeinen, daß mir die Welt von da an neu, das Leben als ein beseligendes Räthsel erschien, das sich täglich erneuerte und löste und wieder unlösbar schien, bis der sonnigen Seligkeit sich bittere Tropfen, Wermuthtropfen, beimischten und den ungetrübten Himmel meines Herzens nach und nach in ein Fegefeuer all' der Qualen verwandelten, die einer hoffnungslosen Leidenschaft anhaften und endlich Geist und Gemüth zu zerrütten drohen . . .

Unter den Bekannten und Freunden des Planer'schen Hauses, die theils als Gäste an besonderen Tagen, theils als gerngesehene Besucher zeitweise ihre Aufwartung machten, waren manche junge Männer, die bereits gute Stellungen einnahmen oder, aus geachteten Familien stammend, auf dem besten Wege waren, als Ärzte oder im Staatsdienste ihr Glück zu machen. Sie wußten sich, jeder in seiner Art, durch ihre Fröhlichkeit und ihren Wiener Mutterwitz angenehm und beliebt zu machen und wurden immer gern gesehen und

auf das Liebenswürdigste dem Hause treu erhalten. Da konnte es nicht fehlen, daß bald auch dem in so lieber Anmuth aufblühenden Töchterchen des Hauses die Aufmerksamkeit der jungen Gäste mehr oder minder auffallend zugewendet wurde, und nichts war natürlicher als das fröhliche Glück des jungen Mädchenherzens über diese ersten Huldigungen junger würdiger Männer, deren jeder ohne Zweifel von den Eltern im Falle ernsterer Absichten ein freundliches Entgegenkommen gefunden haben würde.

Mein jäh aufflammendes Herz, das aus einem einfachen Zeichen freundlicher Gesinnung maßlose Folgerungen zog, sah sich angesichts solcher Umstände wie von einem Schwarme von Hornissen angefallen, deren Stacheln, in das Gift wilder Eifersucht getaucht, unsagbare Schmerzen verursachten. Jeder freundliche Blick, jedes artige den jungen Männern gewidmete Wort des verehrten Kindes verwundeten meine krankhaft zuckende Seele und zerrissen sie um so heftiger, als ich wehrlos und rechtlos diesen Heimsuchungen gegenüber stand.

Wer war ich, daß ich mich erkühnen durfte, die kindliche Freude des jungen Mädchenherzens an den Aufmerksamkeiten der hübschen Freunde des Hauses übel zu nehmen und was berechtigte mich, alle Zeichen des Wohlwollens als mir allein gebührend zu erachten? Eine liebe Freundlichkeit, erwiesen auf dem fröhlichen Gange zwischen Wiesen und Feldern, konnte doch keine Vollmacht bieten, mich als Mittelpunkt aller Güte und Liebe eines aufblühenden Mädchenherzens anzusehen? Fräulein Rieserl blieb lieb und gut gegen mich — hätte dies allein nicht schon als unschätzbares Glück erscheinen sollen, da ich von all' den jungen Freunden des Hauses in jeder Hinsicht übertroffen wurde? Ich hatte meine Studien noch nicht vollendet — und die junge Freunde des Hauses befanden sich bereits in Stellungen oder hatten solche binnen kurzem zu erwarten; ich gestand mir selbst, daß meine äußere Erscheinung neben keinem der jungen Männer ebenbürtig genannt werden dürfe und daß es als eine Vermessenheit erscheinen

müsse, wenn der arme Hofmeister, der im Hause den einzigen sichern Halt gefunden, Auge und Herz mit verwegener Hefigkeit nach dem Töchterchen desselben Hauses richte. Aber wo wäre die Liebe, die von Verblendung und Eigennuz frei, die Dinge nähme, wie sie sind? Alles oder Nichts; siegen oder sterben; über alle Abgründe des Lebens weg das Ziel erreichen oder an den ersten besten Hindernissen zerschellen für ewig — das ist die tolle Philosophie der Leidenschaft und dieser Philosophie entgieng auch mein Herz nicht, nur kam mir eine Eigenheit dabei zu statten, die sich durch meine strenge Abhängigkeit in der Welt herausgebildet hatte: ich konnte verschlossen sein, wie erzumgürtet, und Schmerzen, Stürme, Verzweiflung in mir zum Austrag bringen, ohne daß ein Menschenauge irgend ein anderes Zeichen wahrte, als Schwermuth und Trauer. Freund Theodor konnte unmöglich auch in dieser Angelegenheit mein lieber Vertrauter sein und sonst hatte ich keine berufene Seele. Ich kämpfte also fort von jenen Tagen an bis in die vielen Jahre, glaubte oft, den Dualen unterliegen zu müssen, raffte mich auf, um bald wieder zu Boden zu liegen, hoffte manchmal mich wieder frei zu kämpfen durch Auffuchen einer neuen Liebe und lag bald nur noch tiefer in den Fesseln der alten. Still, verschlossen, seltsam oft, gar übellaunig — auch gegen den Gegenstand meines Herzens — erschien ich eine lange Zeit das Opfer jener innern Kämpfe, und ich darf wohl sagen, daß es zumeist meine Studien, Aufgaben, literarischen und poetischen Arbeiten waren, die mir Brücken schlagen halfen über Abgründe, denen ich ohne sie unrettbar verfallen mußte.

Ein ungeheurerlicher Ehrgeiz erwachte in mir, er sollte mein Retter und Wunderthäter werden durch eine Großthat, sei es in der Wissenschaft oder in der Literatur und Kunst; daher nahm ich abwechselnd meine Studien, meine poetischen und literarischen Arbeiten und meine musikalischen Übungen mit fanatischem Ubereifer auf, um so bald als möglich in die Lage zu kommen, etwas Außerordentliches zu



Leisten und einen glänzenden Erfolg zu erringen; dieser Erfolg sollte zu einem unvergleichlichen Glücke führen — selbstverständlich zu einem Glücke, dessen Hauptinhalt der Gegenstand meiner Liebe war. Dieser's Herz sollte erfreut, erwärmt, hingerissen werden durch eine Leistung, welche geeignet war, mich vor den vermeintlichen Nebenbuhlern im Planer'schen Hause rühmlich auszuzeichnen. Und als eine solche Leistung — lag das nicht nahe? — wurde die Darstellung des Prinzen in Emilia Galotti bestimmt. Mir schwebte die schöne Leistung Fichtners im Burgtheater vor, und die Überzeugung, daß ich es nicht schlechter machen und gleichviel Beifall ernten würde, beglückte mein viel durchstürmtes Herz. Nach des jungen Anshütz Versicherung stand mir am Abend der Darstellung des Prinzen eine Loge zur Verfügung und in dieser Loge sah ich bereits die gütige Frau v. Planer, nebenan ihr Töchterchen, dann Freund Theodor und meine Zöglinge sitzen, gerührt, erfreut und begeistert von meinem Spiel und dessen Ehren. Ein erträumtes Glück ist auch ein Glück und wenn das Glück in Wahrheit nicht eintreten sollte, so mag der Traum als Ersatz — wenn auch als sehr geringer Ersatz — hingenommen werden. Mein erträumtes Glück trat auch nicht ein und ich glaubte bald genug zu erkennen, daß mein glücklicher Traum glücklicher Weise nicht zur Wirklichkeit wurde . . .

Der Tag der ersten Probe war gekommen und ich wollte mich eben in gehobener Stimmung auf den Weg zum Theater machen, als der junge Anshütz in meiner Wohnung erschien und mir eine überraschende Nachricht brachte. Der Ersatzmann, welcher für den Fall meiner Verhinderung den Prinzen spielen sollte, hatte plötzlich die Bedingung gestellt: daß er, wenn er überhaupt auf der Dilettantenbühne mitthun sollte, bei der ersten Aufführung der Emilia Galotti den Prinzen spielen müßte. Überrascht fragte ich, welcher Bescheid dem jungen Manne geworden sei? Anshütz sagte: „Noch gar keiner; wir wollten erst Sie hören; wenn Sie dagegen sind, so wird

der junge Mann abgewiesen und Sie spielen den Prinzen bei der ersten Aufführung!" Ich fragte, ob der Ersatzmann besonderes Talent habe und für künftige Aufführungen von Nutzen werden könne? Anschütz meinte, nach dem Wenigen, was man bisher gesehen habe, schein Talent vorhanden zu sein, ein besonderer Vorzug sei die sehr schöne Erscheinung des jungen Mannes, die, wenn das Talent sich sonst bewähre, später eine Zugkraft der Dilettantenbühne werden müsse. Meine anfängliche Verstimmung wich; ich gab meine Zustimmung, daß der Ersatzmann den Prinzen zuerst spiele und tröstete mich mit der angenehmen Illusion, bei der zweiten Vorstellung durch eine Meisterleistung den ehrgeizig-eitlen Nebenbuhler zur Bescheidenheit und Vernunft zu bringen. Vom Besuch der Probe wollte ich aber nichts wissen, ich wollte nur der Aufführung beiwohnen und nach dieser meine weiteren Entschlüsse fassen . . .

Der Tag der Aufführung kam und brachte ein Ereignis, das für Anschütz und unsern Freundeskreis auf lange Zeit in abschreckender Erinnerung geblieben ist. Obwohl die Aufführung der Emilia Galotti im Ganzen recht artig von statten gieng, war doch die Darstellung des „Prinzen“ in einer Weise mißrathen, daß selbst das wohlwollende geladene Publicum im Unmuth sich so weit vergaß, den Darsteller des Prinzen von der ersten Scene an durch alle folgenden Auftritte erzt zu belächeln, dann auszulachen, auszupochen und auszuhöhen begann. Und in der That war in Haltung, Sprache und Geberde des Prinzen nicht Ein Zug Natur und Sitte, sondern alles überhebt, übertrieben, eitel vordringlich und in Mätzchen ausartend, so daß jedem Zuschauer der Faden der Geduld und Nachsicht reißen mußte . . . Mir war durch diesen Mißerfolg kein Triumph bereitet; ich verließ mit Schrecken das Theater, denn bei aller Überzeugung, daß ich die Sache vielfach besser gemacht haben würde, klang doch eine Stimme durch meine Überzeugung: „Wie, wenn du es doch nicht besser gemacht haben würdest? wenn über dich selbst das fürchterliche Unheil in Gegenwart deiner lieben und verehrten Gäste

hereingebrochen wäre?“ Zuhause kaum angekommen, setzte ich mich hin und schrieb folgenden Absagebrief an Roderich Anschütz:

„Lieber Freund!

Ich verzichte auf die Rolle des Prinzen. Die Stimmung für die zweite Vorstellung ist verdorben; auch eine Meisterleistung würde das Publicum nur erinnern, welchen Prinzen es bei der ersten Aufführung gesehen — und mein nun in voller Heftigkeit ausbrechendes Lampenfieber läßt es mir sehr zweifelhaft erscheinen, ob ich im Stande sein würde, auch nur einen halbwegs erträglichen Prinzen darzustellen. Betrachtet mich als ausgeschieden aus Eurem Dilettantenkreis, ich will mich doch lieber bescheiden, im stillen Kämmerlein meine Feder zu führen als persönlich vor dem Publicum Wagnisse zu versuchen, die, wenn gelungen, sehr belohnend sind, mißlungen aber einen jungen Mann geradezu in den Tod treiben müssen!“ . .

Alle Versuche, mich wieder andern Sinnes zu machen, waren vergeblich; ich blieb umso mehr bei meiner Entscheidung, als ich gefunden zu haben glaubte, daß mir für das Entfallen eines Bühnenerfolges ein vollwichtiger Ersatz in Aussicht stehe durch einen Violinvortrag in einem der Dilettanten-Concerte, die im Saale des Conservatoriums (Tuchlauben) öfter veranstaltet wurden. Da glaubte ich meiner Sache sicherer zu sein und Gelegenheit zu haben, mich in das Herz Rieserls tiefer einzuspielen als durch einen Erfolg auf der Bühne. Einer meiner Collegen, der sehr schön Violine spielte und selbst schon öfter in solchen Concerten erfolgreich mitgewirkt hatte, kam meinem Wunsche, bei ihm üben zu dürfen, mit größter Gefälligkeit entgegen und suchte mein Spiel, insbesondere die Bogenführung, durch Andeutungen und Beispiel; auf jede Weise zu fördern. Als Concertstück empfahl er mir beliebte Variationen von Maxseder, dem berühmten und damals noch sehr beliebten Violinvirtuosen; diese Variationen hatte mein College selbst schon einmal in einem der Dilettanten-

Concerte mit schönstem Erfolge gespielt und nach unglaublichem Eifer und Bemühen schien ichs dem Freunde endlich recht zu machen und er prophezeite mir den glücklichsten Erfolg. Mit liebenswürdigster Gefälligkeit übernahm er es selbst, mich bei der Direction der Concerte zu melden und zu empfehlen, und es wurde der Tag meiner Mitwirkung festgesetzt. Diesen Tag erwartete ich in größter Aufregung und setzte meine heimlichen Übungen mit rastlosem Eifer fort — bis ein unerwarteter Umstand meinen Hoffnungen und Erwartungen abermals ein betrübendes Ende bereitete. Ein damals in allen Hauptstädten Enthusiasmus erregender Violinvirtuose kam nach Wien, kündete sein erstes Concert gerade für den Tag an, an welchem ich als Dilettant meinen ersten Versuch machen wollte, und zum Unglück standen auf dem Programm des berühmten Künstlers auch die Variationen von Mayseder, die ich beschloffen hatte vorzutragen. Natürlich zog es mich unwiderstehlich nach dem Concerte des berühmten Künstlers — um es tief erschüttert und von dem Wahne, jemals auf der Violine auch etwas Rühmliches leisten zu können, für immer geheilt zu verlassen. Die Töne, welche der Künstler aus seiner Violine lockte, schienen aus einem aus Himmels-höhen stammenden Instrumente zu fließen, die Bogenführung, die Bravouren, Doppelläufe und Staccatos, die Kraftstellen und herzergreifenden Adagios des Künstlers überraschten und ergriffen mich aufs Tiefste, so daß der Genuß an dem Spiele des Künstlers kaum abgeschwächt werden konnte durch den Gedanken an die Verheerung meiner Wünsche und Bestrebungen in musikalischer Hinsicht. Mit Entsetzen glaubte ich auf einmal zu entdecken, daß die Welt bereits voll unerreichbarer Genies in jeder Richtung des Lebens und der Kunst sich befinde und jedes Bestreben, auch zu einer Bedeutung zu gelangen, ganz vergeblich erscheinen müsse. Trostlos überließ ich mich einer ungemessenen Schwermuth, die durch die Theilnahme, die sie mir bei den wohlwollenden Personen des Hauses erweckte, nur noch bedenklicher wurde.

„Es ist kein Platz mehr für dich in der Welt,“ dachte ich, „die Zahl der Glücklichen ist vollzählig auf Erden; scheide du bei Zeiten und suche einen stillen Winkel für dein Herz, das nur bestimmt scheint, ein Opfer endloser Leiden zu werden.“ Nach qualvollen Tagen und Nächten setzte ich mich hin und schrieb in einsamer Stunde an ein fernes Mönchskloster die Anfrage, ob und wann ich als Novize dort Aufnahme finden könnte? Da meine beigelegten Zeugnisse sehr günstig lauteten, kam alsbald die wohlwollende Antwort, daß ich nach Beendigung des laufenden Studienjahres ohne Anstand im Kloster Aufnahme finden könne.

Ich lief mit dem Schreiben nach dem stillsten Winkel eines öffentlichen Gartens, weinte mich aus und fühlte mich leichter.

Man weiß von Unglücklichen, die von der Sehnsucht zu sterben getrieben, immer ein Fläschchen Gift bei sich führen, um sich jeden Augenblick den Tod geben zu können. Aber gerade die Möglichkeit, dies thun zu können, wird zum Mittel, die tödtliche Absicht nicht auszuführen; die Unglücklichen leben weiter, werden ruhiger und tragen ihr Leid mit Geduld — gerade weil sie im Besitze des sicheren Mittels sind, es jeden Augenblick enden zu können.

Mit der Zusicherung der Aufnahme ins Mönchskloster glaubte ich das Mittel zu besitzen, mir binnen wenigen Monaten die Leiden und Schmerzen des Herzens vom Halse schaffen zu können; der Eintritt in das Kloster schien mir das stille Hinabsteigen in die sichere Gruft des Lebens — zwar nicht den Tod selbst bedeutend — aber doch das allmähliche Absterben der irdischen Gedanken. Ich fühlte mich leise getröstet und im Hinblick auf das sichere Ableben der weltlichen Gedanken, kehrte ich allmählich wieder zu diesen weltlichen Gedanken zurück und gewann das Leben mitsammt seinen Gefahren, Leiden und Freuden wieder lieb . . .

In einer Stunde weicher Melancholie zog ich Freund Theodor endlich ins Vertrauen und gestand ihm mein An-

suchen um Aufnahme in das Mönchskloster und die Gewährung dieses Ansuchens in nicht ferner Zeit. Da ich dem Freunde den Hauptgrund dieses Schrittes nicht gestehen wollte, war er im höchsten Grade überrascht und bestürzt und suchte mich auf jede Weise in meinem Beschlusse wieder wankend zu machen. „Warte doch den Jahreschluss ab,“ rief er, „wo dir der Eintritt in Klosterneuburg ermöglicht wird, das bietet dir eine ganz andere Zukunft als die tödlich stillen Mauern des weltentlegenen Klosters!“ Ich sagte: der Schritt sei gethan und ich beabsichtige eben den Abschied vom Leben! In seiner Aufregung suchte der Freund nach wohlwollenden Helfershelfern zur Bekämpfung meines unglückseligen Entschlusses und zog seine Mutter und — Riese! selbst ins Vertrauen. Die nächste Folge war eine Scene, die mein Herz in unsäglich Vermirrung versetzte. Denn als ich, etwa eine Stunde nach der vertraulichen Unterredung aus der Wohnung trat, um einen Collegen aufzusuchen — stand Fräulein Riese! vor der Thüre der Wohnung in einem Winkel und weinte. Ich fragte bestürzt: was das bedeute? und erhielt die Antwort: „Sie wollen in ein Kloster?“ . . . Vermirrt, ergriffen und meiner nicht mehr mächtig, fiel ich auf die Kniee, ergriff fieberhaft Riese!s Hand, drückte einen langen glühenden Kuss darauf und eilte dann in namenloser Aufregung von dannen . . .

## 12.

**Liebevolle Führung. Als Klostergeist. Wiener Lebensfreudigkeit. Strauß und Lanner. Bruders Abschied.**

Andern Morgens stand ich vor der Frau v. Planer. Sie hatte mich rufen lassen und sagte, nachdem sie mich lange ernst und nachdenklich betrachtet hatte:

„Sie haben um Aufnahme in ein Mönchskloster ersucht und haben die Zusicherung der Aufnahme erhalten?“

Ich verneigte mich bestätigend und tief verlegen.

„Und haben Sie sich auch schon bestimmt verpflichtet, in jenes Kloster einzutreten?“ fragte die mütterliche Freundin weiter.

Ich verneinte dies.

„Das ist gut. So haben wir freie Hand, Ihre betrüb-  
same Übereilung wieder gut zu machen. Ich werde heute  
noch nach Klosterneuburg fahren und den Herrn Prälaten  
bitten, daß er sich für Ihre Aufnahme verwenden möge. Was  
Sie auch bewogen haben mag, urplötzlich sich in ein armes,  
weltvergessenes Kloster zu retten — ich will es nicht wissen;  
aber ich halte es für meine Pflicht, Sie vor einem Schicksal  
zu bewahren, das Sie für die Tage Ihres Lebens unglücklich  
machen könnte. Warten Sie also ab, was ich für Sie erreichen  
kann; mißlingen unsere Bemühungen und bleiben Sie das  
Opfer einer traurigen Schwermuth, so mögen Sie später sich  
ganz nach eigenem Ermessen — selbst für das Mönchskloster —  
entschließen!“

Die edle Gönnerin fuhr nach Klosterneuburg, empfahl  
dem Prälaten meine Angelegenheit auf das Eindringlichste  
und kam mit der Nachricht zurück, daß meiner Aufnahme in  
das Stift seinerzeit die beste Protection zutheil werden würde;  
zunächst aber wünsche der Prälat mich persönlich zu sehen und  
dazu biete sich am nächsten Feiertage eine günstige Gelegenheit;  
es finde an diesem Tage eine große Kirchenfeier statt und nach  
derselben seien viele Gäste im Kloster zu Tische geladen.  
Unter diesen Gästen möchte ich mich mit dem Sohne der Frau  
v. Planer, Freund Theodor, einfänden und nach aufgehobener  
Tafel mich zwanglos und unauffällig dem Prälaten vorstellen.

Ich hörte die Nachricht mit stiller Rührung an und war  
am nächsten Feiertage mit Freund Theodor auf dem Wege  
nach Klosterneuburg, wo wir dem Gottesdienste beiwohnten  
und nach demselben im Speisesaale des Klosters unter zahl-  
reichen Gästen, weltlichen und geistlichen, erschienen. Ein  
junger Cleriker, der den geheimen Auftrag zu haben schien,  
uns auszuforschen und bei Tafel wie nach derselben uns

Gesellschaft zu leisten, fand uns alsbald heraus, nahm zwischen uns an der sehr reichlich besetzten Tafel Platz und machte nach der Tafel unsern lebenswürdigen Gesellschafter und Führer. Wurden wir vor Beginn der Tafel durch ein auf einer Tribüne von einem jungen Cleriker vorgelesenes Gebet noch lebhaft erinnert, daß wir uns in einem priesterlichen Hause befanden, so nahm nach aufgehobener Tafel alles die Form angenehm weltlichen Lebens an; die Gäste wurden nach dem schönen Klostergarten geführt und dort bei herrlichstem Wetter ganz im Freien oder in Lauben mit Kaffee bedient. Der junge Cleriker, unser lebenswürdiger Begleiter, führte uns nach einer schattigen Laube und sagte uns, daß in freien heitern Stunden die Herrn Stiftsgeistlichen ihrer guten Laune keinen Zwang anlegen und die Räume des Gartens nach beliebten Wiener Vergnügungspätzen — so z. B. die Laube, in der wir uns befanden, „zum Sperl“ benennen. Wir waren sehr vergnügt und dazu trug die kurz zuvor, noch im Tafelsaale, erfolgte Vorstellung beim Prälaten bei. Der hochgewachsene, sehr ehrwürdig sich darstellende geistliche Würdenträger zeigte sich überaus wohlwollend, befragte uns über den Erfolg unserer Studien, munterte uns zu weiteren Erfolgen auf und entließ uns mit dem Auftrag, der Frau v. Planer viele Empfehlungen auszurichten.

Der Aufenthalt im Klostergarten mochte eine und eine halbe Stunde gedauert haben, als die Gäste freundlich eingeladen wurden, das Concert anzuhören, das in einem schönen Saale des Stiftes stattfinden sollte. Ich war auf das Freudigste überrascht, unter den Mitwirkenden des Concertes Meister Clement auftreten zu sehen, der durch ein paar Bravourstücke auf seiner Violine die Zuhörer wahrhaft entzückte . . .

Auf das Angenehmste befriedigt, kam ich mit meinem Freunde nach Wien zurück und hatte, obwohl es bereits spät Abend geworden war, noch Gelegenheit, meiner mütterlichen



Gönnerin Bericht zu erstatten über unsere freundliche Aufnahme im Kloster. Frau v. Planer war über die gute Stimmung, in der ich berichtete, sehr erfreut und sagte: „Nun aber fort mit Ihren trüben Gedanken, die Sie auf Ihrem Lebenswege nur stören; leben Sie in der angenehmen Hoffnung, einst Mitglied dieses schönen, reichen Klosters zu werden; Sie werden mirs noch danken, daß ich Sie vor dem Schicksale bewahrt habe, in einem licht- und freudlosen Mönchskloster lebendig begraben zu werden!“

Ich fühlte schon jetzt, wie viel Grund ich hatte, Dank zu empfinden; ich gab mir auch alle Mühe, trübe Gedanken abzuwehren und namentlich mein Herz in angemessenen Schranken zu halten. Nieserl sollte mir eine liebe Freundin bleiben für mein Leben und wie ich bisher durch kein Geständnis die Leidenschaft meines Herzens verrathen hatte, so sollte künftig der Schleier des Geheimnisses mein Leiden und Kämpfen nur tiefer und sorgfältiger verhüllen.

Um mein kämpfendes Herz durch guten Humor zu stärken, suchte ich in Kunst und Literatur besonders heitere Werke auf, lernte Hogarths sinnreiche Zeichnungen kennen, ergögte mich an den grassen Wig- und Schlagworten in Webers „Demokritos“ und wurde entzückt von Shakespeares heiteren Stücken, insbesondere von den Fallstaffiaden in den „Luftigen Weibern“ und in Heinrich dem Vierten und Fünften. In gute und poetische Stimmung versetzten mich Grimms deutsche Märchen und ein wahres Labfal bereiteten mir die damals sehr beliebten Umriffe von Ketsch zu Schillers Gedichten. Auch im Hofburgtheater suchte ich jetzt heitere Stücke auf und in den Vorstadttheatern gute Volksstücke und Possen. Raimunds „Der Bauer als Millionär“, „Der Alpenkönig und der Menschenfeind“ und „Der Verschwenker“ hatten bald mein ganzes Herz gewonnen. Zeitweise war es mir, als wäre die ganze lebenswürdige Wiener Lebensfreudigkeit in mich eingezogen; ich konnte mit meinem Freunde Theodor ganze freie Sommerabende in Gärten, wo Strauß oder Lanner spielten, in

heiterster Stimmung sitzen und den köstlichen Melodien der genannten Meister lauschen.

Um so befremdender mußte es Frau v. Planer erscheinen, als sie mir eines Tages begegnete und mich ganz nieder gebeugt und tieftraurig fand.

„Was ist das wieder?“ rief sie, meiner ansichtig. „Hat Sie der alte Schwertsinn wieder erfaßt und in Ihr graues Unglück zurückgestoßen?“

„Ich habe eben von meinem Bruder Abschied genommen,“ sagte ich verlegen. „Ich werde ihn einige Jahre nicht wieder sehen; es geht mir nahe!“

So war es auch.

Mein Bruder mußte als Militärschüler des Josefinums nach damaliger Vorschrift seine Studien unterbrechen und zu einem Regimente in die Provinz abziehen, um ein paar Jahre praktischen Vorübungen seiner künftigen ärztlichen Praxis zu widmen. Seine erste Station war Nežow in Galizien. Der Abschied hatte uns wirklich sehr ergriffen und ich vermißte den Bruder lange Zeit, da er mir in allen wichtigeren Angelegenheiten (mit Ausnahme der sorgfältig verschwiegenen Angelegenheit meines Herzens) ein gar treuer und lieber Rathgeber gewesen . . .

### 13.

**Neues Biel aufwärts. Der Sänger des „Habsburgsliedes.“**  
**Hartmann, Kenau. Dingelstedt. Bauerfeld. „Aus dem Böhmer-**  
**walde.“ Im Bannkreis der Litteratur.**

In den Trübsalen des Lebens, die das Gemüth zu Boden drücken, wird derjenige am weisesten handeln und dem Herzen am zweckmäßigsten zu Hilfe kommen, der Beschäftigung sucht und bei dem Bestreben, den Anforderungen des Lebens zu entsprechen, auch Ziele verfolgt, die angenehme Hoffnungen erwecken und einen edlen Ehrgeiz zu befriedigen

geeignet sind. Weil mir die zufälligen Anläufe, auf der Bühne und im Concertsaal bescheidene Lorbeern zu erringen, misslungen waren, sollte es keine idealere Richtung mehr geben, die dem Geiste und Herzen Trost und Hoffnungen erwecken und einem höhern Ziele des Ehrgeizes zuführen könnte? Warum hatte ich so oft zu den Genien der Kunst und Poesie begeistert emporgeblickt und als kindlicher Laie Versuche gemacht, in dichterischer Form Gefühle und Ideen zum Ausdruck zu bringen?

Die beinahe unvermeidliche Wahl des priesterlichen Standes ließ es freilich sehr überflüssig und zwecklos erscheinen, jetzt noch dem schönen, aber durchaus weltlichen Ziele nachzustreben, dem Herzen und Geiste höhere Bedeutung abzugewinnen und so zur Beseligung empfänglicher Gemüther beizutragen.

Ich blätterte, noch ungewiss, was werden soll, die Mappe durch, in welche ich allerlei Versuche meiner Feder zurückgelegt hatte, und fand einige humoristische und satirische Skizzen, die ich beim Betrachten und Studieren der Kupferstiche Hogarths niedergeschrieben hatte. „Was sollen diese Versuche, die mir selbst nicht übel gefallen, hier unbenützt liegen,“ dachte ich, „statt auch anderen, die an dem großen englischen Künstler und Humoristen Gefallen finden, einiges Behagen zu erregen?“

Ich dachte diese Skizzen einem Zeitungsblatte anzubieten und dadurch einen Anknüpfungspunkt für spätere und andere Veröffentlichungen zu gewinnen.

Mit einer dieser wohlverschlossenen und adressierten Skizzen gieng ich eines Tages in Begleitung meiner Jüngerlinge nach dem Prater und warf das kleine Paket in das Redactions-Briefkästchen der „Sonntagsblätter,“ das an einem Hause an der Ferdinandsbrücke angebracht war. Ohne mich einer Illusion hinzugeben, daß die Skizze bald oder überhaupt zum Abdruck kommen würde, sah ich die nächste Nummer des genannten Blattes durch — und fand zu meiner großen Überraschung den Beitrag an guter Stelle abgedruckt.

Freude und Dankbarkeit veranlaßten mich sofort, dem Herausgeber der Sonntagsblätter, Dr. Ludwig August Frankl, meine Aufwartung zu machen und mich zu erkundigen, welche Art von Beiträgen für das Blatt besonders erwünscht sein würde?

Ich traf den damals bereits als Dichter des „Habsburgsliedes“ und zahlreicher, durch Formreinheit ausgezeichneten lyrischer und epischer Gaben vielgenannten Herausgeber der Sonntagsblätter in Gesellschaft eines jungen und eines älteren Herrn und wurde eingeladen, am etwas entfernt stehenden Redactionstische Platz zu nehmen. Um mein Anliegen befragt, nannte ich meinen Namen und den Anlaß, der mich hieher geführt hatte und Dr. Frankl sagte mir einige freundliche Worte über meinen ersten abgedruckten Beitrag; dann fragte er, was ich bereits gearbeitet habe oder zu arbeiten gedenke, und erwiderte auf meine Frage, was der Redaction als Beitrag willkommen wäre?

„Kleine Erzählungen, Gedichte, culturgeschichtliche Skizzen und dergleichen.“

Auf seine Frage, woher ich stamme? erwiderte ich: „Aus dem Böhmerwalde.“

Er meinte er, da gebe es vielleicht ein originelles Volksleben, dessen Darstellung die Leser eines Blattes interessieren dürfte.

Ich dachte nach und meinte, es sollte sich einiges mittheilen lassen, aber die Art und Weise der Darstellung wäre nicht leicht und müßte erst erwogen werden.

„Gut,“ sagte Frankl. „Denken Sie darüber nach und erfreuen Sie mich nächstens mit einem Versuch solcher Schilderung!“

Ich sagte zu und erhob mich, um den Redacteur nicht länger in Anspruch zu nehmen. Schon im Fortgehen begriffen, wurde ich von Frankl den beiden anwesenden Herren noch flüchtig vorgestellt und erfuhr die Namen derselben. Der junge Herr hieß Moriz Hartmann, er war eben aus Prag an-

gekommen, um seine Studien fortzusetzen und wurde mir als talentvoller Lyriker dargestellt. Den Namen des älteren, sehr ernstesten und schweigsamen Herrn verstand ich leider nicht, da er nur leise und mit sichtlichem Verehrung ausgesprochen wurde; erst als ich die Treppe bereits hinabgieng und der junge Dichter Hartmann mir gefolgt war, sollte ich erfahren, daß der ältere Herr Edler von Niembsch sei, der unter dem Namen „Lenau“ als lyrischer Dichter bereits hoch gefeiert werde. Ich kannte bereits eine Reihe von Gedichten Lenaus, die ihrer Formschönheit und herzbewegenden Melancholie wegen mich tief ergriffen hatten. Ich bedauerte daher, den stillen, ernst-nachdenklich dazusitzenden Herrn nicht näher betrachtet zu haben, erhielt aber von Hartmann die Zusicherung, daß er mir nächstens Gelegenheit bieten werde, den Dichter nach Herzenslust zu betrachten, da er in einem Kaffeehause (bei Neuner) täglich zu sehen sei, wo er seine Partie Billard zu spielen pflege. Hartmann, ein anziehender junger Mann mit langem, nach dem Nacken gekämmtem, wallendem Haare, begleitete mich bis zum Passauerhofe, meiner Wohnung, und gewann meine innige Neigung durch freundliches, geistig reges Wesen. Da er in der nächsten Nähe wohnte und mich einlud, ihn öfter zu besuchen, wurde ein Umgang angeknüpft, der durch ein halbes Leben dauerte, immer inniger wurde und in stürmischen Tagen Trost und Festigkeit gewährte...

Die Anregung Frankls zu Schilderungen des Volkslebens meiner Böhmerwälder Heimat hatte ungeahnte Folgen.

Wie eine chemische Flüssigkeit durch leichten Anstoß oder Rütteln sogleich in krystallige Formen anschießt, so stand das Volksleben der Heimat beim ersten Anfassen der Phantasie in fertigen Bildern vor meinen Augen. Ich griff auch gleich zu und brachte einige der Volksitten und Gebräuche frisch und kräftig zu Papier, die ich unverweilt ablieferte und die ebenso unverweilt in den Sonntagsblättern abgedruckt wurden. Der Beifall und die Aufmunterung, die ihnen zutheil

wurden, spornten zur Fortsetzung dieser Schilderungen und es dauerte nicht lange, so erhielt ich von Redactionen aus der Nähe und Ferne, so auch von Theodor Mundts „Freihafen“, Ansuchen um Einsendung von ähnlichen Schilderungen. Kleine Bilder und Erzählungen, die ich fast gleichzeitig in der von Witthauer in Wien herausgegebenen Wochenschrift „Der Zuschauer“ und in dem von J. N. Vogl redigierten „Österreichischem Morgenblatte“ veröffentlichte, halfen meinen Namen in weiteren Kreisen aufmunternd bekannt machen. Nun erschien auch bald keine Revue, kein Album, kein literarisches Heft, die nicht Beiträge wünschten und mich durch freundliche Anerkennungen geneigt zu machen suchten, ihren Wünschen zu entsprechen. Natürlich suchte ich diesen Wünschen nach Thunlichkeit zu entsprechen, bis ich meine Mappe erschöpft hatte, die auch manche lyrische Gedichte und dramatische Fragmente lieferte.

Mit diesen Veröffentlichungen Hand in Hand gieng die Einführung in literarische Kreise und die rasche Erweiterung der Bekanntschaften mit mehr oder weniger verehrten und gefeierten Namen des Tages. Castelli, J. G. Seidl, J. N. Vogl, welche damals einer nicht gewöhnlichen Beliebtheit sich erfreuten, zählten zu den ersten Männern, welche mir ihre Neigung zuwandten.

Bauernfeld lernte ich bald darauf im Planer'schen Hause selbst persönlich kennen. Er traf sehr oft mit Frau v. Planer in den besten gesellschaftlichen Kreisen zusammen und erschien auch ab und zu im Planer'schen Hause, um der lebenswürdigen und heiteren Dame seine Aufwartung zu machen. Gelegentlich eines solchen Besuches ließ mich Frau v. Planer rufen, um mich dem schon damals sehr gefeierten „Dichter des Burgtheaters“ vorzustellen. Er kannte bereits einige meiner bescheidenen Veröffentlichungen und munterte mich mit jener Lebenswürdigkeit, die in Wien jugendlichen Talenten damals entgegengebracht wurde, zu weiteren Versuchen auf; auch war er so freundlich, mich einzuladen, ihn zu besuchen.

Schon bei diesem ersten Zusammentreffen lernte ich Bauernfeld nach zweien seiner charakteristischen Eigenheiten hin kennen. Denn war er anfangs im Benehmen und Gespräche heiter und beweglich, so wurde er plötzlich unwirsch, hart und poltronhaft, als die Frage an ihn gerichtet wurde, wann sein neues Stück im Burgtheater zur Aufführung gelangen werde? Er hatte nämlich nach mehreren schönen Erfolgen nicht lange zuvor das Unglück gehabt, mit einem Stücke „Der Selbstquäler“ übel anzulaufen. Er verwünschte das Burgtheater, die Schauspieler desselben, „die Einem alles verderben,“ das Publicum, „das manchmal mit Brettern verschlagen sei“ und verschwor es hoch und theuer, für das Burgtheater überhaupt je wieder etwas zu schreiben! Und doch war bekannt, daß er eben wieder ein Stück in Vorbereitung habe, das für La Roche und Louise Neumann wahre Glanzrollen enthalten solle. Frau v. Planer, die den Dichter sehr wohl kannte, erinnerte lächelnd an diese „Neuigkeit“ und bewirkte dadurch eine merkwürdige Wandlung im Benehmen des Lobenden. Er war einige Augenblicke stille, begann selbst zu lächeln und sagte dann etwas ruhiger und milder: „Ja, ich hab' was Neues vor; aber nicht für das Burgtheater; ich lass es wo anders aufführen — justament — trotz La Roche und Louise Neumann — — die ich freilich bei der Arbeit sehr stark vor Augen gehabt habe!“ Als ich bald darauf dem Dichter meinen ersten Besuch abstattete, fand ich ihn in allerbesten Stimmung, er war mit dem Burgtheater und dessen Künstlern wieder vollständig ausgesöhnt und polterte nun eigentlich gegen sich selbst, weil er gerade da, wo er es am wenigsten erwartet habe, stecken geblieben sei. „Wenn das Zeug nicht vorwärts will,“ rief er in köstlicher Aufregung, „so spaziert die ganze Herrlichkeit ins Feuer und ich schreibe in meinem Leben kein Stück mehr!“ Wie er mir kurz darauf bei einer Begegnung auf der Straße etwas ärgerlich mittheilte, war das neue Stück bereits fertig — und ein neueres Stück schon wieder in Arbeit! — „Die Kage läßt das Mausen nicht!“ rief er mir, schon im Weitergehen, lachend zurück!..

Indessen hatte mein Verkehr mit Hartmann die Folge, daß ich in einen Kreis von jungen, strebsamen Männern eingeführt wurde, die später nach den verschiedensten Richtungen hin sich auszeichneten und lange Zeit rühmlich genannt wurden.

Der Vereinigungsort dieser jungen Geister war das Caffeehaus Gehringer auf dem Bauernmarkt Nr. 5, wo sich gegenwärtig (1890) das Confectionsgeschäft F. Gangusch befindet.

Da die jungen Männer den verschiedensten Berufen angehörten, manche noch ihren medicinischen oder juristischen Studien oblagen, andere bereits in Staatsämtern oder Advocaturskanzleien beschäftigt waren, alle aber viel gelesen und erfahren hatten, so war der geistige Verkehr ein vielseitiger und anregenderer, als er in jüngeren Kreisen gefunden zu werden pflegt; zwei hervorragende Interessen aber waren es, welche Geist und Gemüth besonders in Bewegung setzten: die beginnende politische Bewegung und die Aufgaben und Leistungen der Poesie und Literatur der Gegenwart. Alles, was in beiden Richtungen anregte oder gar Aufsehen machte, wurde herbeigeschafft und in Umlauf gesetzt, oft unter den raffiniertesten Vorsichtsmaßregeln, da wir wußten, daß nach verbotenen Broschüren und Büchern sehr scharf geforscht wurde. Ich war erstaunt über die Menge theils reifer, theils unreifer Theorien, die über Literatur und Poesie zu Tage gefördert wurden, hielt mich an das, was mir gut und zutreffend schien, und ließ zu Boden fallen, was mir in unreifer Theorie herumzufackeln schien. Auch hatte ich bald aus dem Kreise diejenigen herausgefunden, welche meiner Ansicht nach in jeder Hinsicht die Dinge am sichersten und klarsten anfaßten, und schloß mich ihnen mit besonderer Neigung an.

Unter den Nachrichten, die in Umlauf kamen, waren besonders Die willkommen über den Aufenthalt deutscher Berühmtheiten in Wien; zu diesen drängte sich dann vom strebsamen jungen Oesterreich, was Gelegenheit finden konnte, sich



vorzustellen. Zu schüchtern und bescheiden, um mich irgendwie vorzudrängen, versäumte ich viele solche Gelegenheiten und wurde mehr gedrängt und mitgezogen, wo ich einer in unserm Kreise bereits anerkannten Größe gegenüber trat.

Dies war der Fall bei meiner Begegnung mit Franz Dingelstedt. Dieser, damals bereits als Lyriker, Essayist und Novellendichter sehr anerkannt, kam nach Wien, um von hier aus für die Augsburger Allgemeine Zeitung, die auf der Höhe ihres Ansehens stand, Kunst- und Literaturbriefe zu schreiben.

Natürlich entstand sofort eine große Bewegung in der Armee ehrgeiziger Jünger der Kunst und Literatur, um in die Nähe dieses mächtigen Fürsprechers und Förderers zu gelangen und öffentlich genannt zu werden.

Moritz Hartmann, dessen lebenswürdige und gewandte Art, sich in Familien wie bei hervorragenden Personen einzuführen oder einführen zu lassen merkwürdig war, war auch in diesem Falle der Erste unseres Kreises, der die persönliche Bekanntschaft Dingelstedts machte. Er hatte sich dabei der mächtigen Empfehlung des Dichters Lenau bedient und wußte durch Vorlage einiger hübscher Gedichte und durch seine einnehmende Erscheinung Dingelstedt wärmer zu interessieren. Nach seinem zweiten oder dritten Besuche überraschte mich Hartmann mit der Aufforderung, ihn zu Dingelstedt zu begleiten. „Er hat deine Schilderungen im Freihafen gelesen,“ sagte er, „und wird sich freuen, dich kennen zu lernen.“ Eine solche Aufforderung überwand meine Besangenheit und ich begleitete Hartmann zu Dingelstedt, der mich mit großem Wohlwollen empfing. „Sie werden doch Ihre Schilderungen“ sagte er nach der Begrüßung, „fortsetzen und zu einem Ganzen abschließen? Sie verschaffen uns Einblick in das originelle Gebiet eines noch unbekanntem Lebens unseres Volkes in einer Zeit, wo man so lebhaft bestrebt ist, dem deutschen Leben und Schriftthum nachzuforschen. Vollenden Sie Ihr Buch, für Sie wird sich auch ein Verleger finden!“ Diese für einen jungen Autor sehr erfreuliche Aussicht wirkte mächtig belebend

auf meine literarische Arbeit; ich konnte dem Förderer derselben bei jedem folgenden Besuche, zu denen ich aufgemuntert wurde, Mittheilung machen von dem Vorrückten meiner Versuche, die er stets zu sehen wünschte und aufs Neue belobte. Eine sehr unliebsame Buschflepperei, die Adolf Bäuerle bald darauf, ich erinnere mich nicht mehr, aus welchem Anlafs, gegen Dingelstedt in seiner Theaterzeitung losliefs, veranlafste diesen leider, Wien für diesmal früher zu verlassen und mir die Gelegenheit zu benehmen, mich von ihm zu verabschieden; — doch sollte ich später, als Dingelstedt in der Absicht, für die Allgemeine Zeitung zu wirken, wieder nach Wien kam, die angenehme Überzeugung gewinnen, dafs er mir sein erstes Wohlwollen bewahrt hatte und ungeschwächt wieder mit zurückbrachte . . . Darüber waren aber zwei folgenschwere, für meine Zukunft geradezu entscheidende Jahre dahingegangen . . .

Bald nach der Abreise Dingelstedts erkrankte mein lieber treuer Freund Theodor v. Planer. Das bedauernswerte Ereignis trat zu einer Zeit ein, wo die Vorbereitung zu den Prüfungen alle Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch nahm; eine ernstere Erkrankung in dieser Zeit kam gewöhnlich dem Verlust eines Studienjahres gleich, da die Prüfungen auch zu einem bestimmten späteren Zeitpunkt unmöglich nachgetragen werden konnten. Freund Theodor mußte sich aller geistigen Anstrengung enthalten, bald gab man auch die Hoffnung auf Rettung des Studienjahres auf und der Kranke war darüber am wenigsten betrübt. Sein Herz hatte sich längst mit ganzer Liebe der Kunst zugewendet und die Sorge, dafs er durch die Krankheit Schaden an der Stimme erleiden könnte, drängte alle andern Besorgnisse in den Hintergrund. Übrigens hatte er seit Jahr und Tag alle freie Zeit einer zweiten Kunst, der Malerei, gewidmet und in dieser mit einem jungen, sehr talentvollen Freunde, Conrad Grefe, der fortan in unserm Herzensbunde der Dritte blieb, ganz erfreuliche Fortschritte gemacht; die Malerei sollte für den Fall, dafs es mit der Gesangskunst fehlschlug, Theodors Lebensberuf werden. Glück-

licherweise litt die Stimme Theodors durch die lange Krankheit keinen Schaden; die Gesangkunst blieb also in erster Reihe Lebensaufgabe — dagegen war es mit den Studien und mit dem frühern Plane: ins Olmützer Domstift einzutreten, ein für allemale zu Ende.

Hätte dies für meine Wahl des geistlichen Standes keine sonderliche Bedeutung haben können, so trat dagegen, gerade während ich mit allem Eifer und Erfolg meine Prüfungen ablegte, ein anderes Ereignis sein, das allerdings für die Absicht, meinen Eintritt in das Stift Klosterneuburg zu erwirken, von entscheidendem Einfluß war. Der für meine Aufnahme so wohlwollend gestimmte Prälat des Klosters starb und es hätte der neuerlichen Bemühung um eine erfolgreiche Protection bedurft. Aber um diese rechtzeitig auszufinden und warm zu halten, hätte die gütige Frau von Planer damals nicht durch ein Erlebnis, dessen Wesen und Bedeutung mir nie enträthfelt werden konnte, unlustig und wie gelähmt werden müssen.

Eines Tages, von einer gelungenen Prüfung nach Hause kommend und im Begriffe, der mütterlichen Gönnerin darüber Bericht zu erstatten, sah ich, da ich durch eine Nebenthüre in das Vorzimmer trat, durch die Thüre nach der Vorhalle eben den Kapuzinermönch, Pater Franz, sich entfernen, der, wie ich allerdings schon wußte, seit langem auch der Seelenrath der Frau von Planer war. Pater Franz hatte mich bei seinem Entfernen nicht gesehen, . . würde mich wohl auch nicht mehr erkannt haben — aber das böse Gewissen wollte mir einreden, daß die Anwesenheit des Mönches diesmal auch meiner Person gegolten haben möge; war ja das Mönchskloster in der Provinz, in welchem ich mich um Aufnahme gemeldet — aber noch nicht abgemeldet — hatte, eine Filiale des Kapuzinerklosters in Wien . . . Doch meine Sorge war selbstverständlich ganz unbegründet; ich fand meine verehrte Gönnerin schmerzgebeugt und in Thränen; ich wagte es kaum, meinen Bericht über die wohlbestandene Prüfung zu erstatten, und

hörte auch in der nächsten Zeit, wo die Stunde der Entscheidung immer näher rückte, meiner geistlichen Angelegenheiten gar nicht mehr erwähnen. . .

Inzwischen war mein Manuscript, dessen Titel „Aus dem Böhmerwalde“ der Dichter J. G. Seidl mitbestimmen half, in der Gestalt vollendet, in welcher es später erschienen ist; Dingelstedts Worte: „für Sie wird sich auch ein Verleger finden,“ kamen mir jetzt wohl in Erinnerung, aber der Spender dieser Worte war ferne und ich in Angelegenheiten des Buchhandels ein Kind im wahren Sinne des Wortes. Die Sehnsucht, unter den literarischen Freunden mich bemerkbar zu machen und auch der lebhafteste Wunsch, meinem Herrn Chef und seiner Gemahlin eine Überraschung zu bereiten, trieben mich an, trotz meiner Befangenheit eine Wanderung zu Wiener Verlagsbuchhändlern zu unternehmen und ihnen meine Arbeit anzubieten. Der Erfolg meines Kreuz- und Querganges war kein anderer als derjenige aller jungen Männer, die ohne Erfahrung und Nachhilfe den Weg in die Öffentlichkeit suchen. Ein und der andere Verleger wollte bereits mit Verlagsartikeln reichlich versehen sein; einige ersuchten mich, das Manuscript für kurze Zeit zur Durchsicht dazulassen, und gaben es dann mit dem Bedauern zurück, daß ich nicht einen Roman daraus gemacht habe; die meisten Verleger klagten über schlechte Zeiten und die üblen Erfahrungen, die sie mit jungen Talenten schon gemacht hätten — Einer jedoch, der sich noch ein namhaftes Publicum von Freunden der Ritterliteratur erhalten hatte, munterte mich auf, ihm einen Ritterroman à la Spieß zu schreiben, wofür er mir ein Honorar von fünfzehn Gulden — für zwei Bände das Doppelte — im voraus zusichern könne . . .

Beschämt und tiefgebeugt trug ich mein durch Verlegerhände arg zerwühltes Manuscript wieder nach Hause und war in Gefahr, in jene tiefe Melancholie zurückzusinken, welche mich früher bewogen hatte, um die Aufnahme in ein Mönchskloster anzusuchen; — hätte ich doch durch die Herausgabe

meines Buches gerne auch dem Kiesel eine angenehme Überraschung bereitet! . .

In dieser Stimmung kam mir besonders ein Gedanke zu Hilfe und bewahrte mich vor dem Unglück, mich und meine Zukunft trostlos fallen zu lassen: der Gedanke an die zwei noch abzulegenden Prüfungen, ohne welche ich nicht einmal die Absicht ausführen konnte, mich in die Einsamkeit eines Mönchsklosters zurückzuziehen. Ich raffte mich also mit allen Kräften zu einer fieberhaften Thätigkeit auf, die zu einem glücklichen Erfolge meiner Prüfungen führte und mir schon dadurch wieder zu einer vertrauensvolleren Stimmung verhalf. Aber wie selten ein Unglück allein kommt, so erleben wir oft auch ein frohes Ereignis nur in Begleitung eines andern; am Tage nach der glücklich bestandenen letzten Prüfung erschien Dingelstedt wieder in Wien und ich ermangelte nicht, ihn zu besuchen. Freundlichst nahm er mich auf und erkundigte sich sogleich nach meinem Manuscripte. Ich berichtete ihm sehr verzagt, daß es vollendet, aber von Wiener Verlagsfirmen abgewiesen worden sei. Lachend bemerkte er: „Und das fällt Ihnen so sehr aufs Herz? Muth! Sie haben da nur erlebt, was gar vielen der berühmtesten Autoren vor Ihnen geschehen ist und nach Ihnen noch geschehen wird. Getroßt! Wir haben bereits einen Verleger! Ich bringe ihn sogar schon mit!“

Und er erzählte mir, daß er über Leipzig nach Wien gekommen sei und mit dem Inhaber der Firma „Einhorn“ (später Grunow) gesprochen habe, der mein Buch gerne drucken wolle.

„Schicken Sie ihm Ihr Manuscript sogleich ein“, fuhr Dingelstedt fort, „überlassen Sie dem Verleger selbst, das Honorar zu bestimmen — und in sechs Wochen liegt Ihr geistiges Kind in schöner Gewandung vor Ihnen!“

Ich wußte nicht Worte des Dankes zu finden; mit Einem Schlage war ich wie neugeboren, ein anderer Mensch: Freude, Hoffnung, Vertrauen auf zukünftige Dinge waren in

Einem Aufleuchten wieder da und, das glückliche Ereignis tief im verschwiegenen Herzen, schickte ich mein Manuscript mit entsprechendem Briefe nach Leipzig; — binnen acht Tagen hatte ich die Antwort in Händen: Annahme des Manuscriptes, Bestimmung der Auflage und Anbot eines mir namhaft erscheinenden Honorares!

Natürlich flog mein „Einverstanden“ umgehend nach Leipzig zurück und zwölf Tage später hielt ich das Honorar und den ersten Revisionsbogen in meiner Hand! . . .

Die Wochen, die nun folgten, zählten zu den glücklichsten meines Lebens. Meinen Eltern schickte ich, um ihnen eine Freude zu machen, einen Theil des Honorares; meine nächsten Freunde machte ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit meinem Autorglücke bekannt; — die Familie v. Planer sollte erst mit einem Prachtexemplare meines Buches selbst überrascht werden; Freund Theodor, mein armer Leidender, allein durfte meine stillen Autorfreuden von ihrem Beginne an mit mir theilen. Ihm theilte ich auch zuerst vertraulich mit, daß ich nun fest entschlossen sei, den geistlichen Stand nicht zu wählen; meine ganze Neigung sei nun den juridischen Studien zugewendet. „Dein Vater“ fuhr ich fort, „ist hochbejahrt, ich werde seiner Kanzlei bereits während meiner Studien einige Dienste leisten können — wer weiß, ob es nicht möglich sein wird, diese Kanzlei ganz zu übernehmen, wenn ich rechtzeitig meine erforderlichen Studien vollendet haben werde“ . . . Daß mir dann mit der Kanzlei auch — Fräulein Nieserl zufallen könnte, diese stille Hoffnung wagte ich natürlich auch dem Freunde Theodor nicht anzuvertrauen . . .

Eines schönen Morgens suchte ich meinen besten Anzug hervor, nahm ein schön gebundenes, in feines weißes Papier gewickeltes Buch aus dem Schranke und begab mich herzklopfend in das Arbeitszimmer meines Chefs. Er war ausgegangen; ich legte daher das Buch auf seinen Lesetisch und schlich erleichterten Herzens wieder davon, da ich keine Anrede halten mußte. Etwa eine Stunde später kam einer meiner

Böglinge gelaufen und sagte: „Sie möchten gleich zu der Mutter kommen!“

Ich ahnte den Anlaß dieser Einladung und fand die mütterliche Gönnerin, körperlich sehr leidend, in einem Armstuhl sitzen. Sie hob ein schöngebundenes Buch in die Höhe und sagte lächelnd: „Sie haben meinem Manne eine große Überraschung und Freude bereitet; eben hat er mir das Buch gebracht und wünscht Sie zu sprechen. Ihre Widmung des Buches ist eine liebe Aufmerksamkeit!“

Ihrem Winke folgend, gieng ich in das anstoßende Arbeitszimmer des Chefs und wurde hier auf das Gültigste aufgenommen und aufgemuntert; dann sagte Herr v. Planer:

„Wie ich gehört habe, wollen Sie ja den geistlichen Stand erwählen? Ist das richtig so? Wie wird sich das mit Ihren literarischen Bestrebungen vereinigen lassen?“

Jetzt war es um mein strengbewahrtes Geheimnis geschehen.

Ich gestand meine Absicht, die juridischen Studien zu wählen, um so bald als möglich auch schon bei den Kanzleiarbeiten im Hause nützen zu können.

Das Geständnis kam meinem Chef ganz unerwartet; doch nahm er es beifällig lächelnd auf.

„Die Studien werden Sie eingehend genug beschäftigen,“ sagte er nach einer Pause, „das Übrige wird sich später erwägen lassen.“

Schon am nächsten Tage sollte ich einer wohlthätigen Folge dieses neuen Verhältnisses zum Hause theilhaftig werden. Es wurde mir der zeitraubende und oft auch anstrengende Hausunterricht der Böglinge abgenommen und einem Lehrer übertragen, der täglich zu gewissen Stunden zu erscheinen hatte, während ich unter den frühern Verhältnissen im Hause blieb und nur die Aufsicht und gesellige Führung der Böglinge zu besorgen hatte — „behufs Erleichterung der Studien und Förderung meiner sonstigen Bestrebungen“, hieß es bei der Ankündigung dieser wichtigen neuen Gunst des Hauses . . .

Diesem Glücke gesellte sich bald eine neue bedeutfame Gunstbezeugung des Geschickes hinzu: Dingelstedt erwähnte in einem seiner Literaturbriefe der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ meines neu erschienenen Buches und gedachte dabei des jungen Autors mit einigen aufmunternden Worten . . .

Damit war ich in aller Form und Gunst in die Literatur der Gegenwart eingeführt. Mein Glück war groß, meine Vorsätze, weiter zu streben und noch Ungeahntes zu erreichen, noch viel größer . . . Glückliche Jugend, die nicht Klippen und Abgründe, Feinde, Gefahren, Irrthümer und den dicken Schweiß der Arbeit eines langen, strebsamen Lebens vor sich sieht — lächelnd und mit Wehmuth gedenke ich deines unentwegten Muthes und Vertrauens während meines langen Lebens und Strebens — seh' ich diesen Muth und dieses Vertrauen am Ziele doch nicht ganz unbelohnt und nicht ohne Segen für meine alten Tage! . . .

## 14.

### **Ferienheimkehr. Die gerettete Schwester. Die große Lebensfrage. Bahn frei!**

Die Ferien waren gekommen und mein Besuch bei den Eltern im Böhmerwalde war nicht zu umgehen.

Die Freude des Wiedersehens aller Lieben, der Eltern wie der Geschwister, war so innig als je zuvor, aber in diese Freude mischte sich diesmal doch die Sorge, daß ich daheim bald nach der ersten Begrüßung schwere Stunden des Kampfes wegen meiner Standeswahl zu bestehen haben werde; die Eltern, so mußte ich erwarten, würden auf ihre Hoffnung, mich den geistlichen Beruf wählen zu seh'n, gewiß nicht so leicht Verzicht leisten. Aber an ein Nachgeben meinerseits, so wußte ich auch, war nicht zu denken. Das Schicksal hatte mich in jüngster Zeit doch auch schon durch manchen Widerstand abgehärtet und das feste Vertrauen auf eine glückliche



Zukunft hielt mich aufrecht, wenn es wirklich zu einem ernstern Widerstreit mit den Wünschen der Eltern kommen sollte.

Unverhofft, in Folge einiger Umstände, die auf das Gemüth der Eltern tiefen Eindruck machten, fanden meine Sorgen bezüglich der Heimkehr und der Standeswahl eine Lösung, die ich zu erwarten und zu hoffen nicht gewagt hätte.

Ich brachte den Eltern ein Kind, das sie kurz vorher schon als verloren betrachtet hatten, eine jüngere Schwester, lebend und vollständig genesen mit von Wien nach Hause. Schwester Leni war zu Ostern mit einer Anzahl junger Mädchen aus dem Böhmerwalde nach Wien gewandert, um sich dort durch Arbeit etwas zu erwerben und gegen den Winter hin mit ihren Ersparnissen die Heimat wieder aufzusuchen. Am ersten Mai hatte sich die Schwester mit ihren Landsleuten nach dem Prater begeben, auf einer schattigen Wiese zusammengelassen und den Nachmittag auf heimathliche Weise heiter verlebt. Sei es, daß die Schwester schon etwas unwohl nach dem Prater kam, sei es, daß die kühle Witterung und der etwas feuchte Wiesengrund schädlich auf sie wirkte — gegen Abend wurde sie von Schüttelfrost ergriffen und mußte von Landsleuten unter großen Beschwerden nach der Leopoldstadt und in das Krankenhaus der barmherzigen Schwestern gebracht werden. Ich erfuhr erst zwei Tage später von dem Unglück und beeilte mich, die Schwester in dem Kloster aufzusuchen. Sie lag bereits im wildesten Nervenfieber und ich konnte nur mit Mühe die Erlaubnis erhalten, sie zu sehen und zu sprechen. Es war eine ergreifende Scene, als ich vor das Lager der Schwester trat und von der armen Leidenden erkannt wurde. Sie rief meinen Namen, ergriff mit fieberhafter Heftigkeit meine Hände, hielt sie in den ihrigen fest, die in trockener Hitze brannten, und mußte endlich durch eindringliches Zureden und zuletzt mit Gewalt von mir getrennt werden. Ich kam in arger Gemüthsbewegung nach Hause, fühlte mich selber von einer Fieberanwandlung befallen und mußte auf Anordnung des Hausarztes zu Bette; doch fühlte

ich mich nach einiger Ruhe und stärkerem Transpirieren wieder wohl, durfte das Bett schon am nächsten Tage verlassen und blieb vor weiteren Folgen bewahrt. Die Schwester aber mußte ein gefahrvolles, langes Leiden durchmachen, wurde einigemale für todt nach der Heimat gemeldet und überstand mit Hilfe ihrer glücklichen Natur endlich Gefahren und Schmerzen. Als die Wendung zum Bessern eintrat und ich die Erlaubnis erhielt, die Schwester öfter zu besuchen, trug unser fast tägliches Wiedersehen und die Erheiterung, die ich zu erregen suchte, sichtlich zur Genesung bei und um die Zeit, die meine Ferien und meine Heimreise näher brachte, hatte die Schwester bereits Spaziergänge im Klostergarten und endlich ins Freie machen dürfen. Acht Tage vor meiner Abreise brachte ich die Schwester aus der Klosteranstalt, deren liebevolle Wartung ich nicht genug rühmen kann, und führte sie zu einer bekannten Familie in demselben Hause der Schlüsselgasse, in dem ich seiner Zeit mit dem Bruder Andreas einige Monate gewohnt hatte . . .

Mitte August verließ ich mit der Schwester Wien. Wir fuhren in einer der damals üblichen Landkutschen und bedurften drei volle Tage, bis wir die Grenze der Heimat erreichten. In Klattau, der Gymnasialstadt, erwartete uns das Hauswägelchen der Eltern und führte uns die letzte Strecke heim. Es mochte vier Uhr nachmittags sein, als das Wägelchen um das Föhrenwäldchen bog und uns den ersehnten Ausblick nach unserm Dorf und Elternhaus gewährte. Die Schwester, welche so nahe daran gewesen war, die Heimat nie wieder zu sehen, weinte vor Freude bei dem Anblick; ich selbst war nicht weniger bewegt, als ich oberhalb des Elternhauses Kinder und Erwachsene zusammenlaufen sah, um uns zu erwarten. Nicht weit vom Föhrenwäldchen, halbwegs vom Elternhause, auf einem Feldrain saß eine Gruppe Kinder, die uns schon früher entgegengekommen war; die Kinder sprangen jubelnd auf, als sie das Wägelchen erblickten und liefen uns entgegen — voran Johannesle, den einst der böse Haushund so übel

zugerichtet; — ganz so war ich einst dem von Wien heimkehrenden Bruder Andreas mit den jüngern Geschwistern entgegengesprungen. Die Begrüßung war dieselbe, wie einst, so herzlich und so rührend. Unterwegs kamen noch Schnitter von den Kornfeldern, um uns zu grüßen und die Hände zu reichen; — aber unsere Augen und Herzen waren bereits weit voraus, beim Elternhaus oberhalb des Feldwegs, wo die Ansammlung aller Lieben, der Eltern, Geschwister und Nachbarn immer dichter und bewegter wurde. Nun nur noch eine kurze Fahrt — und der Bruder, der das Wägelchen führte, hielt das Pferd an; wir stiegen ab und konnten nichts mehr sehen; desto lauter vernahmen wir Zurufe, gebrochene Stimmen und fühlten rasch zfassende Arme, die sich zitternd um Hals und Schultern schlangen. Die Mutter hatte schluchzend die heimkehrende Schwester umfassen und führte sie langsam nach dem Elternhause, mich hatte der Vater am Arm und folgte der Mutter und uns nach zog Groß und Klein, bewegt und leise redend; alsbald hatten wir den Hof, das Vorhaus erreicht, die Stubenthüre gieng auf und ließ uns ein; — wir waren zu Hause. . .

Das Glück des Wiedersehens beherrschte uns alle am Tage der Ankunft und drängte auch während der nächsten Tage alle anderen Anliegen aus dem Kreise unserer Besprechungen. Die Mutter lebte nur für den Anblick und für die Pflege der wiedergefundenen Tochter und wurde nicht müde, mir für die der Schwester gewidmete Sorge und Hilfe zu danken. Der Vater schloß sich diesem Danke an und ließ sich nur ausführlicher über die Erlebnisse im Kloster der barmherzigen Schwestern erzählen. Meine Schilderung der liebevollen, aufopfernden Pflege der KlosterSchwestern erregte seine wärmste Theilnahme und ich erwartete dabei bestimmt seine Frage nach meiner Standeswahl; allein diese Frage erfolgte nicht. Erst am dritten Tage nach meiner Heimkehr, während eines Spazierganges um unsere Felder, nahm der Vater Anlaß, über meine Zukunft zu sprechen. Ob ich noch

genommen sei, den geistlichen Stand zu wählen? fragte er oder ob ich glaube, in einem anderen Berufe mich glücklicher zu fühlen? Aus der Art der Frage glaubte ich zu entnehmen, daß der Vater auf seiner früher so bestimmten Erwartung nicht mehr bestehe; ich äußerte mich daher offen und ohne Rückhalt, daß ich es für meine Person und für meine Zukunft angemessener halte, die juridischen Studien zu wählen, die mir die Wege öffneten zum Staatsdienst oder zur Advocatie. Einige Augenblicke gieng mein Puls schneller und der Vater blickte schweigend, ohne besonders betroffen zu sein, zu Boden; dann hustete er ein paarmal, schaute nachdenklich in die Ferne und sagte: „Nun, du mußt am besten wissen, was deinem Leben heilsam ist; was du auch für einen Stand erwählen wirst — in jedem kannst du Gott wohlgefällig leben — wir sind alle Gottes Kinder!“ Mein Herz wurde leichter bei dieser Bemerkung und drohte weich zu werden bei der Äußerung, die der Vater dann hinzufügte. „Daß du unser guter Sohn bist und daß du brav bleiben wirst dein Leben lang, was auch aus dir werden wird, das glaub' und hoffe ich; du hast an uns gedacht beim Erscheinen deines Buches, du hast wie ein Bruder an deiner franken Schwester gehandelt — du wirst also Gott vor Augen haben auf allen Wegen! Studier' die Rechte!“ Mit gehobenem Herzen schritt ich neben dem Vater weiter, die Heimat glänzte im Sonnenschein wie verklärt vor mir, meine ganze Zukunft erschien mir in gleich heiterer Verklärung und ich schwur mir hoch und theuer, an die väterlichen Worte zu denken in jeder Lage des Lebens, bei jedem Entschlusse, der eine wichtige Wendung meines Schicksals zur Folge haben müßte! . . .

Denselben Tag noch wurde auch die Mutter verständigt, daß ich hinsichtlich des geistlichen Standes andern Sinnes geworden; sie nahm die Botschaft ebenfalls gefassten Sinnes hin und machte dabei die bedeutsame Bemerkung: „Wir seh'n ja Tag für Tag, daß es auch Geistliche gibt, die nicht gottwohlgefällig sind!“ Mir war diese Äußerung unfaßbar, bis

ich erfuhr, was während der letzten paar Jahre in der Heimat vorgefallen war und bis in den Frieden meines Elternhauses ärgernisvoll hereingewirkt hatte!...

## 15.

**Ein Seelenhirt. Bersöhret. Froh hinan!**

Auf der Stelle der Kapelle des Schuldorfes war eine Kirche erbaut und für die umliegenden Dörfer ein Pfarramt errichtet worden. Für die Bewohner der Gegend war die neue Seelsorge eine große Wohlthat, da die frühere Pfarrkirche Rothensbaum bis anderthalb Stunden entfernt lag und bei schlechter Witterung, insbesondere in strengen Wintern, nur unter großen Leiden und Beschwerden erreicht werden konnte. Die pfarramtlichen Berrichtungen selbst waren großen Anstrengungen unterworfen und ließen eine neue Seelsorge als geboten erscheinen. Aber das Ausscheiden mehrerer Gemeinden hatte für das alte Pfarramt den Verlust vieler materieller Vortheile im Gefolge und das rief von Seite desselben Amtes einen heftigen Widerstand hervor, der nur beglichen werden konnte durch Regelung der pfarramtlichen Einkünfte, die nicht hinter den ursprünglichen Bezügen zurückbleiben durften. Dies geschah, während der Bau der neuen Kirche bereits rüstig gefördert und eine entsprechende Bestallung des neuen Pfarramts festgesetzt wurde. Beides — Bau der Kirche und Bestallung des neuen Pfarrers — geschah hauptsächlich durch die Beiträge eines Federhändlers, der, wie man sich erzählte, durch den Gewinn eines hohen Treffers der Lotterie ein reicher Mann geworden war. Dieser Spender, ein braver, bescheidener Mann, war unverheiratet und lebte im neuen Pfarrdorfe mit zwei ebenfalls unverheirateten Schwestern, die in ihren älteren Tagen einer starken frommen Schwärmerei nachhiengen. Bei der Wahl des ersten Pfarrherrn hatte der Spender so großer Summen für die neue Kirche natürlich eine entscheidende

Stimme, und diese Stimme wußten die frommen Schwestern so zu beeinflussen, daß ein Priester aus dem Gebirge, der im Rufe großer Strenggläubigkeit stand, als erster Pfarrherr berufen wurde. Diese Berufung schien einige Zeit die Erwartungen aller Pfarrkinder auf das Angenehmste zu erfüllen; der Pfarrherr war äußerst emsig in Erfüllung seiner Pflichten, spendete viele Almosen den Armen der Gemeinden, wußte gut und eindringlich zu predigen und war im Umgang mit den Orts-Vorständen und Bewohnern sehr zuvorkommend. In dieser trefflichen Führung trat indessen nach und nach eine ganz unliebsame Änderung ein. Den gottesdienstlichen Handlungen wurde eine Ausdehnung gegeben, die in die den Wirtschaften und häuslichen Berrichtungen gewidmeten Arbeiten sehr störend eingriff, den gottesdienstlichen Handlungen sollten nachmittags und abends fromme Übungen und Andachten in der Kirche und in jedem Hause folgen; in den Predigten mehrten sich Anspielungen auf Personen und Privatverhältnisse, die allgemein verständlich waren und die Betroffenen verletzten und empörten, die übrigen Bewohner verstimmten und besorgen ließen, daß sie selbst nicht sicher seien, nächstens in derselben Weise bloßgestellt zu werden. Bald stellte sich auch heraus, daß die Bewohner des Pfarramts nach einer unfasslichen und geheimen Beurtheilung in Gute und Böse, Gläubige und Ungläubige, Fromme und Unfromme eingetheilt und als solche behandelt wurden; ein förmliches System heimlicher Denunciation wurde eingeführt, bei welchem alte Weiber eine Hauptrolle spielten, aber auch Nachbar gegen Nachbarn, ja sogar, wie aus Beichtbekenntnissen bekannt wurde, Eltern gegen Kinder und Kinder gegen Eltern als Ankläger gezüchtet wurden. In den bisher im tiefsten Frieden untereinander und mit ihren Familien lebenden Dorfbewohnern brachen Zwistigkeiten aus und machten das Leben fast unerträglich. Das Beichten wurde zur Demonstration für die Rechtgläubigkeit; die sogenannten Frommen beichteten jede Woche und wurden feierlich communiciert; die als minder fromm Bezeichneten wurden auffallend

lange am Beichtstuhle festgehalten und dadurch den Pfarrkindern als große Sünder gekennzeichnet, wenn nicht gar zum großen Entsetzen der Betroffenen und deren Angehörigen von der folgenden Communion ausgeschlossen. So sahen sich Eltern vor ihren Kindern und Kinder vor ihren Eltern, Verwandten und allen Nachbarn öffentlich bloßgestellt. Unruhe, Unmuth, Ingrimm nahmen reißend überhand und die herbsten Ausbrüche des Unwillens wurden nicht mehr zurückgehalten. Ein großer Theil der angesehensten Männer besuchte den Gottesdienst nur noch in entfernten Kirchen und wählte zu Beichtvätern die Priester entlegenster Gotteshäuser. Aber wie in allen zum Außersten getriebenen Fällen brachte auch hier ein kleines Ereignis die Spannung zum Übermaß und zum Bruch. Eines Sonntags während der Predigt hatte einer der geachtetsten Männer des Pfarrdorfs, ein leidenschaftlicher Schnupfer, das Bedürfnis, sein Sacktuch zu gebrauchen. Sachte, um nicht zu stören, zog er sein großes blaues, roth gepreiteltes Sacktuch aus der Tasche, entfaltete es, sah eine Weile, wie es bei Landleuten üblich ist, stumm und bedächtig herum und wollte es langsam nach dem Gesichte führen, als der Pfarrer sich in der Predigt unterbrach, mit dem Finger nach dem Nichtsahnenden zeigte und ihn so apostrophierte: „Ist das die schuldige Ehrfurcht vor Gott und die Achtung vor dem Priester, der das Wort Gottes verkündigt, daß Er seine Taschenschnuppe prahlerisch ausbreitet und wie eine Merkwürdigkeit der Gemeinde hinhält und ihre Andacht und Aufmerksamkeit stört? Hinaus mit solchen Sündern aus der Mitte der Gläubigen! aus den heiligen Räumen des Gotteshauses!“ Die ganze Versammlung der Kirche blickte nach dem so Überfallenen, dieser selbst stand einige Augenblicke wie gelähmt — dann presste er krampfhaft sein Sacktuch zusammen, wehte zweimale heftig gegen die Kanzel hin, als wolle er lästig in die Augen beißenden Staub wegscheuchen, drehte sich um und verließ langsam, aber scharf auftretend, die Kirche. Draußen hielt er einige Augenblicke stille, gebrauchte heftig schnarrend das Sacktuch und wendete

sich nach der Sacristei, in welcher der Geistliche nach der Predigt erscheinen mußte. Aber schon waren ihm zwei befreundete Nachbarn nachgeschlichen, die seine Absicht errathen hatten, nahmen ihn fest zwischen ihre Arme und führten ihn nach seinem Hause, wo sie eine Unterredung hielten, die den Ausgangspunkt einer Bewegung bildete, an die sich die angesehensten Männer der Gemeinden angeschlossen und die auch endlich von entscheidendem Erfolge war. Beschwerdeschriften giengen an das Vicariat, an das Consistorium, an den Bischof und an die politischen Ämter ab, in Folge deren Commissionen an die Pfarrgemeinden abgesendet, Vernehmungen abgehalten, Drohungen und Warnungen versucht wurden, und da dem einmal in Bewegung gerathenen Volke damit nicht beizukommen war, erschien der Bischof selbst, um zu hören und zu helfen. Gewaltigere Dinge waren einem Oberhirten wohl selten zu Ohr gekommen, und der Bischof verließ die neue Pfarre mit dem Entschlusse, den so schwer verklagten Seelsorger abuberufen und ihn durch einen ruhigen, verständigen, seinem Amte würdig vorstehenden Nachfolger zu ersetzen. Dies geschah auch bald darauf; der Abberufene wurde zum bischöflichen Rath ernannt und seinem Nachfolger gelang das löbliche Werk: durch geschickte Mäßigung und durch heilsamen Gebrauch der geistlichen Berufs- und Amtsmittel den Frieden und die Ruhe im Ganzen wieder herzustellen . . .

Unter den noch fühlbaren Nachwirkungen dieses Ereignisses hatte ich die Eltern daheim getroffen und ihnen dankte ich die entgegenkommende Stimmung derselben, da sie es nun vorzogen, ihren Sohn irgend welche ehrliche weltliche Stellung erringen, als im geistlichen Stande vielleicht den Erwartungen nicht ganz entsprechen zu sehen, die man im Volke von diesem Stande hegte und heilig hielt. Ich bekämpfte zwar die Ansicht der Eltern, daß ich im geistlichen Stande eine der Würde und den Pflichten des schönen Amtes entsprechende Führung irgendwie außer Achtung gelassen haben würde, aber ich räumte doch ein, daß ich bei meiner Vorliebe für ein



weltliches Amt dieses mit größerem Eifer und rühmlicheren Erfolgen zu vertreten gedenke. Damit wurden wir Eines Sinnes und erwarteten nun die Zukunft mit jener glücklichen Zuversicht, die nur Gutes und Erfreuliches voraus zu verkündigen pflegt . . .

Die folgenden Tage und Ferienwochen zählten zu den schönsten und seligsten Zeiten, die ich während meines Lebens zwar selten genug, aber dann auch im tiefsten Grunde meines Herzens genoss.

In schwärmerisch-saufter Stimmung durchstreifte ich die Heimat, begrüßte alte Leute, die ich kannte, jüngere Leute, die inzwischen aufgewachsen waren, erschien bei der Ernte auf den Feldern, mitten unter Knechten, Mägden und Geschwistern bei Tisch, nahm die Einladungen des Försters an, um in den herrlichen Heimatswäldern heiter und erquickt herumzuschweifen. Die Zukunft lag rosig vor mir, wohin ich blickte, sah ich, wie die Kinder sagen — Gold, Herz und Vernunft giengen Pläne schmiedend und Hoffnungen belebend, Hand in Hand. In solchem Glück und in solchen Träumen näherten sich die Ferien ihrem Ende, die Rückreise wurde angetreten, um in Wien das neue Leben freudig zu beginnen . . .

## 16.

**In fernem Walddorfe. Neue Versuchsbahnen. Zeitgenossen.  
Adalbert Stifter. Friedrich Halm.**

Da ich vor Ablauf der Ferien nach Wien zurückgekehrt war, wanderte ich sogleich nach dem schönen, damals noch aus einfachen Bauernhütten bestehenden Walddorfe Kaltenleutgeben, wo meine gütige Beschützerin, Frau v. Planer, mit ihren Kindern bescheidenen Aufenthalt genommen hatte, um ihrer und der Gesundheit ihres Sohnes Theodor den Genuß kostbarer Land- und Waldluft zu verschaffen. Auf beide Patienten hatte der Aufenthalt bereits sehr heilsam gewirkt und

wir durften uns auf den heitersten, wenn auch nur kürzeren Ausflügen ergehen. Mit den Böglingen hatte ich bald auch anregende Spiele und Affairen vor, ein entdecktes, reichbewohntes Wespenlager am nahen Bachufer, das wir mit großer Tapferkeit bekämpften und, obwohl vielfach verwundet, mit Steinen und Rasenstücken endlich ganz überwältigten und unschädlich machten.

Gegen Ende September begann der Rückzug nach Wien und unsere städtische Einordnung in Familie, Geschäfte und Schulen. Die Böglinge rückten je eine ihrer Classen höher hinauf, Freund Theodor, wieder frisch und kräftig, war nun seinen Lieblingsstudien, Gesang und Malerei, ganz hingegeben und ich suchte meine juridischen Hörsäle auf.

Meine Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde“ hatten inzwischen in Oesterreich und Deutschland zahlreiche aufmunternde Besprechungen erlebt und einige jener Verleger in Wien, welche mich bei meinen ersten Verlagswanderungen unbeachtet gelassen hatten, erwiesen mir nun die Ehre, mich um ein neues Manuscript für ihren Verlag zu ersuchen.

Eine Nachricht aus Berlin erregte mir eine ganz besondere Freude.

Einer unjerer literarischen Freunde, Dr. Adolf Wiesner, hatte eine Studienreise nach Deutschland unternommen und war auch nach Berlin gekommen. Unter den damals in Berlin lebenden Berühmtheiten besuchte er auch Jakob Grimm, auf dessen Arbeitstische er meinen Band „Aus dem Böhmerwalde“ fand. Als Jakob Grimm hörte, daß der eben vorschprechende Fremde aus Oesterreich, aus Wien komme, griff er freundlich lächelnd nach meinem Bande und sprach sich auf das Anerkennendste über die Schilderungen desselben aus. „Wieder eine willkommene Entdeckung aus unserm geliebten Volksleben,“ sagte er, „mich freut es besonders, daß die Gabe von einem jungen Oesterreicher kommt. Grüßen Sie ihn, wenn Sie nach Wien zurückkommen!“ Freund Wiesner meldete mir die erfreuliche Nachricht nicht erst bei seiner Rückkehr

nach Wien, sondern beglückwünschte mich schon brieflich aus Berlin, indem er hinzufügte: „Beneidenswerter Freund, dessen Name bereits rühmlich im Umlauf ist, während er ruhig daheim sitzt und ungestört seinen literarischen Arbeiten lebt!“

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich in den Kunst- und literarischen Kreisen Wiens damals machte, befand sich vor allen die Adalbert Stifters, des Verfassers der ausgezeichneten „Studien.“ Stifter, der als vortrefflicher und hochgebildeter Mann zuerst mit leidenschaftlicher Vorliebe sich der Malerei gewidmet und in dieser Kunst auch wohlausgeführte Bilder vollendet hatte, war erst jetzt zur Entdeckung seines noch bedeutsameren Schriftsteller-Talentes gekommen und stieg in Folge seiner veröffentlichten „Studien“ rasch im Ansehen und in der Verehrung des Lesepublicums. Anmuthend und anregend, wie seine literarischen Arbeiten, waren auch die geselligen Eigenheiten des vortrefflichen gemüthvollen Mannes und wo Stifter nicht fehlte, da war man der heitersten und anregendsten Unterhaltung gewiß oft bis in die spätesten Stunden der Nacht.

Gleichzeitig mit Stifter lernte ich einen jungen Mann kennen, der mit seinen literarischen Arbeiten, meist Novellen, noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen, wohl aber in geschlossenen Kreisen durch Vorlesung seiner Arbeiten bekannt und geschätzt worden war. Er hat sich später einen bedeutenden Namen erworben als Reichstagsabgeordneter und auch als Schriftsteller. Dies war Alexander Schindler. Durch die langen Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit den liberalen Principien treu, hat er während der heftigsten parlamentarischen Kämpfe tapfer, geistreich und witzig gegen die vielnamigen Gegner gestritten, insbesondere gegen die ultramontanen Kämpen, allen voran gegen den rüstigsten derselben: Vater Greuter aus Tirol. Seinen am Ende seiner parlamentarischen Laufbahn schwer angegriffenen Namen hat Schindler durch Veröffentlichung trefflicher literarischer Arbeiten wieder aufzufrischen gewußt; diese dürfen zu den besten novellistischen Leistungen der deut-

schen Literatur gezählt werden. Als witziger, anregender Gesellschaftler und schlagfertiger Debatter in literarischen Kreisen war mir Schindler schon in seinen jungen Jahren aufgefallen und wir standen uns nahe bis zu seinem sechzigsten Lebensjahre, wo er einem hartnäckigen Nervenleiden erlag.

Aus der Menge junger strebsamer Leute begannen damals bereits als bedeutzamere Charakterköpfe aufzutauhen: Ferdinand Kürnberger, Anton Langer und Eduard Mauthner. Unsere anfangs nur flüchtigen Beziehungen wurden später, besonders zwischen Mauthner und Kürnberger und mir, andauernd fortgesetzt; doch blieb mein literarischer und später auch politischer Verkehr hauptsächlich auf die jungen Freunde beschränkt, die sich täglich im Caffé Geringer einfanden, zu denen bald auch J. N. Berger (der spätere Minister) und Johannes Landesmann (Hieronymus Vorm) gehörten.

Die Fortsetzung meiner akademischen Studien, die Erweiterung meines Verkehrs mit hochgebildeten Männern mannigfacher Berufsclassen und der andauernde Eifer im Studieren und Lesen hervorragender Werke der Kunst, Literatur und Geschichte führten mich nun auch oft in den Lesesaal der Hofbibliothek, wo ich in Folge überanstrengender Bemühungen einigemale sehr merkliche und von der Natur wohlgemeinte Winke erhielt, meinen Eifer zu mäßigen, indem mich während des Studiums heftiger Schwindel ergriff und mich zwang, den Lesesaal zu verlassen . . .

Die wohlthätige Erweiterung meiner geselligen Beziehungen zu Familien, die in guten Verhältnissen lebten und nach Wiener Art gar reichliche Unterhaltungen boten, trug viel dazu bei, mich vor einer bedrohlichen Einseitigkeit meines Lebens zu bewahren; namentlich war ich so glücklich, in dem Planerischen Hause selbst die angenehmste Gelegenheit zu munteren Zerstreuungen zu erhalten, indem die Vorlesungen und die Besuche der Theater fortgesetzt, im Winter aber häufige und höchst vergnügliche Tanzvergünstigungen veranstaltet wurden. Jeden Monat gehörte ein ausgiebiger Besuch der Ge-

mähdgallerie im Belvedere zur Ordnung meiner Zeiteintheilung . . .

Wohin mich mein Drang zu schaffen endlich hauptsächlich führen würde, wollte mir gar lange nicht ganz klar erscheinen. Kleine volksthümliche Geschichten mit charakteristischen Schilderungen zogen mich wohl zunächst an, befriedigten aber meine Schaffensliebe weitaus nicht genug. Die Lyrik, die ich in den Meisterleistungen unserer Dichtergrößen mit Begeisterung genoß, zog mich auch nicht andauernd genug zu Versuchen dieser Art hin. Dagegen erwachte der Drang, in dramatischer Form zu schaffen, sehr bald übermächtig und keine geringeren Muster als Schiller und Shakespeare, insbesondere Dostoevski, dessen tragische Hauptwerke bei den Aufführungen im Hofburgtheater alles überboten, schwebten mir zur Nachbildung vor. Natürlich fielen diese dramatischen Versuche übel genug aus und ich lernte daraus wenigstens erkennen, daß es verwegend und vom Übel sei, die schwerste poetische Kunstform, das Drama, schon in früher Jugend bemeistern zu wollen.

Dieser Einsicht ungeachtet wurde es mir sehr schwer, von dramatischen Versuchen ganz abzulassen, namentlich angesichts des Erfolges eines bis dahin noch unbekanntes Dichters, Friedrich Halms, dessen Drama „Grifeldis“ recht zeitgemäß in die damals herrschende, weiche, weltchmerzliche Stimmung mit größtem Erfolge einschlug, wobei zwei berühmte Hofschauspielerkräfte, Ludwig Löwe und Frau Julie Rettich, sich außerordentlich auszeichneten. Der Enthusiasmus insbesondere der Frauenwelt für „Grifeldis“ riß auch mich hin und eine Strecke weit mit, so daß ich meinen dramatischen Idealen eine Weile entriekt und zu der neuen, Gemüth und wohlklingende Verse vorwiegend pflegenden Dramatik hingezogen wurde.

Eine dramatische Arbeit dieser Richtung, ein Fragment: „König Manfreds Kinder“, wurde in einem Wohlthätigkeits-Album abgedruckt und erregte in weiteren Kreisen freundliche Aufmerksamkeit; ein angenehmer Zufall wollte sogar, daß mir infolge dieser Aufmerksamkeit der Nuthheil einer Erbschaft zu-

fiel, die ein Freund der Literatur bei seinem Tode für junge aufstrebende Dichter und Schriftsteller bestimmt hatte. Friedrich Palm, der Dichter der „Griseledis“, hatte über die Vertheilung der namhaften Summe zu verfügen und Adalbert Stifter erwies mir den Freundschaftsdienst, mich für die Betheiligung vorzuschlagen. Der Betrag, den ich erhielt, war für meine Verhältnisse namhaft und beglückte mich in hohem Grade; ich beschloß, behufs meiner Dankagung den Dichter Palm (Baron Münch-Bellinghausen) persönlich aufzusuchen und so dessen Bekanntschaft zu machen.

Münch-Bellinghausen führte damals, wenn ich nicht irre, den Titel Regierungsrath und hatte sein Bureau in einem alten Hofgebäude der Schauflergasse, wo er auch Besuche zu empfangen pflegte. Hier wollte ich ihm ebenfalls meine Aufwartung machen und meinen Dank sagen; allein als ich durch das enge Hausthor getreten und eine Treppenabtheilung hinaufgestiegen war, überfiel mich jene Schüchternheit, die mich so oft im Leben von entschiedenen Schritten abgehalten hat; ich kehrte wieder um und verließ das Haus mit dem bei solchen Gelegenheiten immer wiederkehrenden Gedanken, daß ein junger Mann sich nur nach anerkannten würdigen Leistungen berühmten Größen der Zeit zu nähern unterfangen dürfe. . . Wundersame Fügungen des Schicksals! Fünfundzwanzig Jahre später trat ich täglich durch das enge Thor desselben grauen Hauses und stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf, wo sich das Bureau des General-Intendanten der k. k. Hoftheater — des Barons Münch — befand; ich hatte als Directions-Secretär des Hofopertheaters und als persona grata des Dichters unangemeldet Zutritt und amtlichen Vortrag. . .

## 17.

## Im ersten Morgenroth des „Völkerfrühlings“.

Überblicke ich hier von der sonnigen Höhe jener Tage und Jahre, in denen ich lebte und strebte, meine Geschicke, so

sehe ich zwei wirksame Factoren, die meine Lebenswege zu bestimmen theils sichtbar und ermunternd, theils unsichtbar und scheinbar verworren geschäftig waren: meine ideal-regsame Jugend und ein aus geheimnisvoller Höhe herab fassendes und sachte lenkendes Wesen, das man Gott, Schicksal oder Bestimmung nennen möge. Wenn der erste dieser Factoren irrte und infolge einer Heimsuchung muth- und rathlos wurde, trat der andere in wunderbarer Weise ein und führte aus Nacht und Dickicht auf lichte wohlgebahnte Wege. Meine Studien fortzusetzen, am Kanzleitisch meines Chefs redlich meine feste und gute Existenz zu finden und meinem ruhelos sehnennden Herzen die Erfüllung des heißesten Wunsches zu erringen, war der klare und unumstößliche Vorsatz meiner Jugend; und nebenher in Literatur und Poesie etwas Tüchtiges mit Feuereifer zu erstreben, war der tiefste Trieb meiner Seele. Inwieferne meinem Wunsch und Streben die Wege geebnet oder durchkreuzt wurden, wie oft schwere Bedrängnisse mich erfassten und dem sichern Untergange zuzuführen drohten, bis die milde unsichtbare Hand aus geheimnisvoller Höhe mich rettend faßte und tröstend sicher stellte, dies soll in den nachfolgenden Blättern, die ich meinem Leben widme, treu und lebhaft, mit bitterm Ernst und, wo es sich empfiehlt, mit entsprechendem Humor zur Berichterstattung gelangen. Und hier muß ich, da die Wege meines Lebens durch ein Weltereignis giengen, diesem selbst, seinen Zeichen und Andeutungen, eine Weile den Vorrang gewähren, um so mehr als meine Erlebnisse jener Tage durch diese scheinbare Abirrung ihre richtige Beleuchtung und Ergänzung gewinnen . . . Von dem Kreise junger strebsamer Geister, die sich täglich im Caffé Geringer zusammenfanden, habe ich bereits erwähnt; der Anregungen, die von diesem Kreise ausgiengen, besonders wissenschaftlicher und literarischer Art, habe ich bereits gedacht; — wenn ich nun der politischen Einflüsse und Belebungen ausführlich gedenke, die in diesem Kreise mit wachsendem Eifer, je näher das Weltereignis, von Frankreich ausgehend und ganz Europa durch-

rasend, in Umlauf gesetzt wurden, so habe ich die richtige und bedeutungsvolle Fährte gefunden, auf der ich meinen Lebensbericht treu und bedeutsam fortsetzen kann . . . Der Zeitströmung entsprechend waren unsere Cafféhaus-Besuche endlich fast ausschließlich politischen Tagesfragen gewidmet; unser Tisch in der großen Fensternische war zum jung-österreichischen „Nütli“ geworden. Wir kamen wohl nicht zusammen unter dem Schutze romantischer Schauer der Nacht; auch nicht in seltsame Mäntel gehüllt und breitschirmige Hüte „tief in den Augen“ — bei unsern Versammlungen leuchtete der helllichte Tag, unser Anzug war die ehrsamste, polizeilich ganz unbeanständete Bürgertracht und die Zeit, in der wir uns fanden, pflegt der Phantasie keine Congestionen zu bereiten: es war in der Zeit zwischen dem „kleinen Schwarzen“ nach Tisch und der Pause „Melange mit Milchbrot“. Wenn Etwas auffallen konnte, so war's vielleicht ein idealer Abglanz auf Stirn und Wangen; gewisse, frisch und froh in die Welt blickende Augen; auch mochte das oft vorkommende Zusammenstecken der Köpfe, wenn etwas der jungen geistigen Gemeinde besonders Nahegehendes und für hohlohrige Horcher nicht Geeignetes vorgebracht wurde, dem miselichtigen Geberdenspäher des Gesetzes Anlaß zu Bedenken geben. Doch hatte Das — so weit waren wir nach Scholz schon in der Wurzel verdorben — für uns nur etwas Schmeichelhaftes, denn es thut jungen Gemüthern wohl, zur Zeit, wo sie eben in lenzhaftem Freiheitsauschlagen sind — um frühlingmäßig zu reden — von einem Staat wie Osterreich, das damals noch hochmaßgebend war unter Metternichs „weiser und machtvoller“ Leitung — beachtet, beobachtet, vernadert zu werden. Hatte also unser jung-österreichisches Nütli nach außen keinerlei romantischen Aufputz, so war auch von keinem feierlichen Schwur bei Facelschein und Schwertertanz wie bei dem Schweizer Hirtenvolk die Rede. Ein jeder von uns trug seinen Schwur in Form von wackeren Grundsätzen im Busen. Diese Grundsätze — nach Ansicht modernster Staatsweiser nur Bakterien



für Verjeuchung von Staaten und Völkern — waren: Österreich, das Gott erhalte! mächtig, verjüngt als freisinniger Verfassungsstaat; Österreich im Verbande mit Deutschland, das wir nicht entbehren können und das unserer bedarf; Bewunderung und Nacheyerung der deutschen Wissenschaft; Bewunderung der deutschen Poesie in ihren erhabensten Vertretern und Nacheyerung aus allen Kräfte; glühende Huldigung den Künsten und rege Pietät und Verehrung für alle, die in irgend einer Geistesrichtung Gutes und Großes geschaffen. Als eines Tages Dies und Ähnliches von einem unserer glühendsten Kütlianer hinreißend vorgetragen wurde, während wir Kopf an Kopf, in die Fensterische nächst der Credenz zusammengedrängt, horchten, wurden wir durch einen eigenthümlichen Zwischenfall gestört, gerührt, ergriffen. Der Caffewirt hatte ohne Wissen der Gäste an einer entfernten Wand des Saales einen Ver-schlag mit Spieluhr anbringen lassen, die nun ihr erstes Stück aufspielte, eine Art Jubel-Duverture, die zu unserer Stimmung vortrefflich paßte. Ubergläubisch, wie der Mensch schon ist, nahmen wir die Sache als glückliche Vorbedeutung und blieben der Spieluhr immer wohlgeneigt, ob sie auch gar oft eine Melodie anschlug, die zu unserer Stimmung und Gedankenrichtung gar nicht paßte. So hat sie später bei der Nachricht: „Paris in Aufruhr, Louis Philipp gestürzt und entflohen!“ lustig aufgespielt: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!“ Damit hatte es aber noch gute Weile; Staaten und Völker gehen nicht so rasch und leicht aus verrotteten Zuständen in gesunde, vernünftige über; der Weg führt nicht eben und über sonnenbeschienene Wiesenflächen zum Bessern. . . Also hatten wir noch Jahre lang Zeit, uns in Geduld zu fassen, unsere Grundsätze abzuklären und zu vertiefen, unser Wissen zu erweitern und unser Können zu erhöhen. Unentwegt richteten wir unsern Blick nach allem, was uns geistig fördern und einst würdig einführen sollte in die über allem hochragende Gemeinschaft jener Auserlesenen, die im Staatsleben, in Wissenschaft und Kunst

— aber auch im Leben als reine Geister und Charaktere sich bleibend hervorgethan haben. Es war eine schöne, fördernde, liebenswürdig-mackere Zeit. Wir liebten die Welt, die Menschheit; auch der socialen Ordnung wurde manchmal ahnungsvoll gedacht; dieser socialen Ordnung sollte durch mählig ehrsliche Reformen unablässig zum Bessern verholfsen werden, bevor sich die Übel nach innen schlugen und nur durch Feuer und Schwert geheilt werden konnten. Aber so jung wir waren — das sahen wir bereits klar und deutlich ein: der socialen Ordnung ist nur zu helfen auf Grundlage eines freiheitlich organisierten und von freiheitlich gesinnten Männern geleiteten Staatswesens. In summa: Lernen, Bewundern, Lieben gehörte in erster Reihe in den Coder unserer Grundsätze. Daher liebten und bewunderten wir, insbesondere in Poesie, was ältere heimische Autoren, wie Grillparzer, Grün, Bauernfeld, Lenau zc., geleistet hatten; nicht in Gegensatz zu ihnen, die im Café Neuner ihren Sammelpunkt hatten, wollten wir in jugendlicher Selbstüberhebung uns stellen, im Gegentheile suchte jeder von uns die ältern Meister pietätvoll auf, um ihnen ehrlich zu huldigen und von ihnen aufrichtig zu lernen. Zugleich suchten wir außerhalb unsers geschlossenen Kreises auch in der Ferne nach jüngern Gleichdenkenden und Gleichstrebenden, die später in unseren Kreis ständig eintraten oder in demselben gelegentlich hospitierten.

Man hat die Zeit, in der wir damals lebten und strebten, den „Völkerfrühling“ genannt und traf mit dieser Bezeichnung ganz das Richtige, indem damals alle Völker, insbesondere jene Osterreichs, durch die Beseitigung der erbärmlichen Schranken des Polizeistaats Licht und Luft zu gewinnen hofften zu freier, natürlicher und vernunftgemäßer Entwicklung geistigen und öffentlichen Lebens. Unser Rütli galt also in seiner harmlosen Verbrüderung nicht sowohl einem gewaltsamen Umsturz der Verhältnisse als der Anbahnung von Reformen zur Verjüngung Osterreichs, das wir liebten. Gewiss war es eine Täuschung, diese Umgestaltung so ohne tiefe Erschütterungen

zu erwarten, aber es war eine Täuschung, die ehrenvoller war als die trostlos bornierte Staatsweisheit, die unentwegt am alten Principe festhielt, immer nur vom „unreifen Volke“ sprach und „sich nichts abdringen lassen wollte“ . . .

## 18.

### Risse und Sprünge im Staatsbau. Trema Byzanzio. Flucht. In Ungarns Freiheit.

Wenn ein altes Wohnhaus baufällig wird, so hört man es bei Tag und Nacht unheimlich knistern, von den Plafonds lösen sich Kalksplitter, die Wände erhalten feingeäderte Sprünge und endlich ganze Risse. Ist die Bauleitung eine richtige und fürsorgliche, so wird sie den warnenden Anzeichen nachgehen, weiteren Gefahren vorbeugen, die Parteien rechtzeitig delogieren, auf die Demolierung des unhaltbaren Hauses dringen und einem festen Neubau Raum schaffen. Der ganze Staatsbau Oesterreichs war unhaltbar geworden; jedes offene Auge sah es; jedes obachtvolle Gehör vernahm bei Tag und Nacht das unheimliche Knistern, die feinädbrigen Sprünge reichten von der Decke bis zum Fußboden und erweiterten in den Fundamenten sich zu förmlichen Rissen. Man bat, man warnte, und insbesondere die Tagesliteratur, soferne sie im Ausland sich hörbar machen konnte, wies auf die Gefahren hin, welche für den Staat in den bösen Anzeichen lagen. Ignaz Kuranda, einer unserer „Gyternen“, hatte seine Heimat verlassen, um in seinen „Grenzboten“ die Stimmen der wackern Warner zu vermehren. Was half es? Erst recht nichts. Ein von so weisen Händen gefeierter Staatsbau durfte nicht knistern („Man knistere nicht!“). Eine so solide Staatswand, wie sie Metternich gegen Bildung und Fortschritt aufgerichtet hatte, durfte keine Risse und Sprünge erhalten („Man springe nicht!“). Man überpinselte jeden feinen Riss heimlich mit polizeilichem Präventiv-Mörtel, schaffte neue Maulkörbe an und füllte das blöd-

sinnig-giftige Ungeheuer „Censur“ zu einem für jeden lebensfähigen Geist geradezu mörderischen Ungethüm. Was Wunder, wenn sich endlich auch die sprichwörtlich gewordene österreichische Gemüthlichkeit auf die Hinterbeine stellte, Keile in die alten Staatswände trieb, daß sie bersten mußten und denselben großen Staatsweisen, der immer rief: „Man springe nicht —“ zu einem der behendesten „Entspringer“ nach England machte... Allein so weit waren wir in jenen Vorfrühlingstagen noch lange nicht. Wir schrieben damals erst 1844... Also denken wir uns eine Weile noch in die Banden der Censur! und halte man zu Gnaden, daß wir über diese alte, abgewirtschaftete Drude noch ein flüchtiges Wort verlieren — es wird uns eben nicht erspart, von ihr zu reden, wenn wir Dinge vorbringen und glaubhaft machen wollen, die ohne Bezug auf diese Geistesmörderin (und in Wahrheit Revolutionsstifterin) nicht faßbar gemacht werden können... Ich hatte frühzeitig, erfüllt von namenlosem Widerwillen gegen die Censur, den Entschluß gefaßt, nie eine Zeile dieser unwürdigen Geistes-Vormundschaft vorzulegen. That es eine Redaction, die einen Beitrag von mir bringen wollte, so konnte ich das nicht hindern; aber meine Manuscripte, die in Buchform erscheinen sollten, wanderten einfach ins Ausland, nach Leipzig. Als mein „Aus dem Böhmerwalde“ von dort nach Wien kam, ohne behördliche Bewilligung gedruckt, gieng es noch recht glimpflich ab; ein väterlicher Verweis und das Verlangen nach üblichen Pflichtexemplaren war alles. Letzteres wurde vom Verleger erfüllt; damit war die Sache abgethan. Fröhlich gieng ich an eine neue Arbeit; eine Volkserzählung ganz harmlosen Inhalts, welche ebenfalls in Leipzig in Buchform erscheinen sollte. An eine politische Anspielung wurde nicht im Entferntesten gedacht. Da geschah es, daß mich eine bezeichnende Heldenthat der Censur in wilde Aufregung versetzte. Der Dichter Carlopago hatte die Herausgabe eines poetischen Albums begonnen, für welches ich ihm auf seinen Wunsch eine kleine dramatische Arbeit zur Verfügung stellte. Der Stoff

war der spanischen Geschichte entnommen, politisch ganz unbedenklich und mit einer orientierenden Einleitung versehen. Diese Arbeit kam von der Censur in folgendem Zustand zurück. Die erklärende Einleitung und der wirksamste Theil des dramatischen Gedichtes waren gestrichen und am Schlusse stand der behördliche Bescheid:

„Omissis deletis imprimatur.“

Diese stupende Entscheidung machte mich sprachlos. Also, nachdem die erklärende Einleitung und die wirksamste Scene der Arbeit wegleiben würden, konnte das Übrige gedruckt werden. Die Bekannten und Freunde lachten; ich lachte endlich auch mit, aber eine kleine Emotion sollte der Censur gleichfalls bereitet werden. Ich durchflog meine neue harmlose Erzählung, brachte einige politische Floskeln darin an, darunter: . . . „und Metternich ist Minister; was will das sagen? Nichts für das Volk.“ Ich sah mit einiger Genugthuung voraus, wie der erschrockene Censor beim Anblick einer solchen Verwegenheit von seinem Sitz aufspringen und seinen geistigen Todtschläger, den Rothstift, schwingen würde. Ruhig packte ich mein Manuscript zusammen und schickte es nach Leipzig; es wurde „mit Vergnügen“ gedruckt und kam in hübscher Ausgabe, mit einigen Druckfehlern, aber sonst wohlbehalten nach Wien zurück. . . . Es dauerte auch nicht lange, bis ich merken konnte, es gehe etwas hinter mir, ober mir und um mich herum vor. Ich konnte wohl errathen, was es sein müge, wartete aber ruhig ab, was folgen würde. . . . Eines Nachmittags saß ich ruhig lesend in der Nische unsers Rütli-Cafés, als die Spieluhr ihr kollerndes Zeichen gab, das uns eine musikalische Nummer bevorstehe; dies kollernde Zeichen hatte viel Ähnlichkeit mit dem Rodeln und Brodeln eines Blähhalfigen, der nicht gleich die Sprache finden kann. Aber plötzlich brach durch und in herrlichem Fortissimo erscholl die Melodie zu: „Trema Byzanzio!“ Was? Sind Sie bei Trost, Gebatterin? dachte ich und blickte lächelnd nach der Uhr. Wer soll zittern? Byzanzio? Ich oder

der Staat? Wer von uns ruft es dem Andern drohend zu? ... Die Aufklärung folgte nur zu bald. Einige Freunde hatten erfahren, daß die Censurbehörde ihre Einleitungen treffe, mich wegen des doppelten Delictes: daß ich ein Manuscript ohne väterliche Bewilligung habe drucken lassen und daß in diesem Manuscripte eine anzügliche Stelle gegen den allmächtigen väterlichen Staatskanzler enthalten sei — mich ernstlich ad coram zu nehmen. Die erste Nachricht wurde mir zutheil, während die Spieluhr noch ihr „Trema Byzanzio!“ donnerte.

„Was willst du thun?“ fragte der Freund.

„Still sein und Almosen geben.“

„Du wirst große Unannehmlichkeiten haben!“

„Dafür geht's andern Leuten um so besser!“

„Scherz bei Seite, du solltest seh'n, wie du den Unannehmlichkeiten entgehst!“

„Sie dürfen mich nur in Ruhe lassen, und ich bin vor ihnen sicher!“ . . .

Ein zweiter und dritter Freund kam hinzu und half in mich dringen, die Procebur nicht abzuwarten und Anstalten zu machen, daß ich „nicht gefunden“ werde.

„Nein!“ sagte ich, „da würde ich nur ein drittes Delict auf mich laden — daß ich mich meinem ordentlichen Richter entzogen habe!“

Dies wußten die Freunde zu entkräften. Man gab mir den wohlgemeinten Rath, nach Pressburg zu fahren, dort pro forma den Sitzungen des ungarischen Landtags beizuwohnen und als Berichterstatter für ein Wiener Blatt zu fungieren. Eine gerichtliche Vorladung war mir noch nicht zugekommen, also könne auch von einem Entziehen der Verantwortung nicht die Rede sein.

Ungern — aber doch endlich, das Wohlmeinende des Rathes einsehend, gab ich nach.

Die Freunde empfahlen mich dem Redacteur Dr. Adolf Neustadt in Pressburg, der die „Pressburger Zeitung“ mit der „Pannonia“ redigierte. Also wurde mein Känzel geschnitten;

mit einem Stellwagen bis an die ungarische Grenze gefahren, dort rechtzeitig, um der Passrevision zu entgehen, ausgestiegen, über die Grenze gewandert und „auf dem Boden der Freiheit“, in Ungarn, wieder in den Wagen gestiegen . . .

Nun war ich frei — aber auch Flüchtling — und Märtyrer!

Es ist unglaublich, wie sensitiv damals bereits die öffentliche Meinung war, ohne es viel merken zu lassen. Wer aus irgend einem Anlaß infolge der jetzt kaum mehr faßbaren kleinen Staatsrancüne litt oder zu leiden schien, wurde populär, erhielt in aller Stille Zeichen der Zuneigung und Aufmunterung. So erging es auch mir; — und dazu war ich in einem Lande, wo sich keine Polizei fühlbar machte, von einem Pass keine Rede war, überhaupt all' die kleinlichen Seccaturen des Polizeistaats, die den ehrlichen Menschen wund reiben, nicht zu erdulden waren. That mir Ungarns freiheitliche Luft sehr wohl, so hatte ich bald Ursache, meinen Freunden für den guten Rath zu danken, der mich großen und langen Quälereien entzogen und neuen, interessanten Erlebnissen zugeführt hatte. . . In Preßburg wurde ich bestens empfangen und untergebracht. Adolf Neustadt war die Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit selbst. Er räumte mir einen Theil seiner Junggesellenwohnung ein und sorgte wahrhaft brüderlich für jede Bequemlichkeit. Ich hatte Ruhe zu arbeiten; ich fand Gelegenheit zu geistigem Verkehr und fand ein Schauspiel vor, das mein lebhaftestes Interesse erregte. Dies bot der ungarische Landtag, einer der letzten in Preßburg vor 1848. Ein Deak (Bater), Cötövs (Bater), Kossuth und andere später berühmt gewordene Männer waren Mitglieder desselben. Ich war ein fleißiger Besucher der Sitzungen und erlebte dort Auftritte, welche später nur im deutschen Parlamente zu Frankfurt übertroffen wurden, wo die Paulskirche einen großartigern Schauplatz, die Zeit eine wildere „Massen-Leidenenschaft“ und die wenigstens viermal größere Abgeordnetenanzahl eine gewaltigere Menge der Streiter bildete. Im Preßburger Sitzungsaal waren die

sogenannten „Juraten“ (Rechtsbesessene in magyarischer Tracht mit Schleppläbellen) der eigentliche Chor der Rache. Die Gesinnung war natürlich ultra-magyarisch; überschwelligend von leidenschaftlichem Hass gegen Österreich. Die Abgeordneten, welche mäßig sprachen und in dem Verdachte standen, mit den leitenden Staatsmännern in Wien Fühlung zu haben, wurden mitunter auf eine unerhörte Weise mißhandelt. Man erhöhte und bedrohte sie während ihrer Reden im Sitzungssaal; man verfolgte sie vom Sitzungssaale bis zum Wagen, der sie rasch entführen sollte; man bewarf sie mit Schneebällen und bedrohte sie mit gezogenen Säbellen. Merkwürdig erschien mir die verhältnismäßig maßvolle Haltung und Sprache der berühmtesten Männer des Landtags und die Gemüthlichkeit, mit welcher einzelne derselben, nach erfolgreicher Rede, unter einem Sturm von Beifall auf ihren Sitz niedergelassen, mit ihren Nachbarn scherzten oder kindliche Possen trieben. So hatte sich einmal Deak nach einer berühmten Rede niedergelassen, als ihm der alte Götvös, der hinter ihm saß, von Zeit zu Zeit ein Papierkügelchen auf die Glase warf, worauf sich Deak immer, als verjage er eine Fliege, über den Scheitel fuhr, bis er hinter die Ursache der Belästigung kam, sich umsah und — die herzlich dargereichte gratulierende Hand des politischen Freundes faßte und schüttelte. . . Eine unvergeßliche Erscheinung in den Sitzungen war mir der damalige berühmte und allverehrte Palatin Josef. Eine höchst ehrwürdige Greisengestalt, mit weißem Haar und Schnurrbart, saß er immer unentwegt auf seinem erhöhten Platze und blieb am ruhigsten inmitten der allerschlimmsten Tumulte im Saale. Zeitweise ergriff er auch das Wort. Er sprach kurz, gedrungen, mit leiser zerschlossener Stimme und wurde mit andachtvoller Ruhe angehört. Dabei blickte er nur selten in den Saal, sein Auge ruhte auf dem Tische, der vor ihm stand und seine rechte Hand stach dabei mit einem halbgeöffneten Federmesser fachte in das Papier, das zu Notizen vor ihm lag. Palatin Josef war ein weiser Mann, ein Staatsmann ersten Ranges



feiner Zeit; er hat arge Conflictе zwischen der maßgebenden Regierung in Wien und Ungarn beizulegen verstanden und mit Recht hat ihm die ungarische Nation in Pest ein imposantes Denkmal errichtet... In persönliche Beziehungen trat ich außer mit Adolf Neustadt hauptsächlich nur mit drei jungen Männern, die in Pressburg noch ihren Lyceal-Studien oblagen: Adolf Dux, Sigmund Deutsch und — Leopold Kompert. Es war ein lieber, freundlicher Verkehr mit diesen jungen strebsamen Männern; sie hiengen wissenschaftlichen Studien ernstlich nach und trugen sich bereits mit literarischen und schöpferischen Plänen. Insbesondere war es Komperts Persönlichkeit und Geistes- wie Gemüthsrichtung, welche mich anzogen. Von Gestalt schwächlich, die Brust beinahe schwach gebildet, trug Komperts Gesicht doch bereits klare und festausgebildete Züge; das große dunkle Auge voll Milde und Licht, das alle Eindrücke rasch und ausdrucksvoll wiedergab, wurde mir ein Gegenstand angenehmer Betrachtung. Aus ihm sprach ein tiefes Gemüth, ein reger sinniger Geist. Wir fanden auch bald einen geistigen Berührungspunkt, der uns rasch und dauernd näher brachte. Hatte ich, von dem gesunden Boden meines heimatlichen Volkslebens aufbauend, die Grundlage gefunden, auf der sich eine frische, kräftige Literatur schaffen und weiter entwickeln ließ, so begann er eben, in richtiger Würdigung des dankbaren und ausgiebigen Stoffes, sein schöpferisches Auge auf das Volksthum seines Stammes zu richten, das er in den „Ghettos“ so ausgeprägt vorfand. Es bedurfte keiner weitläufigen Auseinandersetzungen, um uns zu verständigen und zu verstehen; Andeutungen und Winke genügten, uns fröhlich und folgenreich anzuregen. Was Kompert später auf seinem speciellen Gebiete geschaffen, ist heute jedem Freunde der Literatur bekannt und das dankbarste Publicum für seine ausgezeichneten Werke ist — sein eigenes Volk!... Unter solchen Umständen konnte es nicht anders kommen, als daß bei meinem Scheiden von Pressburg — Ende Winters 1844—45 — Kompert und ich als Freunde Abschied nahmen,

die wir auch geliebt sind, während unsers Lebens, in allen Lagen, Glücksfällen und Drangsalen . . .

## 19.

### Das verhängnißvolle Küchenmesser im Palais des Fürsten Metternich.

Der Winter gieng zu Ende und eine Art Vorfrühling regte mächtige Reiselust an. Zudem erwachte lebhaftes Heimweh nach Wien, nach den Freunden. Ich nahm also Abschied von meinem lieben Wirte, von Kompert und dessen Geistesgenossen und eilte heimwärts, Wien zu, wo ich in völliger Zurückgezogenheit unbehelligt leben und arbeiten zu können hoffte. Der Paßcontrolle entgieng ich wieder wie bei meiner Fahrt nach Preßburg und so rollte ich denn nach einigen Stunden durch die Straßen Wiens, und direct meinem Aghle Oberdöbling zu, wo mir die Familie des Hof- und Gerichtsadvocaten Ritter von Planer in ihrer Villa Unterkunft anbot und so die frühern unschätzbaren Wohlthaten um eine wichtige vermehrte. Ich fühlte mich auch glücklich in meiner Abgeschiedenheit, die ich nur einmal auf kurze Zeit verließ, um den Freunden in unserm „Mittli“ ein flüchtiges „Grüß Gott“ zu sagen. Als ich kaum in das Café getreten war, glaubte ich, die Spieluhr sei vor Freude wahnsinnig geworden; das Brodeln und Köcheln im Blähhals war mit der Zeit stärker geworden und schien das Spielen einer Melodie unmöglich zu machen; — aber es kam doch anders — ich bekam die Jubel-Duverture wieder zu hören wie aus den Tagen ihres ersten Debüts und mit den Worten: „Liebe, gute Freundin!“ nickte ich ihr gerührt zu. War diese Begrüßung wohlgemeint und glückverheißend, so folgte doch bald ein Ereignis, das in Anbetracht der damaligen Zustände meinem Leben eine unerhörte Wendung hätte geben können . . .

Mein guter Bruder, der vor Jahr und Tag als Mediciner am Josephinum als Oberarzt nach Galizien gekommen

war, sendete mir eines Tages einen Geldbrief mit zwei Stück Banknoten; die eine Banknote war bestimmt zur Rückzahlung an eine Landsmännin, die in der Küche des Reichskanzlers, Fürsten von Metternich, angestellt war, und für die andere Banknote sollte ich ein großes schönes Küchenmesser kaufen als Geschenk der Dankbarkeit für dieselbe Landsmännin, welche im Begriffe stand, sich zu verehelichen. Natürlich lag mir nichts näher, als den Wunsch meines Bruders rasch und pünktlich zu erfüllen. Ich eilte nach der Stadt, kaufte ein großes, blankes Küchenmesser und wanderte mit diesem und dem Briefe dem Ministerium des Auswärtigen auf dem Ballplaze zu, wo Fürst Metternich nicht bloß amtirte, sondern auch wohnte. Dem Vorfrühling war ein scharfer Nachwinter gefolgt und ich hatte daher einen Kragenmantel umgethan, hinter dessen Faltenwurf das Küchenmesser, in feines weißes Papier gewickelt, sich verbarg. Je näher ich dem Ziele meiner Wanderung kam, desto lebhafter traten mir die Bedenken vor Augen, die sich gegen mein Wanderziel erhoben. „Wenn“ — dachte ich — „ein böser Zufall es fügen sollte, daß . . .“ Ein leichtes Schauern rieselte durch meine Glieder . . . Wegen einer anzüglichen Stelle gegen den Reichskanzler war ich straffällig geworden, seit Monaten habe ich mich für die Behörde „unbekannt wo?“ aufhalten müssen, ohne Erlaubnis war ich „unbekannt wie?“ heimlich nach Wien zurückgekehrt, hatte „unbekannt warum?“ keine Wohnungsanzeige erstattet — und da kam ich nun — entsetzlich! — ganz unverfroren in einen Mantel gehüllt, ein blankes Küchenmesser unter dem Mantel — wohin? wohin? — in das Palais der Reichskanzlei, der Wohnung des Fürsten Metternich — desselben Fürsten Metternich, dessentwillen ich . . . Ich hielt einige Augenblicke inne . . . Sollte ich wirklich in die Höhle des Löwen? Sollte ich es in die Hand eines Zufalls geben, mich einem ungeheuerlichen Mißverständnisse auszuweihen, vielleicht in die Hände eines jener namenlosen Schandbuben zu gerathen, die vom Denuncieren und Verleumdern leben und sich um so wohler fühlen,

je zahlreicher diejenigen sind, deren Wohl und Zukunft sie zertreten helfen? . . . Ich lächelte — und schritt weiter. Es zählt zu den Großthaten des Polizeistaats, Furchtsame, Feiglinge zu machen. Ich schämte mich meines flüchtigen Zauderns. Der Schurke, der Heuchler ist vorsichtig; die Jugend, die sich einer guten natürlichen Handlung bewußt ist, geht flott ihres Weges. Zudem hatte ich denn nicht für alle Fälle die sprechendsten Beweise für meine gute Absicht in Händen? Da war der Brief meines geliebten Bruders; Legterer hatte freilich keine Ahnung, unter welch' bedenklichen Umständen ich seinen Wunsch in Erfüllung zu bringen hatte; da war die Landsmännin-Röchin, die ich persönlich kannte. Zudem wollte ich ja eigentlich nicht nach jenem Theile des Palais, wo des Fürsten Kanzleien und Wohnung sich befanden . . . Also giengs unbedenklich vorwärts. Nur um mich nach der Lage der Küche zu erkundigen, trat ich vom Ballplaze aus in einen Nebentract des Palais. Da ich nicht sogleich jemand begegnete, der mir Auskunft geben konnte, gieng ich ruhig weiter — einen kurzen Gang dahin — und glaubte rechts hinter einer Biegung der Wand Schritte zu hören. Als bald stand ich am Anfang eines langen Ganges, der rechtshin führte und — etwas unliebsam — von einer Schildwache, einem Grenadier mit Bärenmütze, beschriftet wurde. Hätte ich mich auch wieder zurückziehen wollen — es gieng nicht mehr — der Grenadier hatte mich bereits gesehen und wie ich zu bemerken glaubte, etwas unwirsch in's Auge gefaßt. Da half nur die vollkommenste Ruhe und Fassung. Um diese zu zeigen, beschloß ich die Wache anzusprechen und nach der Küche zu fragen, ward aber nach der Anfrage unwirsch angestiert und mit einem „Nix deutsch!“ abgefertigt. „So,“ sagte ich so harmlos als möglich, „da wird sie wohl dort in der Richtung liegen, die Küche,“ und wanderte den langen Gang unbehelligt weiter. Aber schon hörte ich wieder Schritte; und als bald trat ein Unterofficier aus einem Seitengang und kam mir geradewegs entgegen. „Haben Sie die Güte,“ redete ich den straffschreitenden Mann höflich an und

zog den Mantel fester über die Brust zusammen, „den Weg nach der Küche suche ich, der Küche Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich!“

„Des Fürsten Metternich?“ sagte der Mann in gebrochenem Ungarisch-Deutsch, und dabei sah er mich härbeißig vom Kopf bis zu den Füßen an.

Auf einmal blieb sein Blick starr am Ende meines Mantels haften, seine Hand streckte sich in derselben Richtung aus und zog den Mantel auseinander — da blickte die Spitze des Küchenmessers in hellem Glanze hervor, sie hatte sich durch das dünne Wickelpapier gestochen . . .

„Jetzt kommts darauf an, das man ein gemüthliches Wort mit ihm reden kann,“ dachte ich — war aber bereits beim rechten Flügel — heißt: an der rechten Schulter gefaßt und in Gilmarsch nach einem Officierszimmer in der Nähe geführt. Die Thüre aufstoßen, in gebrochenem Deutsch, in dem ein Wort über das andere purzelte, rapportieren, mich als verdächtig melden, war Eins, und dabei riß mir der Kabiater den Mantel auseinander und zeigte nach dem wahrhaft imposanten, nun zur Hälfte aus dem Papiere hervorragenden Küchenmesser . . .

Der Officier, ein kräftiger, noch junger Mann mit gutem intelligentem Gesicht, winkte mich näher, nahm mir das Küchenmesser unterm Mantel hervor, entblößte es ganz und stand auf. Ernst gemessen fragte er: „Was soll dies große Messer? Wohin wollten Sie damit? Wer sind Sie?“ Ich sah, das mit dem Manne zu reden sein werde, war also gefaßt und berichtete kurz und getreu die Wahrheit. Der Officier, ein geborner Egerer, wie ich bald erfuhr, besah das Küchenmesser, prüfte dessen scharfe Schneide und sagte dann:

„Da werden wir wohl am besten thun, wir lassen die Landsmännin-Köchin kommen, überraschen sie mit dem Geschenke und erreichen zweierlei: machen der Köchin eine Freude — ersparen uns ein langes Inquirieren.“

Er gab dem Unterofficier den Auftrag, die Köchin zu bitten, daß sie mit ihm nach dem Officierzimmer kommen möge — und setzte sich dann, als der Unterofficier fort war, wieder auf seinen Stuhl. Er legte das Messer quer über die Kniee, sah mich forschend an und sagte dann:

„Sie hatten mit dem Messer also nichts vor als es zum Präsent zu machen?“

Eine unwiderstehliche Versuchung zu einer heitern Anspielung überfiel mich und ich sagte lächelnd: „Vielleicht Eichorie auszustechen, wie der Diener Habakuk im Alpenkönig und Menschenfeind!“

Der Officier lachte hell auf.

„Eine kostbare Scene,“ sagte er. „Erst gestern hab' ich das Stück an der Wieden gesehen!“

Er winkte mir, mich zu setzen, stellte das Küchenmesser hinter sich in einen Winkel und blieb von nun an freundlich und heiter. Ich ließ ihn den Brief meines Bruders lesen und gestand ihm aufrichtig, wie lieb es mir sei, gerade in seine Hände gerathen zu sein, da unter andern Umständen . . .

Seine Stirne legte sich in Falten, dann sagte er ernst:

„Es sind schon geringere Anlässe gewesen, die über Einzelne und Familien ein unabsehbares Unglück gebracht haben. Es ist noch ein Glück, daß Sie sonst politisch unangefochten sind — wie ich aus Ihren Mittheilungen eben entnommen habe — und —“

Er konnte nicht zu Ende reden, denn die Landsmännin-Köchin kam mit dem Unterofficier und sah etwas betroffen drein, da sie noch keine Ahnung hatte, weshalb sie eigentlich vor den Officier gerufen worden. Eine angenehme Überraschung folgte. Ich erhielt das Wort; zeigte den Brief meines Bruders und überreichte die erwähnte Banknote — wurde aber dann von dem Officier unterbrochen, der das blinkende Küchenmesser hervorholte und mit der entsprechenden Erklärung überreichte. Eine Gratulation zur bevorstehenden Heirat wurde hinzugefügt. Die Landsmännin-Köchin war auf einmal glücklich.

„Nein,“ rief sie, das Küchenmesser schwingend, „es ist ein Glück, daß der Fürst noch nicht abgereist ist, sonst wär' auch ich nicht mehr hier!“

Und in köstlicher Redseligkeit theilte sie uns mit, daß der Fürst seit acht Tagen fortwährend eine dringende Reise antreten wolle und täglich durch wichtige Depeschen zurückgehalten werde —

„Heute,“ sagte sie, indem sie mit dem Küchenmesser einen Querschnitt durch die Luft machte, „ist er so hoch gesprungen, daß ihn eine Depesche gezwungen hat, noch zwei Tage da zu bleiben“ . . .

Ich empfahl mich dem wackern Officiere und dankte ihm für die menschenfreundliche und würdige Behandlung, empfahl der lustig gewordenen Köchin, ihren Zukünftigen ja nie mit der flachen Klinge des neuen Küchenmessers zu traktieren — und sah dann, daß ich weiter kam — aus der Stadt — in meine Döblinger Einsamkeit, die ich nicht sobald wieder zu verlassen gedachte . . .

## 20.

**Durch! Misslungen und doch gelungen. Jeremias Gotthelf.  
Berthold Auerbach. Vor dem Weltsturm.**

In mein Asyl in Döbling zurückgekehrt, hatte ich das Gefühl überstandener Gefahr wie jener Ritter des Gedichtes: „Der Ritt über den Bodensee“; nur wirkte dieses Gefühl bei mir nicht so jäh und stark, wie bei jenem Ritter, der in Ohnmacht fiel, während ich nach lebhaftem Schauer eine Art Wohlbehagen empfand, das meinem stillen Schaffen recht zustatten kam . . .

Das Frühjahr und der folgende Sommer ließen sich gut an und auch meine Arbeit rückte erfreulich vor. Damit stand ich aber wieder vor einer Frage, die fast einer Lebensfrage gleichkam. Mein neues Manuscript konnte und wollte

ich der Censur nicht vorlegen, aber ich mußte es verwerten, da es mir die Mittel zu leben schaffte. Schickte ich das Manuscript einfach, wie früher, nach Leipzig und kam es gedruckt in die Hände der Censur, so lag ein neues Delict vor und die Behörde mußte sich meiner wieder erinnern, wenn sie auch angesichts der frühern „Sachfälligkeiten“ ein Auge zudrücken wollte; und da sich ein solcher Fall jährlich ein bis zweimale voraussichtlich wiederholen mußte, so war es für mich ausgemacht, daß ich, wenn ich auch als noch so bescheidener Poet weiter wirken wollte, auf österreichischem Boden wenigstens so lange unmöglich war, als die Censurverhältnisse dieselben blieben. Mit schwerem Herzen, aber unentwegt beschloß ich in freiwillige Verbannung zu gehen und zwar nach Leipzig, um dort, gleich Herlossohn, Jakob Kaufmann u. A., stille zu leben und fleißig zu schaffen. Aber die Absicht war leichter gefaßt als ausgeführt. Einen Paß konnte ich nicht erhalten und das bloße Ansuchen darum hätte mich in die Hände derjenigen geliefert, die mich seit Jahr und Tag suchten und — wahrscheinlich absichtlich — nicht fanden. Wie also die Reise ausführen? Auch hierüber war leichter ein Plan entworfen als ausgeführt. Ich konnte ohne viele Schwierigkeiten bis Teplitz gelangen, von dort aus einen Ausflug nach den Grenzbergen unternehmen und von da aus „als Studiosus“ marschierend „den sächsischen Boden gewinnen“. War ich einmal so weit gekommen — so führten alle Wege nach Leipzig, dem damaligen Eldorado junger Oesterreicher. Gedacht, gethan. Ich begann die Reise in solcher Stille und Eiferthigkeit, daß ich nur meinen gütigen Wirten in Oberböbling Abo sagte. Vor Morgengrauen fuhr ich eines Tages zur Taborlinie hinaus, um ein anderes Land der Erlösung aufzusuchen . . .

Die Reise gieng glücklich vonstatten. Am Thore der Stadt Prag that es, wie jedermann bekannt war, ein Handgeld, um jenen gezählt zu werden: „die nicht da waren“, — und so gieng es von Prag aus alsbald weiter — zunächst den Heilquellen in Teplitz zu . . .



Ich kam in Teplitz abends und sehr müde an; verdächtige Anzeichen konnte ich nirgends entdecken, also beschloß ich, über Nacht zu bleiben und nächsten Morgens mit dem Frühesten nach der ersehnten Grenze zu eilen. In einem mir nicht mehr erinnerlichen Gasthause kehrte ich ein, mietete ein Zimmer und machte mirs bequem; aber ich fand doch keine Ruhe, bis ich einer Fahrgelegenheit nach der Grenze sicher war, von wo aus ich zu Fuße das gelobte Land betreten wollte. Ich verließ daher das Gasthaus, um die gewünschte Fahrgelegenheit zu suchen, fand eine solche, versicherte mich derselben, kehrte dann ins Gasthaus zurück, um ein frugales Nachtessen einzunehmen. Ich gedachte, während dies geschah, still bewegt aller Lieben in der Ferne, malte mir die Zukunft mit allen Verklärungsfarben aus und gieng dann mit ruhigem Gewissen und zufrieden zu Bette . . . Armes, argloses Menschenkind! Es wurde allerdings nach angenehmer, stärkender Nachtruhe Morgen, ein ausnehmend schöner Morgen — ich war bald munter auf den Beinen, kleidete mich vollends an, schnürte mein Hänzlein; — da — was sollte das sein? — Es klopfte.

„Herein!“

Ein Mann — Reisegefährte von gestern — bis an den Hals zugeknöpft, trat ein.

„Ei, Herr Reisegefährte, Sie sind's? Machen Sie die Reise nach dem Gebirge mit?“ rief ich.

Statt dem freundlichen Gesichte von gestern saß ein Gesicht mit steinernen Zügen auf dem Kumpfe des Mannes.

„Wir werden wohl beide hier bleiben,“ sagte er kalt und kurz. „Der Herr Polizei-Commissär erwartet Sie, um Ihnen eine Mittheilung zu machen!“

Mir schoß es wie eine Eisnadel durchs Gemüth; ich wußte genug.

„Ich komme — sogleich komme ich!“ sagte ich ebenfalls kurz und mich fassend; der Steinerne entfernte sich.

Man hatte mich also ruhig bis Teplitz gelangen lassen — wahrscheinlich um mir deutlich zu machen, wie lange der

unsichtbare Strick sei, an welchem ich, ohne es zu merken, schon ein Jahr lang unmerkbar gefesselt wandelte. Die Scene im „Don Carlos“ trat mir ins Gedächtnis:

König: Und er gieng frei herum?

Großinquisitor: Das Seil, an dem

Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König: Er war schon außer meines Reiches Grenzen.

Großinquisitor: Wo er sein mochte, war ich auch . . .

Es kam so, wie ich vorausah. Der Commissär empfing mich ernst, aber artig und rückte ohne Umschweife mit seiner Mittheilung heraus. Darnach war ich einiger Presßvergehen wegen angeklagt, hatte mich unverweilt nach Prag zurückzubegeben, um mich dort in aller Form zu verantworten. Damit alles Aufsehn vermieden werde, sollte ich wie ein gewöhnlicher Reisender die Landkutsche benützen, eine Begleitung sollte mir nicht mitgegeben werden, dagegen sollte man in allen größern Orten, wo der Wagen hielt, behördlich von meiner Anwesenheit sich überzeugen. „Gehöre schon ihnen!“ war mein erster Gedanke; „sei's“ mein zweiter, wie Grillparzer in seiner resignierten Art zu sagen pflegte.

Ich empfahl mich vom Commissär, sicherte mir einen Platz im Reisewagen — oder fand ihn bereits für mich bestellt — und fort gieng es alsbald nach Prag zurück, das ich mittelst Handgeldes so glücklich passiert zu haben glaubte . . .

In Kurandas „Grenzboten“ habe ich seinerzeit „unterhaltendlich“ genug des Weiteren bekanntgegeben, wie ich in Prag empfangen, hinter Schloß und Riegel gebracht, erst in ein gemeinsames Gefängnis mit Schwärzern und Schuldnern gesteckt, dann mit einer besonderen Zelle beehrt, durch vierzehn Tage verhört und behalten wurde — um endlich wieder frei auszugehen, da die mir zur Last gelegten Delicte alle bereits als verjährt befunden wurden . . . Ich hatte von der Zeit an, wo ich meine eigene Zelle genoß, bereits Zeichen von Wohlwollen und Theilnahme „auf Umwegen“ erhalten; statt der Gefängnistrost durfte ich mir auf eigene Rechnung Aßung

schaffen und erhielt auch täglich durch Vermittlung von „Feenhänden“ wahre Delicateffen von Geflügel und Mehlspeisen. Ich erfuhr erst nach meiner Befreiung die Namen der unvergesslichen Spenderinnen, hatte das Glück, ihnen persönlich danken zu können, muß aber hier aus besonderen Rücksichten davon absehen, sie dankbarst zu erwähnen.

Als ich auf freien Fuß gestellt wurde, veranstaltete mein treuer, trefflicher Freund Dr. Klutschak, Redacteur der „Bohemia“, den Gott im Jenseits noch dafür lohne! ein erquickliches Freudenfest, an dem ein Duzend trefflicher, später berühmt gewordener Männer (darunter Dr. Hanslick) theilnahm. Auch wurden mir viele Thüren und Herzen in Prag aufgethan. Diesen Märtyrerfreunden entzog ich mich aber bald, indem ich nach Wien zurückkehrte — zu meinen dort lebenden Gönnern und strebenden Freunden im „Küttli“ . . .

Hatte sich nun die Privat-Wetterwolke über meinem Haupte entladen und eine Art Erfrischung gebracht, da ich wieder frei aufathmen und mich unbehelligt bewegen konnte, so fuhren die unheimlichen Wetterdünste, die sich zu einem unerhörten politischen Gewitter über Europa zusammenzogen, in ihrer kaum merklichen Ansammlung fort, den Horizont und bald das ganze politische Firmament einzuhüllen. Die sensitive Stimmung, deren ich früher erwähnt habe, nahm an Nervosität und Ausdehnung zu und ich konnte mich nicht genug wundern, meine kleinen persönlichen Behelligungen in so weite Ferne wirken zu sehen. In meinem Asyl in Döbling, das ich wieder bezog und so lieb gewonnen hatte, erhielt ich jetzt Besuche von in- und ausländischen Personen hervorragenden Ansehens, darunter sich der berühmte siebenbürgische Comes Schmidt und sogar der kroatische Agitator Bah, mit dessen Bestrebungen ich als unentwegter Deutscher nicht im Entferntesten sympathisiren konnte, befanden . . .

Aber ich war weit entfernt, in politischen Dingen besondere Verdienste und Ehren erringen zu wollen. Dazu war ich viel zu jung, zu bescheiden und unerfahren; mit leiden-

schaftlicher Sehnucht nahm ich dagegen meine Studien und literarischen Arbeiten wieder auf und war weit glücklicher, die neue Bekanntschaft einer literarischen Größe zu machen als von damals vielgenannten politischen Tageshelden aufgesucht zu werden. Um zunächst den Behörden keinen Anlaß zu neuen Heckeleyen zu geben, ließ ich zwei Bändchen Böhmerwaldgeschichten bei Tändler und Schäfer in Wien erscheinen, wobei es mir zustatten kam, daß die Firma selbst sich mit den Vorschriften der Censur abfand, ohne daß ich persönlich mit der verhassten Behörde in Berührung zu kommen brauchte. Bald nach dem Erscheinen dieser Bändchen wurde mir das Glück zutheil, den Dichtern Nikolaus Lenau und Anastasius Grün vorgestellt zu werden; gleichzeitig wurde ich durch einen Brief des genialen Volkschriftstellers Jeremias Gotthelf aus der Schweiz erfreut. Letzterer hatte meine Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde“ und die neuen Bändchen Volksgeschichten erhalten und wollte mir die neueste Auflage seines „Ali, der Senecht“ mit einigen andern seiner trefflichen Geschichten übersenden; da indessen sein Verleger nicht rasch genug mit seiner Aufgabe vom Flecke kam, schickte er mir einen Brief voraus, den ich als liebes freundliches Angebenken hier folgen lasse; denn er ist für jene Tage, kurz vor Ausbruch der ganz Europa durchtollenden Bewegung, merkwürdig genug. Der Brief lautet:

„Daß meine Antwort auf Ihre freundliche Begrüßung so lange ausgeblieben, bitte ja nicht mir, sondern den kreuzliederlichen Buchhändlern zuzuschreiben, welche Harz in ihren Händen haben, so daß nichts sich lösen will und frei wird, was einmal darin liegt. — Ich wollte Ihre freundliche Gabe erwidern und habe nicht weniger als vier Bändchen in Buchhändlerfingern und keines will rutschen aus selbigen. Alle Tage hoffe ich auf Eines wenigstens und in dieser Hoffnung will ich schreiben, es wird dann doch wohl Eines aus dem Bech kriechen. Ich bin schon lang mit Ihnen bekannt, denn ich halte fleißig Ausguck nach befreundeten Mächten, welche die

Segel richten nach den nämlichen Winden, das Steuer richten nach dem nämlichen Ziele. — Glaube und Liebe sind meine Winde und des Volkes wahres Heil mein Ziel und Freund heiße ich, wer mit mir Ziel und Winde theilt. Aber nicht vergessen darf man, daß jeder sein eigenes Volk hat, aussegeln muß von einem anderen Ufer und steuern in besonderer Richtung. Wir armen Teufel von Schweizern haben nun eine ganz eigene Aufgabe, wir müssen gegen eine sogenannte Freiheit kämpfen, einen sogenannten Fortschritt, eine sogenannte Aufklärung. Wir haben von all' diesen Dingen ein solches Unmaß, daß Einer drunten in Osterreich hell keinen Begriff davon hat; ja Ihr habt es drinnen wie arme Bängel in einer ausgezogenen Luftpumpe. Die Worte Freiheit, Fortschritt, Aufklärung an sich wären so schön, hätten einen so schönen Klang, aber was in die Worte, wie in ein leer Gehäuse, die Menschen schieben und stopfen, das ist schauerlich. Wer das nicht weiß, begreift uns arme Schweizer nicht, wenn wir züchtigen die sogenannten Freiheitsmänner, den Unglauben, das Abschneiden des Fortschrittes in ödes Nichts, die Negation, die alles Höhere leugnet und vor lauter Aufklärung in trostlose Barbarei sich umbiegt. — Es thut daher wohl recht noth, daß die, welche das Gleiche wollen, sich verständigen, sich sagen, von wannen ihr Feind kömmt, in welcher Gestalt und wo derselbe seine Hörner hat, man möchte sich sonst sehr leicht mißverstehen. — Ich liebe die Armen so sehr, und noch mehr als ich die Armen liebe, hasse ich Stolz und Übermuth, mögen sie kommen, woher sie wollen; aber mir kommt es oft vor, und das kommt wahrscheinlich daher, daß ich die Verhältnisse nicht gehörig kenne, als übertreibe man die Noth der Armen und vergrößere den Druck von oben, als hege man das Proletariat gegen jegliche Autorität, sei es menschliche oder göttliche. — Das Ungenügen und die Unzufriedenheit, die beiden so großen Qualgeister der Menschen, sind ohnehin so mächtig und plagen so greulich, sie sollte man nicht noch stacheln und treiben zu völliger Tollheit. Es scheint ein Ab-

fall von der Wahrheit durch die Völker zu gehen, der, wenn er wirklich ist, nur durch große Unglücke geföhnt werden kann. So sehe ich als freier Schweizer es an, und das glaubte ich sagen zu sollen, um nicht mißverstanden zu werden, wie ich so oft schon mißverstanden worden bin. — An Ihren lieben Kindern\*) habe ich große Freude; aber sehr wundert es mich, daß Sie in Wien leben und nicht (ich darf nicht sagen im Volke, denn in Wien ist auch ein Volk) auf dem Boden, auf dem ihre Blumen erblühen. Ich bin von Geburt ein Städter, aber seit Jahren wohne ich auf dem Lande und es wäre mir, als würde der lebendige Strom versiegen, wenn ich den Ort verlassen würde, wo seine Quellen begounen. Es macht mir recht ordentlich Angst vor einer großen Stadt, und Bern ist nur relativ für uns bedeutend, aber mich dünkt, wenn ich von dorthier zurückkehre, ich hätte wieder ein tüchtig Stück Leben eingebüßt. — Doch mein lieber werter Herr, ich habe viel zu lange geschwagt, Sie werden aber denken, das sei Pastoren-Weise, wenn so einer einmal den Anfang genommen, so könne er doch das Ende nicht finden. Kommen Sie einmal in die Schweiz, so will ich Ihnen schon zeigen, wie viel Wahres an der Sache ist. — Unterdessen grüße herzlich: bitte mein lauges Geschreibe zu verzeihen und wünsche, daß, was ich Ihnen senden kann,\*\*) Ihnen auch gefallen möge und bald ein neues Lebenszeichen von Ihnen mich erfrische. — Mit herzlichster Begrüßung Ihr Jeremias Gotthelf (Albert Vigius, Pfarrer im Canton Bern)“ . . .

In unserm Kaffeehaus-Nütli war es üblich, alle mehr oder weniger wichtigen persönlichen Erlebnisse zur Sprache zu bringen und insbesondere Dinge, die eine politische Erörterung anregen konnten, lebhaft und ausführlich zu beherzigen. Nun war der Brief Gotthelfs sehr darnach angethan, bei der da-

\*) „Aus dem Böhmerwalde“ und „Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde“.

\*\*) „Nüthi, die Großmutter“ oder: „Der wahre Weg durch jede Noth.“

maligen hitzigen und vielfach noch nicht abgeklärten Freiheitsstimmung der Rütli-Freunde eine ungemeine Bewegung hervorzurufen; aber eben deshalb zog ich es vor, den Brief des damals schon gefeierten Schweizer Autors wohlverwahrt bei mir zu tragen und vor kritischen Bemerkungen zu bewahren. Mich leitete dabei das mein Leben lang heilig gehaltene Gefühl der Verehrung für eine hochverdiente Persönlichkeit, deren Vorzüge ich nach jeder Seite hin unbedingt anerkannt wissen wollte. Erst als im Jahre 1848 die große Bewegung ausgebrochen und auch nach Oesterreich vorgeedrungen war, brachte ich den Brief Jeremias Gotthelfs in dem von mir gegründeten freisinnigen „Volksfreund“ zum Abdruck und begleitete ihn mit Randbemerkungen, die um so weniger missverstanden werden konnten, als in Wien selbst aus der reinen, gediegenen Vaterlandsliebe und liberalen Gesinnung radicale Heßbestrebungen hervortraten und die Dinge tief bedauerlich verwirren halfen . . .

Eine Bemerkung des Briefes, die lautet: „Von all diesen Dingen (dem Unmaß von Freiheit) hat Einer drunten in Oesterreich hell keinen Begriff, ja Ihr habt es drinnen, wie arme Vögel in einer ausgefogenen Luftpumpe“ — diese Bemerkung war es, welche, bezeichnend genug für die Zeit und meine persönliche Lage, einen tiefen Eindruck machte und mich einige Tage einer schmerzlichen Wehmuth aussetzte. Der unheimliche Fortbestand der stagnierenden Verhältnisse, das Gefühl kleinlicher Bevormundung persönlicher wie öffentlicher Interessen, die angesichts der Unsicherheit aller Verhältnisse, ob nun der Fortbestand der Dinge andanere oder gewaltsam umgestürzt werde, für mich trostlos erscheinende Zukunft — alles dies ließ mir das Gleichniß von den „armen Vögeln in einer ausgefogenen Luftpumpe“ sehr zutreffend erscheinen und drohte mir, körperlich und geistig betrachtet, den Athem zu benehmen. Mit unwiderstehlicher Heftigkeit erwachte meine Sehnsucht nach wenigstens zeitweiser Aenderung, mein früherer mißlungener Versuch, nach Sachsen, nach Leipzig zu ent-

fliehen, um mindestens für kurze Zeit andere Luft zu athmen, andere Verhältnisse und Menschen zu sehen, erschien mir bald als einziges Mittel der Rettung und diesen Versuch beschloß ich, was auch daraus folgen möge, noch einmal, ohne Verzug und ohne Wissen all' der Lieben, die ihr Wohlwollen mir im schönsten Sinne des Wortes bisher erwiesen hatten, rücksichtslos auszuführen. Ich machte sofort meine stillen Vorbereitungen und setzte Tag und Stunde der Abreise fest — als ein ganz unerwarteter Umstand meine Reise nicht nur begünstigte, sondern auch ungefährlich machte . . .

Graf Kolowrat war Minister des Innern geworden. Man hatte es für nöthig gefunden, ein kleines Ventil zu öffnen, wenigstens in Angelegenheiten des Innern; die Censur sollte in aller Stille milder gehandhabt werden und in vielen Dingen, die unbeschadet des starren herrschenden Systems menschlicher erledigt werden konnten, sollte eine humanere Leitung Platz greifen. Graf Kolowrat galt als sehr wohlwollender Mann, der, wenn auch im bescheidensten Sinne, zu liberalern Umwandlungen hinneigen und, wenigstens in innern Angelegenheiten des Reiches, die Ansichten Metternichs nicht theilen sollte. Von dieser damals für sehr bedeutungsvoll gehaltenen Wandlung hörte ich, sozusagen schon im Reisefleide, und beschloß, wenn es möglich sein sollte, meiner Reise noch im letzten Augenblicke den üblen Charakter einer Flucht ins Ausland zu benehmen. Ich meldete mich zu einer Audienz beim Minister, wollte ihm ganz offen meine Zwangslage, meine unerträglichen Conflictte mit der Censurbehörde schildern und um einen Reisepaß ersuchen, der mir es möglich mache, meine literarischen Geschäftsverbindungen besonders in Leipzig, dem damals fast ohne Concurrenz herrschenden Hauptorte des Verlagsbuchhandels, persönlich zu besorgen. Die Audienz wurde mir bewilligt und der Minister empfing mich mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen. Er war über meine unliebsamen Erlebnisse unterrichtet, sagte, daß solche Vorfälle sehr zu bedauern seien, da sie unangenehmes Aussehen, besonders im Ausland



erregten und leicht zu vermeiden wären. Den Paß, sagte er, würde er mir ausfertigen lassen, er möge mir ein Zeichen des Vertrauens sein, daß er sich keiner unpatriotischen Handlung von meiner Seite versehe. „Was Ihre literarischen Bestrebungen betrifft,“ sagte er zum Schluß, mir die Hand darbietend, „so wünsche ich Ihnen viel Glück, die Ehren, die Sie als österreichischer Autor erringen, werden auch Ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen!“ Also menschlich behandelt, fühlte ich mich sehr gehoben, erhielt schon am nächsten Tage meinen Reisepaß und saß eine Stunde nach Empfang des Passes als legitimationsfähiger Reisender im Postwagen... Die früher so verhängnisvolle Reiseroute über Prag wurde nun im Gefühle glückseliger Sicherheit wieder eingeschlagen, nur benützte ich von Prag aus das Dampfschiff und gelangte nach köstlicher Fahrt durch die schöne sächsische Schweiz nach Dresden, von wo mich die Post nach Leipzig brachte — der damals im höchsten Ansehen stehenden Buchhändlerstadt, die besonders auf österreichische Dichter und Schriftsteller große Anziehungskraft übte. Man lebte in Leipzig politisch etwas freier, mindestens unbehelligter als in Osterreich, hatte dort Gelegenheit, für literarische Unternehmungen leicht Verbindungen anzuknüpfen und war sicher, eine größere Anzahl namhafter Schriftsteller, darunter geborene Oesterreicher, zu finden.

Von letzteren befanden sich zur Zeit meiner Reise in Leipzig: Ignaz Kuranda als Herausgeber der „Grenzboten,“ Jakob Kaufmann als Mitredacteur dieses vielgelesenen Blattes, Herloßsohn, der beliebte Romanschriftsteller und Redacteur des Localblattes „Morgenstern,“ Moritz Hartmann, der Dichter von „Kelsch und Schwert,“ der mit der Ausgabe neuer Gedichte beschäftigt war. — Von Nicht-Osterreichern lebten damals in Leipzig: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Robert Heller, Hermann Marggraf, Karl Biedermann, Ernst Willkomm. Vor meiner Ankunft hatte sich auch Berthold Auerbach für kurze Zeit in Leipzig niedergelassen; er war von Berlin gekommen, wo er als eben

aufgegangener glänzender literarischer Stern — die erste Folge seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ war vor kurzem erschienen — vielbewundert und angehuldigt wurde und namentlich in den Berliner Meister- und Gesellenvereinen volksthümliche Vorträge hielt.

Bei meiner Ankunft in Leipzig war gerade die Frühjahrs-(Oster-)Messe in vollem Gange, der Fremdenzudrang außerordentlich und die Schwierigkeit, eine Unterkunft zu finden, sehr groß.

Moriz Hartmanns liebenswürdiger Vermittlung verdanke ich es, daß ich am Tage meiner Ankunft nicht nur unter Dach kam, sondern auch Zimmernachbar Berthold Auerbachs wurde, der mir von seinen Gelassen ein Cabinet abtrat.

Dieses glückliche Zusammentreffen war mir sehr erfreulich und ist mir auch bis heute unvergeßlich geblieben.

Der sensationelle Erfolg der ersten „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ war schon allein geeignet, mir deren Verfasser sehr interessant zu machen; aber die gleichzeitig von mir eingeschlagene ähnliche Richtung meines literarischen Strebens machte mir eine Begegnung mit Auerbach ganz besonders bedeutsam und ich erwähne nur eine Thatfache, wenn ich bemerke, daß es auch dem Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ willkommen war, mit mir zusammenzutreffen.

Auerbach war damals bereits mit der zweiten Folge seiner Dorfgeschichten beschäftigt; die „Sträflinge“ waren theils ausgearbeitet, theils entworfen, die Idee zu seinem spätern Meisterwerk „Die Frau Professorin“ war concipiert und „Lucifer“ stand in allgemeinsten Umrißen fest.

Von meinen ersten Schriften waren damals erschienen: „Aus dem Böhmerwalde“ (Sitten und Gebräuche); „Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde“; „Weißdornblüten“; von späteren Geschichten stellten sich die Ideen zu „Barthel, das Anechtlein“, zum „Hoserkäthchen“ und zu „Achtspännig“ ein.

Das Ziel, das wir uns gesetzt hatten: das Volk mit seinem Leben und Treiben, in seiner Bedeutung und Eigenheit

in die Literatur und Poesie dauernd einzuführen, nachdem es sporadisch bereits früher oft und bedeutsam durch Hebel und Immermann behandelt worden, war uns also beiden gemeinsam, doch hatte ein jeder, ohne von dem anderen zu wissen, auf einem andern Punkte des Weges eingesetzt; Auerbach war von seiner speciellen Heimat, dem Schwarzwald, ausgegangen, ich von meiner deutschen Heimat, dem Böhmerwald.

Demnach begrüßten wir uns als gute Bekannte, wenn wir uns auch zum erstenmale persönlich trafen.

Ich sehe Auerbach noch vor mir, wie er damals erschien: die Gestalt klein, wohlgenährt, das Gesicht rund und blühend, in den blaßblauen, etwas vortretenden Augen freundliche Munterkeit, die Oberlippe mit einem kurzgehaltenen dunklen Schnurrbärtchen geziert und das Haupt von dichtem schwarzem Kraushaar umwallt, das, wenn er ausgieng, stramm gebürstet bis in den Nacken hinabreichte.

Die herzlichste Annäherung war das Werk der ersten Stunden und das brüderliche „Du“ besiegelte bald den innigsten Freundschaftsbund.

Auerbach war der (um fast zehn Jahre) Ältere; seine Bildung war harmonisch abgeschlossen, seine Erfahrungen reich und seine Anschauungen über Welt und Menschen abgeklärt. Die Philosophie Spinozas, die er während seiner politischen Festungshaft aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen hatte, war ihm in Fleisch und Blut übergegangen und leuchtete seinen Arbeiten, auch seinen volksthümlichen, in treffenden, oft tief sinnigen Sentenzen aus allen Poren. Im ganzen möchte ich Auerbach, wie er damals erschien, „einen lieben Kerl“ in Form eines Vollschwaben nennen.

Ich, der Jüngere, stand noch mitten im Ringen mit meiner Entwicklung, meine Erfahrungen in der Welt waren noch nicht sehr umfassend, meine Studien (Philosophie und Jura) noch nicht vollendet, meine Lectüre war außer alten Meistern vorzüglich Shakespeare und den deutschen Classikern gewidmet, meine Stilübungen noch schwankend, da ich durchaus

bestrebt war, meine Stoffe nach Geist und Gemüth eigenartig auszutragen und zu fassen, was noch manche Härten und Selt-samkeiten zur Folge hatte.

Die in sich abgeschlossene Klarheit Auerbachs zog mich außerordentlich an und ihm war die Gährung meines Wesens, die er selbst bereits durchgemacht, anziehend, indem er alsbald bemerkte, in welcher Richtung diese Gährung sich klären und bewähren dürfte.

Schon am Morgen nach meiner Ankunft, bei einem gemeinsamen Frühstück, an dem auch Moriz Hartmann theilnahm, lieferte die lebhafteste Unterhaltung manches bezeichnende Ergebnis, das zur Beleuchtung unserer Tendenzen und Eigenarten führte.

So meinte Auerbach, ich hätte für den Erfolg meiner ersten Schilderungen besser gethan, wenn ich meine Beobachtungen und Studien des Volkslebens gleich zu kleineren und größeren Geschichten, wie er, verarbeitet hätte, da auf diese Weise den Lesern, die doch in erster Reihe gerne unterhalten werden wollen, ein Reiz mehr geboten worden wäre, sich mit dem Volk und dessen Eigenarten eingehend zu beschäftigen. Dem gegenüber machte ich eine andere Ansicht geltend. „Du, als Schilderer des Schwarzwälder Volkes,“ sagte ich, „hast ganz recht gethan, zugleich zu schildern und zu dichten. Das Leben der Schwarzwälder ist entwickelter, der Welt bereits bekannter und steht dem hochentwickelten Leben des schwäbischen Stammes, besonders der Sprache nach nahe; wenn du also Bilder aus diesem Leben mit Anklängen aus dem anheimelnden, allwärts verständlichen Dialekte bringst, so darfst du wegen etwaigen Nichtverständnisses keine Sorge haben. Ich dagegen zog den Vorhang von einem Volksstamme weg, der vorher kaum genannt und beachtet wurde; dieser Volksstamm, in seinen Sitten und Gebräuchen vielfach ganz eigenartig und in seinem Dialekte nahezu unverständlich, mußte dem deutschen Lesepublicum erst durch objective Schilderungen seines Lebens und Treibens überhaupt vorgestellt werden, um die

Kenntnis desselben zu ermöglichen und den Boden zu gewinnen, auf welchem mit Hilfe der Erfindung aus Dichtung und Wahrheit Volksgeschichten geschaffen werden konnten. Mir stand also zunächst nur ein Theil, aber auch ein sehr wichtiger Theil des Publicums zur Verfügung: Culturhistoriker, Germanisten, Volks- und Landschaftsfreunde — und ich habe von berühmten deutschen Männern bereits Zeichen liebevoller Anerkennung erhalten; Uhland interessirte sich für mein Buch, Jakob Grimm ließ mir durch einen Landsmann neulich herzlichen Gruß und Aufmunterung melden, Wienbarg hat mir geschrieben und von Jeremias Gotthelf aus der Schweiz erhielt ich eine freundliche originelle Zuschrift. Bei meiner zweiten Aufgabe: das Volk in Geschichten aus Dichtung und Wahrheit für das große Publicum darzustellen, bin ich auch bereits angelangt und werde sie nach bestem Wissen und Können auch zu lösen trachten.“

Bei der philosophierenden Natur Auerbachs war es nicht zu wundern, daß meine Darlegung seinen Beifall fand; eine kleine Geschichte, die ich ihm nebst einigen Ideen mittheilte, die ich auszuführen beschlossen hatte, überraschte ihn sichtlich angenehm und als besorge er, daß sich auch andere auf unsere Bahn drängen könnten, warnte er mich lebhaft, in meiner Vertrauensseligkeit zu weit zu gehen und über Stoffe und Behandlung derselben gegen andere zu mittheilsam zu sein. „Du glaubst nicht,“ sagte er, „wie wegfangerisch unsere Collegen von der Feder sind; jeder Stoff, jede gute Idee ist vogelfrei, sobald sie unserer Zunge entschlüpft ist!“ . .

Zu diesem und anderm Ideenaustausch gesellten sich Ansichten über literarische und ästhetische Gegenstände, die auch eifrig fortgesetzt wurden bei kleinen Ausflügen oder auf dem Wege zu Besuchen bei namhaften Autoren und deren Familien.

Eines Abends — wir waren eben von Gustav Kühne, der mit seiner anmuthigen jungen Frau und deren Onkel und Tante in einer Sommerfrische bei Leipzig wohnte, zurückgekommen und wollten den Abend still und gemüthlich miteinander

der zubringen — lockte uns die sommerliche Wärme und ein prachtvoller Himmel mit Vollmond aus Auerbachs Wohnstube auf den Balkon hinaus; wir waren, der lieblichen Temperatur und den vorhergegangenen Eindrücken entsprechend, in einer milden, nachdenklichen Stimmung. Auerbach faßte von Zeit zu Zeit ein Haar seines Bartes und zog es, unverwandt nach dem Abendhimmel blickend, sachte zwischen den Spitzen des Daumens und Zeigefingers durch, endlich sprach er:

„Ich kann dir nicht sagen, wie mir ist; ich fühle mich wie der Mittelpunkt der Welt, wie in einem Brennpunkt fühle ich das Wohl und Weh eines geheimnisvollen Alls; es scheint sich meinem Gemüthe ein Wunder, ein Wunderbares, ein Allheiliges zu nähern und mir Andeutungen machen zu wollen, die mein irdisches Gemüth nicht zu fassen im Stande ist — ich fühle nur, daß mir wohl und wehe und unaussprechlich wunderbar zu Muthe ist!... Hast du dich nie in deinem Leben in einem solchen geheimnisvoll unbeschreiblichen Zustand befunden?“

Ich bejahte diese Frage und erwähnte ähnliche Zustände, dann erzählte ich den wundersamen Vorfall im Elterngarten aus frühester Jugend. Während ich diese Erinnerung schloß, fühlte ich Auerbachs Arme um meinen Hals geschlungen und in lebhafter Aufregung rief er aus: „Ja, du bist ein Bundesgenosse aus gleichem Stoff und für gleiches Streben — wenn mir jemand gefährlich werden kann, so bist du's!“

Diese Schlußbemerkung überraschte mich, ich konnte sie eigentlich nicht begreifen; denn was ich bisher geschaffen hatte, war entstanden, ohne Auerbach und seine Leistungen zu kennen und was in neuen Plänen in mir aufstieg, war grundverschieden von dem, was Auerbach bisher geschaffen hatte; auch war ich weit entfernt, mir einzubilden, daß ich jemals einen Erfolg erreichen könnte, dessen Auerbach sich damals schon erfreute...

Die nächsten Tage gehörten zahlreichen Besuchen, namentlich bei Heinrich Laube und seinem Schwager Budeus, vielfachen Zerstreungen und den öffentlichen Berathungen einer Schriftsteller-Versammlung behufs Gründung eines allgemeinen deutschen Schriftstellervereins. Bei diesen Debatten lernte ich Berthold Auerbach auch als Redner kennen. So gewandt er im Privatgespräch sich auszudrücken wußte, so seltsam unbeholfen sprach er in einer öffentlichen Versammlung und die schönsten und klarsten Gedanken, über die er ja immer und reichlich verfügte, kamen in öffentlicher Rede langsam, schwer, stotterig zutage. So war es wenigstens damals; später schien er durch nachhaltigen Eifer sich eine große Redegewandtheit errungen zu haben; denn er sprach oft und gern bei großen festlichen und patriotischen Gelegenheiten und was er sprach, war stets höchst geist- und gemüthsvoll, wie man ja in öffentlichen Blättern lesen konnte . . .

Bei der Wiederkehr friedlicherer Stunden waren wir auch wieder die traulich und vertraulich sich nahegekommenen Freunde und fanden stets neuen Anlaß zu ernstem und heiterem Ideenaustausch.

Ganz eigen und weisevoll war die Art, wie Auerbach seine Stoffe, die er zunächst zu bearbeiten vorhatte, in sich trug und ausreifen ließ; wie er nur stoßweise einzelne Scenen niederschrieb, Gedanken und Redefragmente sammelte, die er an der und jener Stelle verwenden konnte; erst wenn alles reif und lebendig vor ihm stand und die richtige Stimmung sich einstellte, gieng er an die peinlich sorgfältige Ausarbeitung des Stoffes.

Von den „Sträflingen“ waren, wie erwähnt, die ersten Capitel bereits fertig. Er las sie mir vor und zeigte mir dann die sprunghaft zu Papier gebrachten Notizen für die Fortsetzung. „Es geht mir eigens,“ sagte er. „Ich weiß alles, was kommen wird, aber es in der bestimmten Ordnung niederzuschreiben bin ich lange nicht im Stande. Mir wird das Schreiben unerquicklich; darum dictiere ich gern, was

Concept sein soll. Heute zum Beispiel möchte ich endlich eine Scene der Sträflinge zu Papier bringen, bin aber nicht im Stande, die Feder zu führen."

"Ei," erwiderte ich, "dictiere mir und ich will dir alles getreu zu Papier bringen, was du vorhast!"

"Einverstanden!" rief er und brachte Papier und Tinte. „Die Scene in deiner Handschrift soll mir ein liebes Andenken bleiben."

Er dictierte; ich hatte Mühe nachzukommen und merkte mit Erstaunen, wie alles: Schilderung, Sentenzen, Gespräche fast überreif zutage kam. Als wir fertig waren, lag der Schluss des Capitels: „Der rechte Mann" vor uns.

Die liebevolle Art, mit welcher Auerbach seine Stoffe in sich trug und ausarbeitete, war auch schuld, dass er die nun fertigen Arbeiten wie wohlgerathene Kinder liebte und auch gerne loben und rühmen hörte. Geschah letzteres nicht freiwillig, so fragte er wohl auch nach der Zufriedenheit des Lesers, wobei er aber nie zu erforschen unterließ, was man hie und da auch zu bemängeln fände.

Ich machte ihn gelegentlich einer solchen Anfrage auf einen Umstand aufmerksam, der mir in einer seiner schönsten Geschichten im „Ivo, das Haire" ergötzlich auffiel. Bekanntlich spielte Ivo als Kind in reizender Weise mit jungen Enten; als er später als Studentchen auf Ferien kam, wurde ihm eine dieser Enten gebraten zum Präsentle gemacht. „Deinem Ivo hast du jedenfalls eine schwere Zumuthung gestellt," sagte ich, „da du voraussetzt, dass er eine jedenfalls fünf bis sechs Jahre alte zähe Ente mit Leichtigkeit und Vergnügen kauen werde!... Doch ändere daran nichts, denn die Art, wie du die Idylle verwertest, ist köstlich und nur wenigen Lesern wird das Alter des Bratens beifallen!"

Eine wackere Entschlossenheit machte mir Auerbach an einem der nächsten Abende auf neue Art lieb und wert.

Einheimische und fremde Schriftsteller und Künstler hatten sich zu einer geselligen Unterhaltung im Hotel Bologne ein-



gefunden und waren in rasch wechselnden Gesprächen warm geworden, als ein Theil der Gesellschaft, vorwiegend Schauspieler des Leipziger Theaters, der Unterhaltung in grotesker Weise eine sehr zweideutige Wendung gaben; das Gelächter einiger Freunde solcher Frivolitäten belohnte auch eine Weile die Westgeber derselben, bis ein heftiger Schlag auf den Tisch und ein wilder Ausruf Auerbachs betroffenes Schweigen herbeiführte. Auerbach war aufgesprungen, tadelte mit scharfem Verweise diese Art Bierhaus-Humor und drohte mit seiner augenblicklichen Entfernung, wenn die Vereinigung so vieler ausgezeichneten Männer nicht eine Unterhaltung finden sollte, die Geist und Herz anspreche!

Dieses brave männliche Auftreten hatte eine wahrhaft prächtige Wirkung, die leider Auerbach selbst etwas beeinträchtigte, indem er seinem Siege noch eine kleine Predigt anschloß, in der er den moralischen Fall der Menschen mit einem Traume verglich, in dem man von einer Höhe zu fallen beginne und tiefer und tiefer falle — wobei er mit den Händen den Fall andeutete und mit gedämpfter Stimme langsam fortfuhr: „Und so fallen wir — fallen — fallen — fallen — —“

„Na, werden wir bald drunten sein?“ unterbrach ihn Robert Heller ungeduldig.

Großes Gelächter, in das auch Auerbach einstimmte; aber ein frivoles Wort erlaubte sich den Abend niemand mehr, die Unterhaltung nahm vielmehr eine sehr geistreiche und schwungvolle Richtung.

Unter den Gästen im Hotel Bologne befand sich auch der damals berühmte Humorist Glasbrenner aus Berlin, der gekommen war, uns sein eben vollendetes politisch-satirisches Epos, eine neue höhere Jobiade, vorzulesen; die Vorlesung fand auch am folgenden Morgen in Auerbachs Wohnung statt und erntete großen Beifall von Seite der zahlreichen, vorwiegend aus Schriftstellern bestehenden Zuhörerschaft; — die am folgenden Abend „in zwanglosen Hefen“ in „Rosenthal“ Erschienenen ermangelten nicht, dem beliebten Berliner Humo-

risten warme Ovationen zu bringen, welche Glasbrenner durch erfolgreiche witzige Dankfagungen reichlich zu entlohnen wußte . . .

Überrascht wurde ich gelegentlich eines Spazierganges um die Stadt durch die Äußerungen Auerbachs über Jeremias Gotthelf, von welchem damals bereits „Uli, der Knecht“, eines der bedeutamsten Werke des genialen Autors, erschienen war und große Anerkennung fand. Auerbach sprach sich herbe gegen den genialen Schweizer Volkschriftsteller aus, er fand die Erzählungsweise desselben zu grobkörnig, die Gespräche zu ungemessen, den tendenziösen Ton zu rau und vorwaltend, Gotthelf benütze sein unleugbar großes Talent leider zu sehr, um statt über und für das Volk in schöner gediegener Form zu schreiben, Kampfpamphlete in das Volk zu schleudern. Ich konnte nicht umhin, die geniale, packende Kraft des Autors in Schutz zu nehmen, trotzdem ich manche, uns fremdartig und rau erscheinende Seite der Erzählungsform zugab. Manche Erzählung Gotthelfs war überhaupt nur Streifschrift, aber die Tendenz war in den meisten Fällen gegen Unsitten und grobe Mißbräuche im Schweizer Volksleben gerichtet und Gotthelf hat durch seine Schriften anerkannt viel Gutes gestiftet, wenn er auch durch seine gegen die Liberalen gerichtete wilde Polemik den republicanischen Leidenschaften bedauerlich Nahrung zutrug. Bezüglich des Meisterwerks „Uli, der Knecht“ gestand Auerbach endlich zu, daß dasselbe, sorgfältig gekürzt, als volkstümliches Musterbuch hochgehalten zu werden verdiene. Und so wurden wir im Verlaufe des Gespräches vollkommen einig in dem Grundsatz, daß „aus dem Volk und für das Volk“ zu schreiben eine ebenso schwierige als große Kunst sei, wie sie Schiller in seinem glänzenden Essay über Matthiffons Gedichte so treffend als warm geschildert hat.

Anschließend an diese Unterredung wurden in freien Stunden die Grundsätze, welche uns bei dem Bearbeiten volkstümlicher Stoffe leiteten, immer bestimmter herausgearbeitet und festgesetzt; in Auerbachs „Schrift und Volk“ und in seinem

Essay über „Hegel“ ist ein Schatz von ähnlichen Ideen und Grundsätzen angesammelt . . .

Leider war die Zeit, die ich in Leipzig zubringen durfte, bald um und ich mußte an die Heimkehr denken.

Je näher der Tag der Abreise kam, desto wärmer schlossen sich unsere Herzen an und desto mittheilsamer wurde Auerbach bezüglich der Ideen, die ihn bei der Ausarbeitung seines Meisterwerks: „Die Frau Professorin“ leiteten. Fast Scene für Scene kannte ich, bevor sie zu Papier gebracht wurden, Auerbachs Notizbuch wimmelte von Aufzeichnungen darüber. Aber Auerbachs ideenreicher Kopf und sein warmes Herz konnten von Einem Stoffe nicht ausreichend beschäftigt werden, auch „Lucifer“ drängte sich lebendig vor und wollte seine Aufmerksamkeit haben . . .

In die Schlusszeit meines Aufenthaltes in Leipzig fiel das Jubiläum des hundertjährigen Bestandes der Verlagsfirma F. A. Brockhaus. Der Besitzer und Leiter des berühmten Hauses ließ den Erinnerungstag nicht vorübergehen, ohne durch ein glänzendes Fest das denkwürdige Jubiläum zu begehen. Was Kunst und Literatur an namhaften Vertretern in Leipzig ständig oder vorübergehend vereinigt hatten, war auf diesem Feste neben den hervorragendsten Standespersonen und Leitern der übrigen Verlagsfirmen der Stadt vertreten. Ich sah es als ganz besondere Ehre an, zu diesem Feste auch geladen zu werden. Es gab mir Gelegenheit, einen großen Kreis ausgezeichneter Männer kennen zu lernen und ich erlebte dabei die Freude, Herrn Brockhaus, dem Gastgeber selbst, näher zu treten; er wendete mir sein lebenswürdiges Wohlwollen zu, wurde später der Herausgeber der ersten Gesamtausgabe meiner Schriften „Aus dem Böhmerwalde“ und verlegte außerdem die „Schillerhäuser“, die Erzählungen „Das Hoferkäthchen“ und „Eine Mutter vom Lande“ . . .

Der Tag meiner Abreise sollte auch ein Ereignis bringen, das für die bald darauf eintretende politische Weltbewegung bezeichnend war. Der sächsische Kronprinz (spätere

König Johann) war nach Leipzig gekommen. Der feingebildete Prinz (er hatte damals bereits die vielgerühmten Übersetzungen italienischer Classiker geliefert) stand im Rufe sehr conservativer Gesinnungen und wurde deshalb von der politisch aufgeregten Jugend mit einer Ragenmusik bedacht, infolge dessen Militär ausrückte und von den Schusswaffen Gebrauch machte. Die Sache erregte großes und peinliches Aufsehen und beschäftigte auch, als ich nach Wien zurückkam, die Gemüther meiner Freunde im „Küttli“ sehr lebhaft. In ihrer jugendlichen Aufregung wollten die Freunde von mir als Augenzeugen der Leipziger Affaire Wunderdinge vernehmen und knüpften weitausgreifende Folgen an das kleine, mir nichts weniger als sympathische Ereignis. Einem der Freunde, der nicht satt werden konnte, von dem aufregenden Vorfalle zu sprechen und mich förmlich beneidete, Augenzeuge des Ereignisses gewesen zu sein, erwiderte ich auf die Frage, wie ich abreißen konnte, ohne die weiteren Ereignisse abzuwarten: „Freund, wie ich schießen hörte, fuhr ich ab.“ Heitere Ironie war die beste Waffe gegen die damals herrschende Nervosität, alle politischen Anregungen maßlos aufzubauschen; die Freunde ergögten sich zuletzt auch an meiner trockenen Berichterstattung über ein Ereignis, von dem ich in der That nichts gesehen hatte, da ich an dem Abend des Putzsches Gast im Hause eines Verlegers war und arglos über buchhändlerische Angelegenheiten verhandelte. . . . Aber die Zeit, die unerhörte Ereignisse im Schoße barg, fuhr fort, diese Ereignisse stille vorzubereiten und auszureifen, wie ein Gewitter oft tagelang als graue regungslose Dunstwand am Himmel steht, ohne durch einen Laut die bevorstehende Umwälzung in der Atmosphäre anzukündigen; plötzliche Windstöße geben endlich die Zeichen des Losbruchs und erschüttern Luft und Erde durch verheerendes — und segenreiches Toben der Elemente. . . . Unser Küttli war ein richtiges Spiegelbild jener Zeit geworden, alle eigentlichen Interessen desselben: Kunst, Wissenschaft und Poesie hatten in aller Stille einen immer stärkeren Rivalen in der Neigung zur

Politik, der Hauptströmung der Zeit, erhalten; die Zeit brachte ihre geheim ausgereiften Ereignisse zum Durchbruch, der Tag der Abrechnung brach an. Der Wirbelwind hatte sich in Paris noch kaum erhoben und einen König weggefegt, als er seinen Riesentanz über ganz Europa ausdehnte; der gute Österreicher, der bisher kaum schüchtern zu fragen wagte:

„Darf ich so frei sein, frei zu sein?“

griff plötzlich auch nach den Wolken, „aus denen der Mensch in seiner höchsten Noth seine ewigen Rechte herabholt!“ Wie und mit welchem Erfolge — das steht bereits als festgestaltetes Geschichtsbild vielfach verzeichnet. Die Frage ist zunächst für uns: Was ist aus unserm Nütli geworden, als der Weltsturm ihm sozusagen das Dach über dem Kopfe weggerissen? Die Namen der gemüthlichen Verschwörer sind im Zeitensurme größtentheils nicht verschwunden, Beweis dessen hier ihre Liste:

Johann Nepomuk Berger (späterer Minister); Karl Beck; Moriz Hartmann; Sigmund Kolisch; Leopold Kompert; Hieronymus Lorm; Eduard Mautner; Alfred Meißner; Johannes Nordmann; Alexander Schindler; Adolf Wiesner. L. A. Frankl, der zur ältern Gruppe des Kaffeehauses „Neuner“ gehörte, zählte bei uns als fleißiger Gast, war vielanregend und als poetischer Mentor jüngerer Talente thätig und hochgeachtet.





**III.**

**Aus den Tagen des Völkerfrühlings.**

**1848.**

---





## Märzstürme 1848. Ein jüngstes Gericht. Wo und wie fanden wir uns?

Das längst erwartete, gefürchtete und erhoffte Welt-ereignis: die Bewegung des Jahres 1848 war eingetreten und hatte wie ein Erdbeben mit Wirbelwinden, von Frankreich ausgehend und Europa durchtobend, die Grundlagen der Staaten erschüttert, Throne gestürzt, die Säulen der öffentlichen Ordnung gebrochen, Könige in die Flucht gejagt, unüberwindlich berühmte Staatsmänner vom Ruder getrieben und zu Flüchtlingen gemacht. Die Welt schien ihren jüngsten Tag erlebt zu haben und das jüngste Gericht für Alle, die über Macht und Menschenschicksal bisher verfügt, stündlich hereinzubrechen. Es hat nichts gefehlt als Trompetenschall und himmlische Heerscharen in den Lüften, um das biblische Bild des Weltgerichtes zu verwirklichen. Aufathmend, hoffend, ja siegesgewiß blickte die Menschheit aufwärts, um die neuen Dinge, die da kommen und beglücken sollten, aufdämmern und nach und nach im vollen Glanze erscheinen zu sehen. Das Weltall selbst schien mit freudigem Behagen den schönen Völkerfrühling zu begrüßen, der für das Erdenleben angebrochen, die Sonne leuchtete wärmer und beständiger als je auf die in schönen Hoffnungen aufjubelnden Menschen; es schien ein großes Freudenfest der Menschheit nicht nur, sondern auch der Natur gekommen; das Laub trat früher aus den Zweigen, die Blumen früher aus den Knospen, um Zeugen der unvergleichlichen Völkerfreude zu sein und zum Frühling der Menschenherzen den Frühling von Feld und Wald und Wiese zu gesellen . . .

Den Sieg und den Jubel der Völker führte die siegreiche Bewegung in Wien zur Höhe des Triumphes. Erst mit

dem Einsturz des für unüberwindlich gehaltenen Bollwerks aller Rücktaugung staatlichen Lebens in Österreich schien der Erfolg der europäischen Bewegung gesichert; einem Siegesrausch ohne Gleichen ergaben sich die Völker. Wien selbst, das als leichtlebig-hindämmernd verschriene, war über sich und seinen Triumph ebenso erstaunt als entzückt und feierte während einer Reihe der schönsten Tage sozusagen sich selbst und die Freude über die von allen Weltenden einlangenden Huldigungen. Ein Kind war zum bewunderten Helden geworden, das machte: Wien war im Geist und Herzen einig geworden und darum mächtig und groß. Die Idee der Freiheit, noch vielfach unverstanden, schwebte wie das volle Tagesgestirn, die Sonne, leuchtend und belebend über dem Volke und in dieser heilig gehaltenen Idee sahen Alle, mit Ausnahme der um ihre Vorrechte Besorgten, ihr Heil und ihre Erlösung; in der Einheit und Reinheit dieser Idee lag die Allmacht und Unwiderstehlichkeit des ersten Ansturms der Bewegung . . .

Das Wort „Verfassung“ ward vom Throne herab verkündigt und es klang den auflebenden Gemüthern wie des Schöpfers Wort: „Es werde Licht“ am ersten Schöpfungstage. Alles stürmte herbei zur Hilfe beim Aufbau neuen verfassungsmäßigen Lebens und förderte die Anstalten zur Sicherung des Sieges, zur Klärung der Freiheitsideen und zur Wegräumung der Hindernisse auf dem Boden, der die unerschütterlichen Mauern des Verfassungsbaues tragen sollte. Es fiel die Censur; die Scheidemauern der Confessionen wurden eingerissen; das Vereinsrecht wurde vorweg in Besitz genommen und infolge der Volksbewaffnung bligte es in Straßen und auf Plätzen von Bajonetten und Seitengewehren . . . Da war es denn auch natürlich, daß unser „Küttli“ aus der dumpfen Enge und Gedrücktheit des Caffehauses auf den offenen Markt des Lebens herausgerissen und seine Mitglieder wie belebende Atome in die allgemeine Bewegung zerstreut wurden. Die Küttlibrüder trugen Waffen, sprachen in Versammlungen, wirkten in der freiespreichenden Presse — und hielten Candidatenreden, als

es galt, die Vertrauensmänner für den neuen Aufbau des Reiches auszufinden . . . Ich gestehe, daß ich verlegen bin, aus der großen Bewegung jener Zeit meine bescheidene Person hervorzufuchen und über sie Nachricht zu geben . . . Ich finde mich in der akademischen Legion, als Lieutenant einer Compagnie Studenten, darunter nahe Freunde; ich wohne den Berathungen eines vom öffentlichen Vertrauen berufenen Comités bei, das ein der Regierung vorzulegendes Preßgesetz entwerfen soll — unter den Mitgliedern befanden sich Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm), Ignaz Kuranda, Bauernfeld u. A.; ich bin Mitglied eines Vereins, der die Interessen der Deutschen in Böhmen zu vertreten strebt und zugleich auf die Wahlen für den österreichischen Reichsrath und für die Nationalversammlung in Frankfurt Einfluß nehmen soll; — endlich bin ich Redacteur eines Blattes, das die jungen Buchhändler Hügel und Manz (Herrengasse) gegründet . . .

Nur in Kürze sei über diese zur Zeit hochgehaltenen Functionen Einiges mitgetheilt.

Als Legionär war ich dem Hauptquartier zugetheilt, das im St. Annengebäude (Krugerstraße) untergebracht wurde. Meine Thätigkeit während der kurzen Activität beschränkte sich auf fleißige Exercizien und Scheibenschießen im Stadtgraben und auf das Beziehen mannigfaltiger Wachposten, von denen mir zwei in besonderer Erinnerung geblieben sind: das Hauptpostgebäude in der innern Stadt und eine Station im Prater an der Sophienbrücke. Im Hauptpostgebäude kam ich in die leidige Lage, um Mitternacht die Wachen nicht ablösen zu können; die Mannschaft — darunter einige der besten Freunde — war aus dem Schlafe nicht zu wecken; Bitten, Drohen, Mütteln wurde vergebens verschwendet; Freund Sigmund Engländer lag wie im Starrkrampf und als er aufgehoben und durch Hin- und Herzerren ein wenig zu sich gebracht wurde, näselte er nur: „Brüderl, bitt' gar schön — nur meine Ruh' nicht stören!“ und sank wieder in ohnmachtähnlichen Schlaf. Endlich konnte zur Ablösung geschritten

werden — da fanden sich alle Wachen im tiefsten Schlafe. — Beim Abmarsch nach dem Praterposten erheiterte ein tragikomisches Ereignis die nächtliche Action. Es war ein leichter Regen eingefallen; die Mannschaft hielt die mit Bajonetten versehenen Gewehre gesenkt vor sich hin und so erreichten wir die nach dem Prater führende Brücke. Schon auf der Brücke marschierend wollte Buchhändler Manz einem Hintermanne etwas sagen, hielt, rückwärts blickend, einen Augenblick inne, und in diesem Augenblicke fuhr ihm das Bajonnett des Hintermannes in die Wade; großer Aufschrei des Verwundeten, ich commandiere „Halt!“ Es wird nach dem Unfall geforscht und gefunden, daß die Wunde nur unbedeutend sei. Übermüthiger Jubel! „Die erste Verwundung“ heißt es. „In die Zeitungen mit der Helbenthat!“ Der Humorist der Compagnie rief: „Manz heißt die Wade, die dem Feinde das Weiße im Auge gezeigt hat!“ Unter Lachen und Hochrufen gelangen wir zu dem Praterposten, die Wache wird abgelöst, die Wunde verbunden, alles ist glücklich, der Verwundete am meisten; er langt Papier und Bleistift hervor und schreibt seiner Frau: „Bin verwundet, aber leicht; schicke Wein, Schinken und Zunge, aber reichlich, mein Helbenbein wird gefeiert, morgen mit dem Frühesten fliege ich an deinen lieben Hals!“ Eine große Sendung Wein mit Schinken, Zunge u. s. w. traf ein und wurde jubelnd genossen; — es war das heiterste Ereignis meines Compagnie-Commandos, das übrigens nicht lange dauerte, da ich von dringenden Arbeiten überhäuft war und meinen Austritt aus der Legion veranlaßte . . .

Der Entwurf eines Pressgesetzes, den unser erwähntes Comité zu berathen hatte, war bald und im freisinnigsten Geiste fertig gestellt und veröffentlicht; was mit ihm weiter geschah, ist mir entfallen, doch entsinne ich mich des Umstandes, daß bei der bald eintretenden Verschärfung der Gesinnungsgegensätze ein zweites Comité zusammenberufen und von diesem ein radicaleres Pressgesetz entworfen und der Regierung vorgelegt wurde . . .

Länger und erfolgreicher war meine Theilnahme an einem Vereine der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Als Zweck dieses Vereines galt die Förderung der in diesen Ländern hartbedrängten Interessen der Deutschen, die Einflussnahme auf die Wahlen für den ersten österreichischen Reichsrath und für die Nationalversammlung in Frankfurt am Main.

Obmann unseres Vereines war Ludwig v. Löhner, Dr. der Medicin, wohlhabender Gutsbesitzer in Böhmen und sehr begabter Iyrischer Dichter unter dem Namen „Meland“. In dem Ausschusse war ich mit vortrefflichen jungen Männern vertreten, darunter Friedrich Uhl, Eduard Strache, Dr. Emil Kuh. Als Zeichen der Zeit darf erwähnt werden, daß uns Fürst Clary in seinem Palais der Herrengasse ein Zimmer für die Berathungen des Ausschusses und einen Saal für die Vollversammlungen des Vereines anbot. Von dieser fürstlichen Liebenswürdigkeit machten wir auch den ausgiebigsten Gebrauch; es war eine helle Freude, wie da über die brennenden Fragen der Zeit: über Freiheit, Deutchthum, Verfassung, Osterreich, das wir liebten, Deutchland, mit dem wir innigern Zusammenhang suchten, verhandelt, gejubelt und beschlossen wurde. Wir waren auch so glücklich, manches Gute für unsere Landsleute daheim ins Werk zu setzen und namentlich bei Wahlen mit Erfolg thätig zu sein; so ist es uns gelungen, die Wahl Heinrich Laubes in Elbogen für das Parlament in Frankfurt a. M. erfolgreich zu fördern. Dafs bei der hochgradigen Temperatur der Zeitstimmung nicht manchmal Erregung und Enthusiasmus mit uns jüngeren Vereinsmitgliedern durchgiengen, dafür sorgte unser sonst persönlich selbst sehr warmführender Obmann Dr. Löhner durch seine nach allen Richtungen maßvoll beherrschte Geistesklarheit und Umsicht. War er doch ein Mann, der nicht nur im engen Rahmen unsers Vereines, sondern in dem weitesten Kreise öffentlicher Wirksamkeit (in Politik, Wissenschaft und Literatur) sich bereits Hochachtung und Anerkennung erworben hatte. Als

Mitglied des österreichischen Reichsraths wurde Löhner eine der hervorragendsten Erscheinungen des Jahres 1848. Seine seltene Rednergabe, seine rasche, zielbewusste und lebenswarme Auffassung, die ihm zur Verfügung stehende Fülle wissenschaftlicher Kenntnisse und reicher Lebenserfahrungen machten ihn fähig, über alle auf der Tagesordnung jener Zeit stehenden Gegenstände gewandt, überzeugend und anziehend zu sprechen, besonders über die Hauptgegenstände unseres Vereines: Freiheit und Deutschtum. Und nicht unwürdig, wenn auch oft jugendlich überschäumend, secundierten wir Jünger des Ausschusses, voran Friedrich Uhl, Eduard Strache, Emil Kuh und Andere des Vereines, darunter ein Bruder des berühmt gewordenen Volksfreundes und Bekämpfers der Grund- und Bodenbelastung: Hans Kudlich . . . Sehe ich aus der weiten Entfernung meiner 75 Jahre auf das kurze rührige Jugendtreiben jener Tage zurück und lasse die mir lieb gewordenen Gestalten des Vereines, soweit sie noch in meiner Erinnerung leben, am Auge meines stillen Gedankens vorüberziehen, so sehe ich einen langen Zug blasser Gestalten, die in die Gefilde des bessern Jenseits nach und nach ausgewandert sind. Unter ihnen unser trefflicher Löhner, der, in den besten Jahren, schon als Obmann des Vereines den Keim des Todes, ein schweres Lungenleiden, in sich getragen hat. Groß, hager, engbrüstig, die Wangen eingesunken, aber im Feuer der Rede leicht erröthend, das Auge hell und freundlich leuchtend — so sehe ich ihn als unvergessliche Gestalt vorüberschreiten, gekleidet in braunem Wollsammtrock, den Sturmhut mit schwarzer Feder auf dem Haupte — er war Officier der akademischen Legion; — leider hat dieser ausgezeichnete Mann und Patriot seine ewige Ruhestätte nicht im vielgeliebten Vaterlande gefunden, er ruht in fremder, französischer Erde; der Friedhof in Marseille birgt seine irdischen Reste.

Von den zur Zeit dieser Aufzeichnungen (1891) noch lebenden Vereinsgenossen kann ich nur noch Friedrich Uhl, Eduard Strache und Dr. Emil Kuh nach ihrer Lebensrichtung vorführen.

Friedrich Uhl hat sich frühzeitig als feiner und gewandter Feuilletonist und Erzähler bemerkbar gemacht. Im Jahre 1851 wurde — anlässlich einer Preisausschreibung des Familienbuches des „Osterr.-Lloyd“ — seiner Novelle „Taubstumm“ seitens der Preisrichter Grillparzer und Heibel der erste Preis zuerkannt. Uhl übernahm im Jahre 1861 die Redaction des officiösen Parteiblattes „Der Botschafter“ und führte sie bis zum Jahre 1865; im Jahre 1872 wurde Uhl in die Redaction der amtlichen „Wiener Zeitung“ berufen, deren Chef-Redacteur er gegenwärtig ist und für deren Abendausgabe „Wiener Abendpost“ er vorzügliche Beiträge und Theaterkritiken liefert. Von seinen erzählenden Schriften haben seltene Erfolge erzielt: „Die Theaterprinzessin“; „Das Haus Fragstein“; außer „Die Botschafterin“ und „Farbenrausch“. Aus Uhls Feder stammt auch der vortreffliche Aufsatz „Die Gesellschaft“ in der vom Gemeinderathe in Wien anlässlich des 40jährigen Regierungs-Jubiläums des Kaisers Franz Josef herausgegebenen Festschrift: „Wien 1848—88.“ Friedrich Uhl ist gegenwärtig wirklicher k. k. Hofrath und mit in- und ausländischen Orden decorirt. — Eduard Strache, einige Zeit Bürgermeister von Rumburg, trat später als mehrfacher Verwaltungsrath und Leiter von sich bewährenden Gründungen hervor, zog sich, im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, nach Dornbach bei Wien zurück, wo er, eine prächtige Villa Winter und Sommer bewohnend, musterhafte Gartenanlagen mit Anpflanzungen von edlen (auch portugiesischen) Trauben leitet, als tüchtiger Künstler malt und eine Gemäldesammlung opfer- und geschmackvoll allmählich angelegt hat. Dr. Emil Kuh, auch ein Genosse aus unserm Kaffeehaus-Küttli, ist, wie ich höre, seiner ärztlichen Laufbahn gefolgt und hat sich die Ehrenstellung eines Sanitätsrathes in Brünn errungen; sein in Meran erfolgter Tod wird eben, da ich dies niedergeschrieben, gemeldet . . .

Eine bedeutamere Erwähnung verdient wohl meine gleichzeitige Thätigkeit als Redacteur eines in jenen Tagen unge-

heuerer Aufregung dringend nothwendigen Volksblattes. Die zwei jungen Buchhändler Manz und Hügel, gemeinsame Besitzer und Leiter der ihre Namen führenden Buchhandlung in der Herrngasse (Lichtenstein-Palais), luden mich gleich in den ersten Tagen der siegreichen Märzbewegung ein, mit ihnen ein Blatt zu gründen, das, populär geschrieben, auf die große, gesunde Masse des Volkes in Stadt und Land aufklärend und mäßigend in freisinnigem Geiste einwirken sollte. Ich wurde ausersuchen, das Blatt in den Hauptartikeln wo möglich allein zu schreiben, damit der Ton und Geist des Blattes einheitlich bleibe und vornehmlich auf das Gemüth der Leser wirke. Wir waren bald einig in unsern Ideen; es wurde der Titel „Der Volksfreund, Zeitschrift für Aufklärung und Erheiterung des Volkes“, für das Blatt gewählt, es sollte dreimale in der Woche erscheinen, jede Nummer einen halben Bogen stark. Ich gieng sofort mit Liebe und Eifer ans Werk und verfasste eine Probenummer, die den Beifall der Verleger fand, am 22. März ausgegeben und vom Publicum sehr entgegenkommend aufgenommen wurde. Am 28. März 1848 erschien die erste Nummer des Blattes im Abonnement und wurde zugleich, wie alle Blätter jener Tage, im Straßenverkaufe verbreitet . . .

Um nur flüchtig über Geist und Ton des Blattes eine Andeutung zu geben, sei es gestattet, die Ankündigung desselben in Kürze hieherzusetzen . . .

## 2.

### Was ist jetzt mehr wert als zehn Millionen Gulden?

Ihr werdet sagen: „Errathen! Der Wiener Freiheitskampf!“ Bravo; aber nicht ganz richtig. Der Wiener Freiheitskampf ist nicht mit allem Gold zu bezahlen; aber für die Zukunft — wer ist mehr wert als zehn Millionen Gulden? Ihr lächelt ungewiß? So will ich Euch helfen. Mehr als zehn



Millionen Gulden ist jetzt ein Volksfreund wert, ein echter, wahrer Volksfreund — der Euer Bestes von Grund aus kennt, über dieses Beste Euch täglich und richtig belehrt und immer die richtigen Wege zeigt, wie dieses Beste auf richtige gesegliche Weise erreicht werden soll! Das ist die richtige Antwort. Ihr schaut mit großen Augen drein? Ihr fragt: Sind die braven Studenten und Künstler, Professoren, Doctoren, Bürger und Handwerker keine wahren Freunde des Volks? Haben sie nicht Gut und Blut gewagt für das Volk, indem sie für die Freiheit gefochten? Gut, allerdings, ganz richtig. Aber hört mich an. Der Student wird bald die Waffen niederlegen und seine Studien fortsetzen, er wird seine Kenntnisse vermehren, seine freiheitliche Gesinnung durch die Wissenschaft läutern und stählen, damit er einst schlagfertig dastehe auf jedem Posten, wohin ihn das Vaterland ruft; der Künstler kehrt wieder in die weihervollen Räume seiner Schöpfungen heim und setzt sein stilles Wirken fort; der Professor eilt auf den Katheder, der Doctor zu seinen Rechtsgeschäften oder Patienten, der Bürger folgt seinen Pflichten, der Handwerker seinen Arbeiten — wer bleibt nun übrig, der seine ganze Zeit und all' seine Kenntnisse, Kraft und Mühe bloß dazu verwendet, das Volk wach zu halten, täglich durch Neues aufzuklären, täglich zur Standhaftigkeit aufzumuntern, es in Stunden der Verwirrung ehrlich zu leiten, im Namen des Volkes über die Gerichte zu halten, welche es schlecht mit dem Volke meinen? Das wäre der echte, wahre Volksfreund, der jetzt mehr als zehn Millionen wert ist. Ihr fragt: „Wo findet sich ein solcher? Weiß er, was dies sagen will? Ist er in allem zu Hause, was in gelehrten und nützlichen Büchern steht? Kennt er die Geschichte, Welt und Zeit? Spricht er die Sprache des Volks? Weiß er, was diesem zu allererst und zum Nächsten Noth thut? Hat er vor allem ein treues deutsches Herz? Kann er uns heute erleuchten und morgen erheitern? Jetzt uns rühren, daß eine Thräne die andere schlägt und dann ein Gelächter erregen, daß es dem Steidinger Peter den Mund

bis zu den Ohren verzieht? Wer das nicht kann, sagt Ihr weiter, das ist unser Mann nicht; findet sich aber Einer, der das kann, so bringt ihn her, das ist der Mann, der wirklich mehr als zehn Millionen wert ist!"

### Liebes, braves, österreichisches Volk!

Wir haben Boten nach allen vier Winden ausgeschildt, um einen solchen Freund des Volkes zu erforschen, bis wir ihn finden, hört, was wir Euch sagen.

Heilig ist uns die Religion, heilig der Friede, heilig das Vaterland, heilig das gute Recht des Volkes!

Wir wollen Euch ein Volksblatt bringen, das Euch über diese Dinge unsere klare, reine Meinung sagen wird; wir werden jeden Glauben achten, aber jeden Mißbrauch ehrlich rügen; wir werden den Frieden predigen, so lange er mit der Ehre des Volkes übereinstimmt; wir werden in helle Lärmtrompeten stoßen, wenn das Vaterland in Gefahr gerathen sollte; aber vor allem werden wir die guten Rechte des Bürgers und des Volkes mit dem Flammenschwert Cherubims verfechten und zurück müssen diese gegeben werden, wo sie auch stecken mögen, hinter Schloß und Riegel, hinter falschen Privilegien! Wer einen Geleitsmann braucht durchs Leben, der komme zu uns, wir wollen ihn freundlich zum Wahren und Guten führen; wer sich in seinen Rechten gekränkt sieht, der komme zu uns, wir wollen verletztes Recht und gekränkte Ehre mannhaft schützen; wer fälschlich Einsicht gewinnen möchte in Staat und Kirche, in Dinge des Vaterlandes und des Auslands, wer das Leben des Volkes in heitern Bildern liebt, wer sich gerne rühren und erheitern läßt durch einfache Geschichten, wer überhaupt Rath bedarf und uns vertrauen will — der komme und sammle sich um uns! Bürger in der Stadt, Bauern auf dem Lande, Handwerker in Stadt und Dorf, mit gleicher Liebe umfassen und verfechten wir Euch! Hört also, was wir Euch bringen werden, bis der große

Volksfreund gefunden ist, der mehr als zehn Millionen Gulden wert ist!

Wir sehen Euch an den Augen an, daß Ihr vor allem gerne wissen möchtet, was am 13., 14., 15. März geschehen ist? Alle Welt ist voll davon, alle Zeitungen stoßen in die Lärmtrompete — aber darum viel Stückwerk, wenig Ganzes; wir wollen das Ereignis schlicht und wahr, treu und möglichst lebendig schildern.

Wir werden Euch ferner das ganze Jahr hindurch ein merkwürdiges Uhrwerk zeigen und erklären:

### Das Staatsuhrwerk.

Es soll Euch kein Rad daran unbekannt bleiben von den großen Rädern, den Ministern, angefangen bis herunter zu den kleinwinzigen Rädchen, den Praktikanten. Braves Volk, man hat dir bisher dieses Staatsuhrwerk hinter chinesischen Mauern verborgen und du hast nicht sehen können, wie viele nutzlose Räder da mitgeschnarrt haben, wie so manches wichtige Rad anstatt vorwärts immer rückwärts gelaufen ist, wie so manches große wichtige Rad schon lange keine Zähne mehr gehabt hat und doch nicht hinausgeworfen worden ist. Armes Volk! Du hast Jahr aus Jahr ein den Staatsuhrmacher zahlen können, mit deinem Schweiße hat man die Räder geschmiert und doch hat das alles nicht helfen wollen, das Staatsuhrwerk hat nur immer mehr gekostet und ist nur immer schlechter gegangen. Da ist das schöne herrliche Wien endlich aufgesprungen, hat auf den Staatstisch geschlagen, hat brandroth im Gesicht, getobt und gewettert: Mordelement! Das geht nicht mehr! Heraus mit den alten Rädern, funkel-nagelneue hinein! Die besten Uhrmacher müssen zur Reparatur herbei und das österreichische Volk muß dabei sein, wenn Falsches hinausgeworfen und Gutes eingesetzt wird! Der Lärm ist so groß gewesen, daß er dem guten Kaiser zu Ohren gekommen; gleich hat er gesagt: Was? So schlecht steht es mit meinem Staatsuhrwerk? Und meine Ministerräder haben

mit Tag und Nacht vorgechnarrt, es gehe alles vorzüglich und ganz prächtig! Und da hat der Kaiser auf der Stelle das Zifferblatt herabgenommen und mit eigener Hand die schlechten Hauptträger entfernt — womit vorläufig das Schlimmste entfernt werde, das Jedem zwischen die Beine gefahren ist, wenn es merkte, daß es vorwärts gehen sollte; mit den Hauptträgern sind auch viele kleinere geflogen und das Hinauswerfen wird noch eine Weile dauern! Der Kaiser hat beschlossen: in Zukunft will ich nicht bloß mit einem einzigen Rathgeber regieren, ich bin Vater meines Volkes und will in Zukunft dieses selbst, das ist, ihre Vertrauensmänner um mich sehen und sie fragen, was sie wünschen, was sie brauchen, wo es fehlt; wir werden miteinander regieren und das Staatsuhrwerk verbessern. Siehst du nun, liebwertestes Volk, der gute Kaiser selbst will deinen Rath erfahren, mit dir gemeinsam das Staatsuhrwerk prüfen! Freilich wirds da von dir heißen: Einsicht haben, deine geschiedtesten Männer nach Hofe schicken! Aber getroßt und nicht gleich wieder verzagen; wir wollen schon zusammenhelfen und die rechten Vertrauensmänner finden und das Staatsuhrwerk richtig stellen, daß es die richtige Stunde auch schlägt, die es zeigt. Natürlich wird das ein wenig Kopfbrechen geben; aber getroßt! Die Mühe wird alsbald belohnt. Wir halten ein liebes freundliches Gärtchen bereit, in das Ihr jederzeit eintreten und nach jeder Anstrengung Euch ins Gras hinstrecken könnt, um rührende und lustige Geschichten anzuhören, die wir erzählen werden. Im Namen des großen Volksfreundes, der über zehn Millionen wert ist, eröffnen wir also

#### unser Blumengärtchen

zur Erheiterung und Erhebung Eurer Herzen. Aber da geschehen auch gar viele Wunderdinge in der Heimat und in der weiten Welt, von denen Ihr erfahren möchtet, wenigstens vom Besten derselben. Da verzagt man z. B. einen König und Ihr möchtet ins drei Teufels Namen gleich wissen, warum? Dort bricht Krieg aus und Ihr fragt beim Binder, Schreiner

und Schmied herum: ha, warum? Kurz, Ihr möchtet schnell und kurz, freimüthig und in Wahrheit vor Allem in der Welt das Beste wissen — gut, so verlasst Euch darauf, wir wollen Euern Wunsch erfüllen; der Volksfreund soll Euch die

### Wunderdinge von Nah und Ferne

pünktlichst vermelden. Aber noch nicht genug. Der Volksfreund hat viele Menschen gesehen und besonders viel auf dem Lande gelebt. Und da hat er oft gesehen, dass in manchem Hause, trotzdem Mann und Weib redlich zusammen helfen, guter Rath theuer ist. In allen Winkeln spukt's und wäre da zu rathen und zu helfen ohne Ende. Der Volksfreund hat sich vieles ad notam genommen und ist drum in der Lage, bei jedem Besuche seinen Lesern ein

### Schatzkästlein

zu öffnen und mit Lächeln und freundlichen Worten guten Lebensrath auszutheilen. Und so bleibt nur Eines noch zum Schlusse übrig — eine recht innige Bitte! Da der vorläufige Volksfreund sich nicht einbildet, alles Wissen auf dem Kraut gegessen zu haben, auch da er nicht überall zugleich sein und Alles selbst sehen kann: so bittet er Jedermann, alle Beschwerden, die er vor seinem Gewissen vertreten kann, einzusenden — und nicht nur Beschwerden, sondern auch, wie der Arzt von Weinbrüchen sagt: schöne Fälle, edle Handlungen und Seelenzüge; sie werden mit Freuden und sogleich aufgenommen; denn der Volksfreund will eine weihervolle offene

### Gerichts- und Berichtshalle

für Alles und Alle eröffnen und so viel als möglich sehen, hören, beurtheilen lassen und dadurch bessern und erleuchten!

Josef Hank,

verantwortlicher Redacteur, bis der „Volksfreund“ sich findet, der mehr als zehn Millionen wert ist!

## 3.

**Publicistische Leiden und Freuden.**

Die Ankündigung wirkte. Wir hatten binnen wenigen Tagen eine erfreuliche Anzahl Abonnenten und verkauften von jeder neuen Nummer auf der Straße bei 6000 Exemplare. Der naiv-gemüthliche Ton, der in der Ankündigung und in den ersten Blättern angeschlagen wurde, traf trotz Revolution und fieberhafter Aufregung noch auf eine große Menge natürlich fühlender und heiterer Wiener Herzen, die zwar auch den Vorfällen des Tages und den Ereignissen der Zeit das ernsteste Interesse entgegenbrachten, aber um Alles in der Welt nicht vertragen konnten, daß jeder Zeitungston wie ein ohrzerreißender Trompetenstoß die Leser überfalle, verwirre und betäube. Die Umgebung Wiens und weithinaus das offene Land lieferten uns besonders wohlgeneigte Leser, die, wie sich später zeigte, ungeachtet der zunehmenden Stürme mit rührender Treue an unseren Gaben hiengen. Konnten wir also mit dem Beginne unsers Unternehmens wohl zufrieden sein und das Begonnene mit Zuversicht fortsetzen, so mußten wir doch bald erfahren, wie sehr wir in ungleichem Kampfe standen. Es war in so aufgeregten Tagen, wo nicht nur morgens, sondern auch mittags und abends von Nah und Ferne überraschende und erschütternde Nachrichten erwartet wurden, für ein Blatt schon ein gefährlicher Nachtheil, wenn dasselbe nicht täglich, sondern nur dreimale in der Woche und auch da nur einmal des Tages erschien, während zahlreich auftauchende Blätter und Blättchen zwei- und dreimale des Tages erschienen, immer traubenschwer behangen mit tausenderlei wahren, übertriebenen oder ganz erfundenen und für die krankhaft aufgeregte Phantasie berechneten Neuigkeiten. Dazu kam die zunehmende Steigerung der Gesinnungsauswüchse, die vor keiner politischen Extravaganz nach Form und Inhalt zurückschreckte und nach den Forderungen einer Monarchie mit nahezu republikanischen Grundlagen die Republik selbst verwegener genug

anzuempfehlen begannen. Die Republik in Oesterreich! in einem Reiche der disparatesten kleineren und größeren Völkerschaften, die — mit Ausnahme der Deutschen — bei laß gewordenem Gesamtverbande und mit frei werdendem Selbstbestimmungsrechte unverweilt auf Nimmerwiedersehen centrifugal auseinanderfahren mußten! Und diese Blätter eroberten alsbald die Rolle der Vorkämpfer und rissen durch die Energie ihrer Sprache und Ideen Kühnheit einen großen Theil des Publicums mit sich. Mit diesen Vortheilen verbanden viele Blätter eine Berwegenheit und Findigkeit der Reclame, die oft von außerordentlicher Wirkung war, aber dem ehrlichen Mitstrebbenden einfach versagt bleiben mußte. So traf ich eines Tages, den Kohlmarkt heraufkommend, einen großen Zusammenlauf von Menschen, die alle nach einer Zeitungsverkäuferin hinstürmten; die Blätter flogen nur so aus der Hand derselben unter das Publicum, das unter schallendem Gelächter um sie kämpfte, während die alte, zahnlose Austrägerin, braunroth wie eine Bienenkönigin im Gesichte, eine Hiobspost vor sich hinschrie. Und was rief sie? „Der Papst hat g'heirath!“ Und was erzielte sie damit? Dafs binnen einigen Minuten kein Exemplar des Blattes mehr zu haben war. Und enthielt das Blatt wirklich die so in die Welt gerufene Nachricht? Es brachte nur eine Notiz, dafs Pio Nono mit dem Gedanken umgehe, das Cölibat aufzuheben! —

Solche Mittel zu concurriren, standen uns nicht zu Gebote. In mir persönlich hatten sich trotz Jugend und feurigem Herzen die Grundsätze einer gewissen Mäßigung bereits kräftig festgesetzt; ich sah in der Übertreibung der Forderungen die ganze Errungenschaft der Zeit gefährdet, die republikanische Vordringlichkeit schien mir Vaterland und die Dynastie, an denen ich von Jugend auf mit pietätvoller Innigkeit hieng, toll zu bekämpfen und die kleinlichen, wenn auch mitunter sehr heiteren Reclamamittel, um einen flüchtigen Erfolg beim Straßenabfahz zu erzielen, widersprachen unserer ganzen Denkart. Wir beschränkten uns bei unserm journalistischen Bestreben darauf,

dafs wir, was wir brachten, durch Humor, Eigenartigkeit und, wo es sein mußte, durch Ernst, der zu Herzen gieng, belebten und vertieften; dieses Bemühen hielt uns wirklich oben in der Gunst unserer Leser und nach einigen Wochen überraschten uns Beweise von Befriedigung und Freude am Gebotenen, wie sie schwerlich sonst öffentlichen Blättern zutheile werden.

Ich wohnte in dem Hause des Kohlmarkts, in welchem ebener Erde sich das zu jener Zeit mit Recht sehr beliebte Gasthaus „Zum Lothringer“ befand. Eines Morgens, da sich auf der Straße ein wilder Lärm erhob, wie er plötzlichen Barricadenbau und Straßenkämpfen vorherzugehen pflegte, trat ich an ein Fenster meiner im 3. Stocke befindlichen Wohnung, um über die Bewegung Näheres zu erfahren, als, umdrängt und umtobt von einer zum Theil bewaffneten Menge, ein Bauerwägelchen vor dem „Lothringer“ vorfuhr und neben dem Hausthore hielt. Die Menge, eine gewöhnliche Lärmtruppe, wie sie damals täglich, den Verkehr störend, durch die Straßen tobten, zog ohne Aufenthalt nach dem Graben weiter, von dem Wägelchen aber, das am Hausthore neben dem „Lothringer“ hielt, stiegen drei anständig gekleidete Bauern ab.

Vom Fenster zurücktretend, war ich im Begriffe, mich an meinem Schreibtisch niederzulassen, um eine angefangene Arbeit fortzusetzen, als es leise und bescheidenlich an meine Thüre klopfte. Auf mein „Herein!“ klopfte es noch einmal, dann wurde die Thüre sachte aufgedrückt und zwei Bauern, die breitkrämpigen Hüte an die Brust drückend, traten verlegen lächelnd herein. Ich gieng ihnen entgegen und fragte, was sie wünschten? Sie lächelten noch auffallender und sagten, sie hätten was zu übergeben und ob ich erlaube, dafs sie's bringen dürften? Ich fragte, was sie brächten? Für wen sie's brächten? Ich hätte nichts zu erwarten; — sie irrten sich vielleicht in der Adresse? Sie nannten meinen Namen, sagten, dafs sie Abonnenten des „Volksfreundes“ seien und mir gerne eine Freude machen möchten — ich machte ihnen auch mit dem *Blatte* eine so große Freude! Erstaunt blickte ich sie eine Weile



an, dann sagte ich: „Aber Leute! Wer hat Euch auf solche Gedanken gebracht? Ich brauche nichts; ich hab' was ich brauche und die größte Freude, die Ihr mir erweisen könnt, habt Ihr mir schon gemacht, da Ihr sagt, daß Ihr mit meinem Blatte zufrieden seid!“ Sie wiederholten jetzt zutraulicher ihre Bitte, sagten, was sie bringen, befände sich schon vor der Thüre — ich möchte nur erlauben, daß sie's in das Zimmer bringen — und ohne daß sie meine Antwort erwarteten, öffneten sie die Thüre und schleppten durch dieselbe: einen Riesenlaib Landbrot, zwei Keule Rauchfleisch, einen sauber in Leinwand gehüllten Ballen kostbarer Butter und drei gemästete Haushühner! Ich schlug die Hände zusammen, lachte und rief: „Aber Leuten! Wann soll ich das aufessen? Wer soll mir's bereiten? Ich bin nicht verheiratet und pflege nur wenig zu essen!“ Das verschlage nichts, meinten die Spender, ich würde schon eine Verwendung finden, ihnen sei die Hauptsache, mir einen guten Willen zu zeigen und Dank zu beweisen! Damit zogen sie mit Complimenten ab und ließen mich mit den Geschenken allein, die ich nicht anders zu bewältigen wußte, als daß ich mir Jugendfreunde einlad und dieselben unbefchränkt genießen ließ; die Reste verschenkte ich an ärmere Familien im Hause, namentlich an die Frau und Kinder eines nebenan wohnenden Schneidermeisters . . .

So war also dem Frohmuth zu weiterer Thätigkeit eine artige Aufmunterung zutheil geworden und wir arbeiteten auch wohlgerüstet weiter . . . Und das war keine leichte Aufgabe . . . An allen Ecken und Enden zuckte es fort und fort; was errungen war, drohte mit jedem Tage wieder verloren zu gehen; „Freunde des Volkes“ tauchten auf, die an den bisherigen Erfolgen nicht den mindesten Antheil hatten, jetzt aber um so zudringlicher das Wort zu führen strebten und heimlich die Agenten für Alles waren, nur nicht für das, was sie als ihre Zwecke angaben. Wien war überflutet von Agenten aller Sorten, die die Revolution hassten und nur aufzuregen und zu verwirren suchten, die Wien hassten und es um feinen

glänzenden Ruf einer deutschen und freisinnigen Stadt zu bringen bemüht waren. Von Wien aus, wußten sie, giengen tausend Anregungen im Guten wie im Schlimmen aus und je nach den geheimen Zwecken wählten auch die geheimen Agenten. Diese zu kennzeichnen, diesen entgegenzuwirken, überhaupt das Errungene zu sichern, einzubürgern, aus den allgemeinen Umrissen herauszuarbeiten — kurz, Oesterreich in einen freien, ehrlich constitutionellen Staat zu verwandeln, galt es und in diesem Sinne setzten wir also unsere Thätigkeit fort . . .

## 4.

**Rasloses Bemühen für Aufklärung und Frieden. Wien in neuer Fehdterstellung. Die Flucht des Kaisers. Geheimnißvoller Dank. Die Wahl nach Frankfurt. Abschied von Wien.**

Jedem Ereignisse, jedem Vorfalle, der sich auf Staatsinteressen und Bürgerwohl bezog, wurde in unserm Blatte der Stempel des Tages aufgedrückt; die eben überstandene Bewegung erschien im Lichte der Zeit, in der Verherrlichung der Gründe, die das Ereignis hervorgerufen; erschien eine Deputation in Wien — und sie zählten nach Hunderten — so wurde ihr eine Belehrung geboten; der Ausblick in die Welt wurde fortgesetzt und aufrichtige Worte wurden an die Regierung gerichtet, daß sie durchführen und ergänzen möge, was sie versprochen habe; die Völker Oesterreichs wurden erinnert, daß sie frei, aber nicht schrankenlos werden sollen; an den Adel ergieng die Mahnung, daß er sich der verderblichen Vorrechte entäußern und nur jene Vorzüge pflegen solle, die ihn als einen bevorzugten Bürger auszeichnen; — die Beamten wurden aufgefordert, wackere Diener des verbesserten Staates, Freunde, Brüder, Förderer des Volkes zu werden — kurz, belehrende und aufmunternde Worte an Stände und jeden Einzelnen besonders gerichtet. Dabei wurde nicht veräußert, den Leuten über Alles die Augen zu öffnen, was bedeutsam und mindestens

in Umrissen zu kennen nothwendig oder doch nützlich sein konnte. „Was ist der Staat?“ hieß es eines Tages in unserm Blatte, und die Wichtigkeit, Einrichtung und Ersprießlichkeit dieser Organisation wurde nahegelegt. „Was ist das Volk?“ lautete die Frage des andern Tages und setzte ins Klare, wie Adel, Bürger und Handwerker im schönsten Sinne des Wortes diese Einheit darthun sollen. „Volksthum und Polizeistaat“ erläuterte die Widersprüche, die durch beide Stichworte ins Leben gerufen werden. „Ueber Volkserziehung“ legte dem Staate nahe, worin seine Hauptaufgabe liege, dem Volke jene Erziehung zutheile werden zu lassen, die ihm gebühre und durchaus nicht vorenthalten werden dürfe. In jene Zeit fielen die Zerwürfnisse der Tschechen und Deutschen in Böhmen und eine Deputation der letzteren erschien in Wien, um ihre Grundsätze und Verwahrungen gegen die Tschechen den Ministern Billersdorf und Sommaruga zu überreichen; den Mitgliedern dieser Deputation schloß ich mich persönlich an und stellte mein Blatt zu ihrem Dienste. Der Brief von Jeremias Gotthelf wurde abgedruckt und mit Bemerkungen versehen; Volksschriften Gotthelfs und Auerbachs fanden lebhaftere Empfehlung. Ein Pressegesetz wurde erläutert. „Wie sollt Ihr wählen?“ gieng als wohlgemeinter Rathschlag unter die Leute; und so wurde fortgefahren, über Staat und Religion, Genossenschaften und Parteirichtungen, Tagesvorfälle aus der Nähe und Ferne wohlmeinende Ansichten zu verbreiten und neben zahllosen Wünschen und wohlbegründeten Anforderungen vor Übertreibungen und bedenklicher Ungeduld abzurathen, da ja die großartige Aufgabe der Neugestaltung des Staates und die Heilung altererbter Übelstände nicht an Einem Tage stattfinden könne. . . .

In diese Zeit publicistischer Rathschläge, Ermahnungen und wohlgemeiner Belehrungen fiel ein Ereignis, das gleich einem vulcanischen Ausbruch urplötzlich hervorbrach und die halbberuhigten Gemüther mit Entsetzen und neuerregten Leidenschaften erfüllte . . .

Die heranrückende Zeit der Wahlen für den Reichsrath hatte in Volksversammlungen und in den Blättern die Frage in den Vordergrund gedrängt: Soll in unserm Verfassungsleben das Einkammer-System oder Volkshaus und Herrenhaus die Oberhand bekommen? Die Frage wurde durch die äußerst hitzige Behandlung in eine wahrhaft „brennende“ verwandelt und im Sinne des Einkammersystems entschieden, während die Regierung und deren Organe für Volkshaus und Herrenhaus eintraten; die Regierung machte bei Entscheidung dieser Frage Miene, ihre Energie selbst durch Anwendung der Militärmacht zu beweisen und veranlasste am 15. Mai eine Demonstration als Einschüchterungsversuch, indem sie einige Regimenter in der innern Stadt und namentlich in und um die kaiserliche Hofburg aufmarschieren ließ. Allein die Demonstration erwirkte nur eine jähzornige Entrüstung der Stadt, im Au erhoben sich in allen Straßen Barricaden, die akademische Legion, die Nationalgarde, wer nur Waffen fand und tragen konnte, rückte aus — und diese fürchterliche Gegendemonstration bewirkte sofort eine Nachgiebigkeit der Regierung, die für den ersten Reichstag eine Kammer — eine constituierende Versammlung — einzuberufen versprach. . . . Dieses Zugeständnis benahm der Aufregung die gefährlichste Spitze, das Militär wurde zurückgezogen, die Barricaden verschwanden nach und nach und die akademische Legion wie die Nationalgarde beschränkten sich auf die üblichen Exercitien und auf das Besetzen bestimmter Wachen. . . . Aber schon drei Tage nach dieser Beruhigung durchflog eine neue Sensationsnachricht die bedauernswerte Hauptstadt — sie lautete im Volksmund:

„Der Kaiser ist entflohen!“

und das Ministerium bestätigte am 18. Mai die Thatsache durch folgenden Anschlag, in dessen gedämpftem Tone Wehmuth, Befangenheit und Unbehagen sich nicht verleugneten.

„Heute in der neunten Abendstunde,“ so lautete der Anschlag, „ist dem Ministerium die mündliche unerwartete Mit-

theilung zu gekommen, daß Se. Majestät der Kaiser aus Gesundheitsrückichten in Begleitung der Kaiserin und des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Karl sammt seiner erlauchten Gemahlin und drei Prinzen die Residenz verlassen und die Route nach Innsbruck eingeschlagen habe. — Das unterzeichnete Ministerium,“ fuhr die Kundmachung fort, „welches die Gründe und nähern Umstände dieser Reise nicht kennt, sieht sich verpflichtet, dieselbe zur Kenntniss der Bevölkerung der Residenz zu bringen. — Daselbe hat es als seine erste Pflicht erkannt, in der Person des Obercommandanten der Nationalgarde, Grafen Hohos, eine vertrauenswürdige Person an Se. Majestät sogleich in der Nacht abzusenden und die dringende Bitte zu stellen, daß die Bevölkerung durch die Rückkehr des Kaisers oder durch eine offene Darstellung der Gründe, welche dieselbe unmöglich machen, beruhiget werde. Derselbe dringende Wunsch wird dem Herrn Erzherzoge durch die Absendung des Präsidenten Grafen Wilczek vorgetragen werden. — Der Ministerrath erkennt ebenso in diesem wichtigen Augenblicke die heilige Pflicht, den Interessen des Vaterlandes seine ungetheilte Sorge und Aufmerksamkeit zu widmen und unter seiner Verantwortung so zu handeln, wie es die Umstände erheischen. Die Unterstützung der Mitbürger und aller Gutgesinnten wird ihn in den Stand setzen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten und zur Beruhigung der Gemüther beizutragen. Was über dieses Ereignis zur Kenntniss der Minister gelangt, wird jedesmal getreu und vollständig zur allgemeinen Kenntniss gebracht werden, so wie dieselben, sobald sie directe Aufträge oder Mittheilungen von dem Monarchen erhalten, dieselben veröffentlichen werden.

Wien, am 17. Mai 1848.

Die interimistischen Minister:

Pillersdorf. Sommaruga. Krauß. Latour. Dobblhof. Baumgartner.“

Die heranrückende Zeit der Wahlen für den Reichsrath hatte in Volksversammlungen und in den Blättern die Frage in den Vordergrund gedrängt: Soll in unserm Verfassungsleben das Einkammer-System oder Volkshaus und Herrenhaus die Oberhand bekommen? Die Frage wurde durch die äußerst hitzige Behandlung in eine wahrhaft „brennende“ verwandelt und im Sinne des Einkammersystems entschieden, während die Regierung und deren Organe für Volkshaus und Herrenhaus eintraten; die Regierung machte bei Entscheidung dieser Frage Miene, ihre Energie selbst durch Anwendung der Militärmacht zu beweisen und veranlaßte am 15. Mai eine Demonstration als Einschüchterungsversuch, indem sie einige Regimenter in der innern Stadt und namentlich in und um die kaiserliche Hofburg aufmarschieren ließ. Allein die Demonstration erwirkte nur eine jähzornige Entrüstung der Stadt, im Nu erhoben sich in allen Straßen Barricaden, die akademische Legion, die Nationalgarde, wer nur Waffen fand und tragen konnte, rückte aus — und diese fürchterliche Gegendemonstration bewirkte sofort eine Nachgiebigkeit der Regierung, die für den ersten Reichstag eine Kammer — eine constituierende Versammlung — einzuberufen versprach. . . . Dieses Zugeständnis benahm der Aufregung die gefährlichste Spitze, das Militär wurde zurückgezogen, die Barricaden verschwanden nach und nach und die akademische Legion wie die Nationalgarde beschränkten sich auf die üblichen Exercitien und auf das Besetzen bestimmter Wachen. . . . Aber schon drei Tage nach dieser Beruhigung durchflog eine neue Sensationsnachricht die bedauernswerte Hauptstadt — sie lautete im Volksmund:

„Der Kaiser ist entflohen!“

und das Ministerium bestätigte am 18. Mai die Thatsache durch folgenden Anschlag, in dessen gedämpftem Tone Wehmuth, Befangenheit und Unbehagen sich nicht verleugneten.

„Heute in der neunten Abendstunde,“ so lautete der Anschlag, „ist dem Ministerium die mündliche unerwartete Mit-

theilung zugetommen, daß Se. Majestät der Kaiser aus Gesundheitsrückichten in Begleitung der Kaiserin und des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Karl sammt seiner erlauchten Gemahlin und drei Prinzen die Residenz verlassen und die Route nach Innsbruck eingeschlagen habe. — Das unterzeichnete Ministerium,“ fuhr die Kundmachung fort, „welches die Gründe und nähern Umstände dieser Reise nicht kennt, sieht sich verpflichtet, dieselbe zur Kenntniß der Bevölkerung der Residenz zu bringen. — Dasselbe hat es als seine erste Pflicht erkannt, in der Person des Obercommandanten der Nationalgarde, Grafen H o p o s, eine vertrauenswürdige Person an Se. Majestät sogleich in der Nacht abzusenden und die dringende Bitte zu stellen, daß die Bevölkerung durch die Rückkehr des Kaisers oder durch eine offene Darstellung der Gründe, welche dieselbe unmöglich machen, beruhiget werde. Derselbe dringende Wunsch wird dem Herrn Erzherzoge durch die Absendung des Präsidenten Grafen Wilczek vorgetragen werden. — Der Ministerrath erkennt ebenso in diesem wichtigen Augenblicke die heilige Pflicht, den Interessen des Vaterlandes seine ungetheilte Sorge und Aufmerksamkeit zu widmen und unter seiner Verantwortung so zu handeln, wie es die Umstände erheischen. Die Unterstützung der Mitbürger und aller Gutgesinnten wird ihn in den Stand setzen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten und zur Beruhigung der Gemüther beizutragen. Was über dieses Ereignis zur Kenntniß der Minister gelangt, wird jedesmal getrenn und vollständig zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden, so wie dieselben, sobald sie directe Aufträge oder Mittheilungen von dem Monarchen erhalten, dieselben veröffentlichen werden.

Wien, am 17. Mai 1848.

Die interimistischen Minister:

Billersdorf. Sommaruga. Krauß. Latour. Dobbshof. Baumgartner.“

Dieser Anschlag beruhigte zwar die hochgehende Aufregung insoferne, als man sich in Bezug auf Erhaltung der öffentlichen Ordnung mit den wohlwollenden Absichten des Ministeriums einverstanden fühlte, aber ein schon längst wachgewordener Argwohn, dass um den Hof sich eine einflussreiche Camarilla gebildet habe, die jetzt thatsächlich in die Ereignisse einzugreifen und im rückschreitenden Sinne alle Erregenschaften der politischen Bewegung zu beseitigen beginne, nahm jetzt die Gestalt einer fanatischen Volksüberzeugung an und begann gegen gewisse Personen, die namhaft gemacht wurden, blindwüthend zu toben und zu drohen. Aus diesem Treiben heraus, unter Würdigung der Anklagen gegen mit Recht oder Unrecht öffentlich beschuldigte Personen sind jene Artikel meines Blattes geschrieben, welche am 23. Mai 1848 unter den Überschriften: „Judas der Erzschelm,“ „Was sagen die Fremden jetzt über die Wiener?“ „Unfere Freiheit ist noch jung,“ „Warum hat man uns den geliebten Kaiser entführt?“ „Der schönste Tag von Wien“ und „Wien ist nicht zum Kreuze gekrochen“ veröffentlicht worden sind und ihrer ehrfamen, herzlichen und ernstheiteren Stimmung wegen so lebhaft angesprochen haben, dass alle vorrätigen Exemplare im Einzelverkauf an Einem Tage abgesetzt worden sind. In der Buchhandlung Jasper, Hügel und Manz (Herrngasse) erschien ein livrierter Herrschaftsdienner mit einem großen Flaschenkorb voll der feinsten Weine, den er mit dem Bemerkten abgab: Für den Redacteur von meinem gnädigen Herrn, der an dem heutigen Blatte großes Wohlgefallen findet.“ Nach diesen Worten entfernte er sich rasch, so dass man nicht sicherstellen konnte, welcher Herrschaft der Überbringer des Weines diente. . . Ich machte den Flaschenkorb den Verlegern des Blattes zum Geschenk und diese luden eine größere Gesellschaft von Freunden zu einem Festessen ein, das uns bis tief in die Nacht hinein fröhlichst beisammen hielt. . .

Die Ruhe und Ordnung wurde fortan nicht gestört; Bürger, Nationalgarde, Studenten und Arbeiter waren von



einem bewundernswerten Gemeinfinn erfaßt, man wollte dem Hofe beweisen, wie sehr Ruhe und Ordnung in Wien heilig gehalten werden, man wollte dem gemeinsamen Feinde, der Camarilla, jeden Vorwand zu Anklagen benehmen und dem Kaiser den Entschluß zur Rückkehr erleichtern. Auch giengen Deputationen der Bürger und Studenten an den Kaiser zahlreich ab mit Versicherungen der Loyalität und unverbrüchlicher Treue.

In gleichem Geiste wirkten, mit Ausnahme weniger der radicalsten Blätter, die öffentlichen Organe und schienen sich eines guten Erfolges zu erfreuen; wenigstens konnten die Vorbereitungen zu den Abgeordnetenwahlen und dann die Wahlen selbst (für den österreichischen Reichsrath und für das Parlament in Frankfurt) ohne alle Störungen vorgenommen werden.

Obwohl ich es als eine große Ehre erachtet haben würde, ein Reichsraths-Mandat zu erhalten, so trat ich doch nirgends als ernstlicher Bewerber auf; meine Heimat im Böhmerwalde setzte sich freiwillig und nachdrücklich dafür ein, mir das Mandat für den österreichischen Reichsrath zu erobern, ich erhielt aber vier Stimmen weniger als der tschechische Candidat (eine Folge des sprachlich gemischten Wahlkreises) und ich mußte vorläufig fortsetzen, was ich angefangen hatte: meine publicistische Thätigkeit. Erst im August 1848 erhielt ich ganz unerwartet einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir anzeigte, daß meine Heimat sich nicht länger hinhalten lassen wolle, die Abgeordnetenwahl nach Frankfurt vorzunehmen, daß ich die Ausschreibung der Wahl beim Ministerium veranlassen möge und überzeugt sein könne, zum Abgeordneten gewählt zu werden, da nur die Deutschen der Grenzbezirke zu wählen entschlossen sind. Ich gieng zum Minister Willersdorf, setzte ihm die Verhältnisse meiner Heimat auseinander, sagte, daß die Deutschen nicht gehindert bleiben dürften, die Wahl nach Frankfurt vorzunehmen, nachdem die Tschechen sich dagegen wehren und ersuchte ihn, einen deutschen Wahlbezirk ausscheiden und die Wahl so rasch als möglich vornehmen zu lassen. Der Minister kam mir äußerst freundlich

entgegen, sagte, dass die Wahlen nach Frankfurt ja auch für Böhmen längst bewilligt und, wie ich wüßte, in deutschen Bezirken bereits vollzogen seien; er sei gerne bereit, dem Wunsche meiner Böhmerwälder Heimat zu entsprechen. Er hielt Wort; an den Statthalter von Böhmen ergieng telegraphisch der Auftrag, den Wahlkreis meiner Heimat festzustellen und die Wahl sofort auszuschreiben — und 12 Tage später erhielt ich die Nachricht, dass ich in Bischofteinitz aus der Wahl als Abgeordneter hervorgegangen sei . . .

Als Abgeordneter gewählt! Für das Parlament in Frankfurt am Main! . . . Meine Freude war groß, aber bald auch meine Sorge, ob ich die Kraft und Reife werde nachweisen können, dieser bedeutenden Aufgabe ehrenvoll zu entsprechen. Ich erwog diese Aufgabe nach allen Richtungen, fand eine gewisse Beruhigung in dem Gedanken, dass in Frankfurt eine Versammlung tage, die aus den hervorragendsten Männern aller geistigen Gebiete und Erfahrungen zusammengesetzt sei, unter denen namhafte Landsleute aus Oesterreich sich bereits vortheilhaft hervorzu thun begonnen hatten, machte mir klar, was außer den freiheitlichen Fragen, für uns Oesterreicher von maßgebender Bedeutung sei: Oesterreich in seiner Gesamtheit aufrecht zu erhalten und unser altherwürdiges Kaiserhaus an die Spitze des neuen deutschen Reiches zu setzen. Die letztere Frage lag mir außerordentlich am Herzen, ich fand eine unglückliche Lösung dieser Frage für ganz unmöglich und war entschlossen, was auch kommen möge, einer solchen Entscheidung mit allen mir persönlich verfügbaren Mitteln entgegenzuwirken. Ich fand in dieser Entschliebung eine gewisse Kraft und Vertrauensseligkeit in meine Aufgabe und begann meine Ausrüstung zur Reise nach Frankfurt mit einer vertrauensvollen Freudigkeit, die freilich durch einige Umstände eine schmerzliche Dämpfung zu erfahren hatte . . .

Meine Abreise von Wien war vielleicht ein Abschied für immer; ich sollte eine Stadt verlassen, an der mein ganzes Herz hing, ich sollte einen Boden verlassen, auf dem ich schon

die Marksteine meiner Zukunft ausgesteckt hatte, zwischen denen ein reiches Liebesleben in einem paradiesisch gedachten Fruchtgarten freudiger Thätigkeit aufgehen sollte. Freilich hatte ein unerforschliches Geschick auf diesem Boden meiner Zukunft in den letzten Jahren manche Wandlungen veranlaßt, die geeignet waren, meine Hoffnungen herabzustimmen. Der Chef des Hauses, Herr Ritter v. Planer, war unerwartet plötzlich gestorben und seine Kanzlei in andere Hände übergegangen; die liebevolle Beschützerin des Hauses, Frau v. Planer, hatte sich von ihrem rasch verschlimmerten Leiden nicht mehr erholen können und erlag demselben bald nach dem Scheiden ihres Gatten. Der älteste Sohn Theodor, mein lieber Freund und Studiengenosse, der sich im Gesang ausgebildet und bereits ansehnliche Engagements in Leipzig und andern Städten Deutschlands erhalten hatte, war in Magdeburg durch ein Nervenfieber in der Blüte seiner Jugend hingerafft worden. Man hatte gerade noch Zeit und Protection gefunden, zwei meiner Böglinge in ein Convict in Prag unterzubringen und dem dritten, der besondere Vorliebe für Ökonomie zeigte, Gelegenheit zu verschaffen, auf einem Gute in Ungarn für einen späteren Verwalterposten vorbereitet zu werden. Fräulein Theresia (Risa) war von einem Onkel, Seidenfabrikanten einer südlichen Vorstadt Wiens, in sein Haus aufgenommen, in dem sie an der Tochter des Hausherrn eine Freundin fand . . . Mein Abschied von der Familie Planer war also nur von Einer Person, von Fräulein Risa, zu nehmen und er wurde so schmerzlich als möglich genommen. Da ich angesichts einer ungewissen, bedenklichen Zukunft von Wien Abschied nahm und nicht ahnen konnte, ob und wann und unter welchen Umständen ich einst wiederkehren werde, schied ich von dem verehrten Fräulein wie ein tiefbewegter Bruder, der keine Worte des Trostes und der Hoffnung fand . . .

Noch im Taumel des Abschiedschmerzes traf ich in meiner Wohnung eine Vorladung des Staatsanwaltes, betreffend die Anklage eines Pressprocesses wegen eines Artikels

in der neuesten Nummer meines Blattes. Da ich schon am nächsten Morgen abreisen wollte und meine Ankunft in Bischofssteinig und in meinem Elternhause bereits angezeigt hatte, konnte diese Vorladung unter Umständen recht unangenehm werden; wie aber die Dinge lagen, war ich jeder Verantwortlichkeit so gut als entzogen. Ich hatte das Blatt meinen Verlegern bereits ohne Vorbehalt übergeben, sie hatten auch meinen Nachfolger schon ernannt und mich nur gebeten, wegen der bevorstehenden Erneuerung des Abonnements meinen Namen noch 14 Tage lang auf dem Blatte wie bisher zu belassen. Der incriminierte Artikel war von meinem Nachfolger Tuvora und bestand in einer öffentlichen Zuschrift an die Mutter Gottes in Mariazell, die Bitte enthaltend, dass sie in diesen Tagen der Nothlage ihre wohlthätige Hand auch eröffnen und mit den ihr bisher geopfertem kostbaren Geschenken dem öffentlichen Wohle ein wertvolles Geschenk verehren möge! Das nahm denn doch die Pressverwaltung übel und wollte mich als Redacteur zur Verantwortung ziehen. Ich begab mich zum Staatsanwalt, einem freundlichen Manne im besten Alter (sein Name ist mir leider entfallen), berichtete ihm offen mein Verhältnis zu meinem bisherigen Blatte und ward mit einem freundlichen Händedruck und einem herzlichen Glückwunsch zur Reise nach Frankfurt entlassen. Ich behob mein Reisegeld, das mir als Abgeordneten officiell zukam, und fuhr des andern Morgens als Mitglied des deutschen Reichsparlaments zu demselben Schottenthore hinaus, durch welches ich seiner Zeit als armer, verschüchterter Studiosus zu Fuß hereingewandert war, um geistige Nahrung an der Universität und leibliche Nahrung durch Fleiß und Hilfe guter theilnahmsvoller Leute zu finden . . .

## 5.

**Reise nach Frankfurt. Fieber-Brüchen der Zeit. Ankunft in der Parlamentsstadt. Nur Lage der Dinge. Der erste Besuch in der Paulskirche.**

Die Reise gieng erfreulich von statten. Ein beglückender Schwung des Herzens, politische Ideale, die nach flüchtigem Kampf in Erfüllung gehen müßten, ehrenvolle Heimkehr nach standhaft erfüllter Pflicht — das waren meine erhebenden Reisegefährten und die stimmungsvolle Bewegung des Volkes, die ich überall traf, war geeignet, meine stille Herzensfreude zu fördern und zu erhöhen.

In Bischofteinitz (meinem Wahlort) stieg ich bei einem Gastwirte ab, der als guter Deutscher und freisinniger Gesinnungsgenosse im Wahlcomité eine hervorragende Rolle gespielt und für meine Wahl gewirkt hatte. Ich blieb hier zwei Tage, wohlwollend aufgenommen und in einem vom Wirte geladenen Kreise von Freunden die Grundsätze besprechend, die ich in Frankfurt a. M. als meine Leitmotive geltend zu machen beschloßen habe; sie wurden gebilligt, insbesondere der Grundsatz, daß Oesterreich an die Spitze des neuen deutschen Reiches kommen solle; in Bezug auf die Principien der freiheitlichen Neugestaltung Deutschlands und Oesterreichs merkte ich wohl, daß meine Conferenzgenossen in manchen Punkten einige Schritte hinter meinen Ansichten zurückstanden, doch führte dies zu keinerlei Differenz in unserer freundschaftlichen Beziehung. Vor meiner Weiterreise wurde mir von einem Vertrauensmanne des Fürsten Trautmannsdorf, der sich in seinem Schlosse zu Bischofteinitz aufhielt, mitgetheilt, daß der Fürst mich kennen zu lernen wünsche und sich freuen würde, mich zu empfangen. Ich war gerne bereit, dem Wunsche des Fürsten zu entsprechen, fand mich auch bald in dem Schlosse ein und wurde in einer Veranda vom Fürsten und seinem Gaste, dem General Fürsten Karl v. Liechtenstein, freundlich empfangen. Der Fürst Trautmannsdorf war eine hübsche

Erfcheinung, noch im besten Mannesalter und wünschte vor Allem von mir zu hören, wie es in Wien, von wo ich eben komme, gegenwärtig stünde? Ich sagte ihm die volle Wahrheit, daß Wien gegenwärtig wieder ruhig und ernstlich beschäftigt sei, die schwer errungene Ruhe zu erhalten und für die großen Aufgaben der Neugestaltung des Staates sich vorzubereiten. Für eine glückliche Beilegung aller Zeitzerwürfnisse sei vor Allem nothwendig, daß ehrlich gehalten werde, was versprochen worden ist, daß der allerhöchste Hof (von Innsbruck) nach Wien zurückkehre, die ihm zunächst stehenden Stände, insbesondere der Adel, eine ruhigere Auffassung der Zeitverhältnisse finden und einen nicht mehr zu umgehenden Ausgleich der Ideen nicht ferner von sich weisen. Der Fürst schwieg nachdenklich, während sein Gast etwas nervös bemerkte: „Wer könnte mit Sicherheit auf die Ruhe einer Menge bauen, die seit kurzem so arge Ausschreitungen begangen?“ Ich erwiderte: „Vertrauen auf beiden Seiten muß versucht werden und will verdient sein. Die Bevölkerung Wiens ist vortrefflich. Trotz der großen Aufregungen sind noch keine Ausartungen und wilde Verirrungen vorgefallen, die Arbeiter schreiben selbst auf die geschlossenen Kaufläden: „Heilig ist das Eigenthum“, und die Tage der Aufstände weisen nach Polizeiberichten weniger Vergehen gegen Eigenthum und persönliche Sicherheit auf als die ruhigsten Friedenstag!“ Der Fürst Trautmannsdorf lenkte das Gespräch nun auf meine Wahl, wünschte mir Glück zur Reise nach Frankfurt und fragte dann lächelnd: „Was hoffen Sie uns von Frankfurt mitzubringen?“ Ich erwiderte ebenfalls lächelnd: „Mindestens den Kaiser von Oesterreich als Kaiser von Deutschland!“ Ich verneigte mich Abschied nehmend und der Fürst winkte mir wohlwollend zu, indem er sich anschickte, mit seinem Gaste ins Schloß zurückzutreten . . .

Denselben Tag noch führte mich das Wägelchen, das mir nach Bischofsteinitz entgegeneschiedt war, nach meinem Geburtsorte Friedrichsthal. Vor meinem Elternhause hatte

sich eine zahlreiche Gruppe von Ortsbewohnern angesammelt, an ihrer Spitze die lieben Eltern, Geschwister und nächsten Verwandten. Die Begrüßung war herzlich und rührend; die Wohnung der Eltern, im Ausnahmehäuschen, wurde bis spät in die Nacht und während der folgenden zwei Tage nicht leer von Theilnehmenden, Fragenden und über die buntesten persönlichen Anliegen Aufschluss-Erwartenden. Jedermann wähte seine persönlichen Verhältnisse im innigsten Zusammenhang mit den großen Bewegungen der Zeit und sah in dem Abgeordneten den richtigen, allmögenden Vermittler, Helfer und Retter. Ich hatte ununterbrochen zu thun, den Leuten klar zu machen, um was es sich in Frankfurt handle, was die Aufgabe des Reichsraths in Wien sei, und konnte in den meisten Fällen nur mit dem Hinweis trösten und beruhigen, daß nach der Durchführung und Sicherstellung des constitutionellen Staates nach allen Richtungen Abhilfe und Verbesserungen eintreten werden. Der Bauer konnte schon ganz bestimmt mit der Zusicherung erfreut werden, daß Robot und Zehent bald möglichst beseitigt, die Patrimonialgerichtsbarkeit durch kaiserliche Verwaltung ersetzt und die ärgsten Lasten abgeschafft oder nach und nach abgelöst werden. Niemals habe ich herzbewegender gesehen, was für die Menschen die Hoffnung sei. Die Zeit hatte Umwälzungen hervorgebracht und große erlösende Hoffnungen wie ein blendendes Feuerwerk in die Luft getrieben und jetzt folgten Hände, Augen, Herzen des Volkes den spielenden Hoffnungslichtern in der Höhe und Jedermann suchte nach eigensten Bedürfnissen und Wünschen einen großen oder kleinen Funken dieses Hoffnungsfeuerwerks zu erhaschen und festzuhalten und gab sich bis zur Zeit der Erfüllung zufrieden. Kurz vor meiner Weiterreise nach Frankfurt wurde ich noch zu einem Festschießen eingeladen, bei dem ich zahlreicher als bisher umdrängt, gefragt und ins Vertrauen gezogen wurde; die seltsamsten Proceßfälle, Familienereignisse, Glaubensbedenken harrten meines Rathes und ich dankte Gott, als ich endlich, von meinem älteren Bruder, Georg

dem Obergerichter, in guter Weise erlöst und heimgeleitet wurde . . .

Meine Weiterreise nach Frankfurt folgte am nächsten Morgen in frühesten Stunde. Bis nach Furth im Walde, der bairischen Grenzstadt, wurde ich in einem heimatlichen Wägelchen gebracht, begleitet von meinem Bruder, dem Obergerichter; in Furth trafen wir den Hofbesitzer Andreas Niederer aus dem Heimatsdorfe Pless, der bei meiner Wahl in Bischofteinitz eine entscheidende Rolle gespielt und sich schon manche Verdienste um die Heimat erworben hatte; seinen Verdiensten that eine bedenkliche Schwäche für Schmeicheleien Abbruch und an dieser Schwäche suchten ihn die Tschechenführer zu fassen und vom Deutschtum abzulenken. Ganz gelang zwar dieses nie, aber vor jeder wichtigen Entscheidung stiegen große, wenn auch nicht immer begründete Sorgen auf über Niederers Zuverlässigkeit, zumal sich kurz vor der Entscheidung immer einer oder mehrere der tschechischen Führer (so seiner Zeit der gewandte Journalist Pawlitschek) agitierend bei ihm eingefunden. Ich suchte Niederer während unsers kurzen Beisammenseins in Furth eindringlich zu bereden, seine Gesinnung für das Deutschtum gegen alle Unterwühlungen sicher zu stellen, und erhielt die besten Zusicherungen; dann nahm ich Abschied von meinen Begleitern und setzte meine Reise nach Frankfurt ohne Unterbrechung fort, unterwegs noch die buntesten Auftritte der Zeitbewegung erlebend, die überall, selbst in den stillsten Winkeln der Länder sich bemerkbar machte. Im kleinsten Städtchen exercierten Nationalgarden, von den Dächern der Häuser, Thürme und öffentlichen Gebäude wehten deutsche Riesenfahnen und große Anschlagzettel in grellrothen Farben kündigten Volksversammlungen an; einer dieser Anschlagzettel bedeckte die halbe Wand eines Hauses am Bahnhof, wo wir fünf Minuten hielten, und kündigte in grellen Sätzen eine entscheidende Versammlung an über die Frage: ob man die Schäfer- und Schläferversammlung in Frankfurt a. M. noch länger beisammen lassen oder heimjagen sollte, um die Dinge



gründlicher anzufassen und durchzuführen? Eine Menge unheimlicher Gestalten trieb sich in und um den Bahnhof herum, die man als Ultrademokraten bezeichnete, welche damit umgingen, das Parlament in Frankfurt mit Gewalt zu sprengen und die deutsche Einheit durch einen Dictator rasch zur Thatsache zu machen! . . . Das war mir neu und um so überraschender, als wir in Oesterreich von solchen wilden Strömungen im deutschen Volke noch wenig gehört und gelesen hatten; persönlich empfand ich es wie eine Beleidigung, dass man die anserlesene Versammlung, in die ich eben eintreten sollte, so ohne Weiters vom Erdboden wegfegen wolle! In Frankfurt, wo ich am nächsten Abend eintreffen sollte, wurden mir diese Dinge klar und vieles Andere, was mir nahe legte, meine Ansichten und Vorfätze kurz und schnell zusammenzufassen, da ich einen Schauplatz betrat, auf dem sich die Parteien bereits in voller Kampfesrüstung gegenüber standen, mit dem Feldgeschrei:

Die Oesterreich!

Die Preußen!

Die deutsche Republik! . . .

Am 10. August 1848, gegen Abend, traf ich in Frankfurt ein und stieg in einem bescheidenen Gasthof ab. In dem Gasthof waren alle Zimmer besetzt, ich konnte es nur als einen glücklichen Zufall betrachten, dass ich noch ein Cabinet verfügbar fand. Unter den Cinquartierten fielen mir mehrere Gestalten auf, die nach Kleidung und Benehmen jenen Erscheinungen glichen, die an einem der Bahnhöfe sich als „Demokraten“ bemerkbar gemacht hatten. Das Räthsel wurde mir alsbald gelöst, da mein Landsmann und treuer Freund Moritz Hartmann im Gasthof erschien, um mich zu begrüßen. Er sagte mir, dass übermorgen, Sonntag, eine revolutionäre Volksversammlung auf der „Fingstweide“ stattfinden werde, welche eine Art Rütlichswur beantragen — und die Sprengung der Nationalversammlung einleiten solle. Ich sprach meine Verwunderung, ja Empörung aus über ein so frivoles und

unzeitgemäßes Unternehmen, das auch unmöglich gelingen könne; er lächelte und sagte: „Komm, laß' uns in eine Restauration gehen und eine Stärkung nehmen, wir finden einige Freunde dort und können uns aussprechen; du wirst merkwürdige Dinge erfahren und mußt unverweilt Fühlung bekommen über Alles, was um dich vorgeht!“ Wir giengen durch einige aufgeregte Straßen, die keineswegs revolutionär bewegt erschienen; man sprach in allen deutschen Dialecten, scherzte, lachte, wie es eben damals in dem überaus fröhlichen und angeregten Frankfurt üblich war; beherbergte doch die Stadt neben dem Bundestag, mit dem Erzherzog Johann als Reichsverweser an der Spitze, gegen 500 Abgeordnete mit zahlreichen Familien, unzählige Fremde und Neugierige, die alle in Frankfurt Bedeutsames sehen, hören, erleben wollten. In der Restauration auf dem Goetheplazze fanden wir Landsleute, darunter F. N. Berger, Alfred Meißner und viele Deputierte aller deutschen Staaten. Nach allgemeiner Begrüßung und allerlei, meist politischen Anregungen suchten wir, von früher her bekannten Österreicher, uns etwas abseits zu gruppieren und dann den nächsten Interessen uns zuzuwenden. „Vor allem mußt du unterzukommen suchen“, sagte Hartmann, „und zwar in unserm Freundeskreise, bei einer Familie, die mich, Alfred Meißner, Franz Hedrich und den trefflichen Correspondenten der „Allgemeinen Zeitung“ beherbergt. Die Familie hat noch ein Zimmer frei; du kannst auch die ganze Verpflegung im Hause haben und bist eine große Sorge los!“ Ich war sofort einverstanden. „Ferner mußt du dich bald entschließen, einem Parteiverbände, einem Parlamentsclub, beizutreten; morgen wohnst du der ersten parlamentarischen Sitzung bei, stellst dich dem Baron v. Bruck vor, der unsere Diäten anzuweisen hat, kommst dann abends in den Club zum „deutschen Hof“ und in den nächsten Tagen noch in andere Verbände, die du hören und prüfen mögest, doch nicht zu lang; meiner Ansicht nach wird dir der „deutsche Hof“ am meisten zusagen, er ist entschieden liberal und großdeutsch gesinnt

und zählt sehr namhafte Abgeordnete in seiner Mitte, so den hochgeachteten Kabeaux und den vortrefflichen Redner Karl Vogt!" Ich dankte für die Weisung, beschloß ihr zu folgen und zu prüfen und bat hierauf um übersichtliche Schilderung der parlamentarischen Lage, in der ich mich zurechtzufinden hatte. Ich erhielt eine kurze, klare Übersicht, die mich in den Stand setzte, sogleich meine Entschlüsse zu fassen und sie auch folgerichtig im Verlauf der Dinge festzuhalten. Die zwei entscheidenden Parteien waren die großdeutsche und die kleindeutsche. Die letztere wollte ein Deutschland aus den reindutschen Staaten mit Preußen an der Spitze; die großdeutsche Partei wollte Oesterreich, wo möglich das ganze Oesterreich, im deutschen Verbands behalten und dem Herrscher dieses Reiches die deutsche Kaiserkrone, natürlich mit den zeitgemäßen Prärogativen übertragen wissen. Die äußerste, demokratische Partei wollte weder von dem einen, noch dem andern Kaiser wissen, sondern strebte die Republik an für alle deutschen — und wo möglich auch österreichischen Länder. Die Verfassung des deutschen Reiches war zumeist schon durchberathen und trug die Spuren der bei der Berathung kämpfenden und sich bekämpfenden Parteien. Vor meinem Eintritt in die Paulskirche hatte man den Abschluß der Verfassung unterbrochen, um „die Grundrechte des deutschen Volkes“ festzusetzen, eine Wendung, die der kleindeutschen (Gagern'schen) Partei besonders am Herzen lag, da sie eben in leidenschaftlicher geheimer Action begriffen war, die Kaiserwürde so zu gestalten, wie sie dem Könige von Preußen annehmbar erscheinen würde . . .

Andern Morgens war ich nach Hartmanns Vorschlag trefflich einquartiert, frühstückte mit meinen Quartiergenossen, nahm dann mein Abgeordneten-Mandat und wanderte an der Seite Hartmanns, von den wunderbarsten Eindrücken erfaßt, zur ersten Sitzung in die Paulskirche. Auf dem Platze vor der Kirche wie im Innern derselben herrschte eine große Bewegung; ich sah Robert Blum vor mir die Terrasse zur Kirche hinaufschreiten, in braungelbem Sommeranzug, ein Nest unterm

Arm, tief in Gedanken; er sollte heute reden. Hartmann orientierte mich in der großen, schönen, mit deutschen Fahnen und Emblemen ausgeschmückten Kirche, meinte, da ich ja doch einer Abtheilung der Linken beitreten würde, daß ich mir ohne Weiters in der Sitzreihe der linken Seite einen freien Platz aussuchen möge. Meine Wahl ward sofort getroffen; etwa in der fünften bis sechsten Bank, gegen die Mitte hin waren zwei Sitze frei, ich wählte den einen derselben, der, wie ich bald darauf erfuhr, gerade hinter dem Sitze der Vorderbank sich befand, den der Altmeister der seinerzeit vielgenannten liberalen Kämpfer der badiſchen Kammer, Fyſtein, einnahm. In derselben Bank mit Fyſtein hatte der berühmte Orientaliſt Fallmerayer ſeinen Sitz; eine Bank weiter vor, links am Eingang ſaß Karl Vogt. Rechts und rückwärts von mir hatten, wie ich ſpäter gewahrte, noch viele namhafte Männer und Redner Deutschlands ihre Plätze. Als ich mich auf meinem Sitze niederließ, ſagte Hartmann heiter: „So, lieber Freund; du biſt nun feſthalt in dieſem heiligen Raume; ich habe noch einige Schroffen höher zu steigen bis in die Region der Ultra-Seligen, wo die Luſt reiner und durchſichtiger iſt; ich horſte dort auf dem Berge.“ Er meinte die lezten Bänke der linken Seite (Club Donnersberg), wo unter andern auch J. N. Berger (unſer ſpäterer Miniſter), Ludwig Simon und Wilhelm Jordan, der ſpättere Marineraſch und noch ſpättere vielgenannte Dichter und Recitator, ihre Sitze hatten. . . Das Glockenzeichen des Präſidenten Heinrich v. Gagern kündigte den Beginn der Sitzung an und ich ſah nun dem Verlauf der Dinge mit geſpannter Aufmerkſamkeit entgegen. Die Rede Robert Blums war ſorgfältig vorbereitet und wurde ſehr wirksam vorgetragen; es fehlte ihr auch nicht an lebhaftem Beifall der Gefinnungsgenossen, aber der Eindruck war doch nicht abzuwehren, daß die Parlamentstribüne das eigentliche Feld der Beredsamkeit Blums nicht ſei, ſondern daß in Volksverſammlungen oder unter freiem Himmel der Boden für die großen Erfolge des Redners zu

suchen sei. Unter den weitern Rednern des Tages fiel mir Fürst Lichnowski auf, der gegen Ende der Sitzung sprach. Er war eine hübsche elegante Erscheinung von mittlerer Größe, sprach offenbar aus dem Stegreif, aber gewandt, lebhaft, und stürmte als Vollblut-Reactionär ungeniert gegen die liberale Zeitrichtung und die vorliegenden Anträge; — es war seine letzte parlamentarische Thätigkeit — zwei Tage später war er das Opfer derselben wüthenden Revolutionspartei, gegen die er bei seiner Lebensführung wie in seinen Reden im Parlament zu kämpfen unermüdet war . . .

## 6.

### Die Volksversammlung auf der Pfingstweide. Versuch der Sprengung des Parlaments.

Am folgenden Tage, Sonntag nachmittags, fand die angekündigte Demokratenversammlung auf der Pfingstweide statt, bei der ich, von einer gewissen Neugierde getrieben, als Zuschauer erschien. Die Versammlung war zwar zahlreich besucht, machte mir aber einen keineswegs imponierenden Eindruck, da ich von Wien kam, wo die auftretenden Massen an Zahl weit großartiger und, wie die Erfolge bewiesen, kriegerisch praktischer auftraten, indem sie, vom 13. März abgesehen, immer blitzschnell und wohlbewaffnet erschienen. Was auf der Pfingstweide erschien, waren meist blutjunge Leute mit demokratischen Hüten auf den Köpfen und moderne Spazierstöckchen in den Händen; die von einer Tribüne sprechenden Volksredner, darunter auch Abgeordnete, ernteten vielen Beifall, den meisten diejenigen, welche am Grundmüßigsten aufwühlten und am Deutlichsten darauf anspielten, daß mit dem „parlamentarischen Possenspiele“ rasch und sauber aufgeräumt werden müsse. Als in diesem Sinne eine Resolution beantragt und aufgefördert wurde, diese durch Aufheben der Hände anzunehmen und zu beschwören, nahm die Scene eine un-

freiwillig lächerliche Gestalt an, indem die ganze Versammlung statt der Hände die Spazierstöcke aufhob und die Luft von rothen, schwarzen, gelben und weißen Holzstäbchen erfüllt war. Der Heiterkeit, die bei diesem Anblick das Publicum zu weithinschallendem Gelächter hinriß, folgte leider schon am nächsten Tage ein erschütterndes Ereignis, das noch Wochen lange tief betrübend nachwirkte, die Festigkeit der Parteigegegensätze aufs Äußerste antrieb und die Existenz des Parlamentes endlich zu jenem Ende trieb, das die Verschwörer, wenn auch in anderm Sinne, beabsichtigt hatten . . .

Die Parlamentsitzung am folgenden Tage begann in der herkömmlichen Weise, ohne bemerkbare Aufregung und ohne Anzeichen, daß man vor einem bedenklichen Ereignis stehe. Freiherr v. Gagern hatte wohl absichtlich einige unwichtige Angelegenheiten an die Spitze der Tagesordnung gesetzt, um die Gemüther der Paulskirche in einer ruhigen, vertrauensvollen Stimmung zu erhalten, nachdem außerhalb derselben eine unverkennbare Aufregung herrschte. Man sprach in der ganzen Stadt von dem offenen Geheimnis, daß schon heute der Tag gekommen sei, an dem der Sturm gegen das Parlament losbrechen solle, vom Lande lief Botschaft um Botschaft nach der Stadt, daß die Revolutionäre aller Gattungen, besonders Turner, sich bewaffnet versammeln und gegen die Stadt in Bewegung setzen, wo die im Einvernehmen stehenden Gesinnungsgenossen sie erwarteten. Wie in solchen Lagen immer, hatten Wahrheit und Übertreibung sich so unentwirrbar durchdrungen, daß der Glaube wie der Zweifel an einem bedeutameren Ereignis sich die Wage hielten. Im Parlamente wurde die Tagesordnung ruhig und trocken verhandelt, den Abgeordneten merkte man nur an, daß ihre Gedanken mehr an die Dinge außer der Paulskirche als an die Vorträge von der Rednerbühne dachten; ab und zu kamen Abgeordnete von außen und brachten ihren Gesinnungsgenossen Nachricht, was öfter größere Erregung unter einzelnen Gruppen des Hauses hervorrief, namentlich unter den Gruppen der äußersten Linken.

Zwischen elf und zwölf Uhr entstand auf der rechten Seite des Hauses eine ungewöhnliche Unruhe, um diese Stunde erschienen dort an der Ausgangsthüre geheimnisvolle Berichtserstatter, die sehr bedenkliche Nachrichten bringen mußten, denn die ganze Seite der Rechten und des rechten Centrum's war mit Einem in besorgnisvoller Aufregung, man eilte nach der Ausgangsthüre, suchte sie zu verbarricadieren, mit den Rücken zu decken und laut sich zuzurufen. Dies rief auch in den übrigen Räumen eine größere Bewegung hervor; man fragte nach dem Grunde der Aufregung und wurde durch einen nun entstehenden dumpfen Lärm vor der Thüre der rechten Seite, bald auch durch heftige Schläge und Stöße von außen aufgeklärt genug. Die Aufrührer waren da; sie wollten ihr Werk erst bei der meist verhassten Seite des Hauses beginnen und dann weiter in der Versammlung aufräumen. Der auf der Tribüne stehende Redner unterbrach sich, der Präsident v. Gagern sah mit erwartungsvoller Ruhe nach dem Schauplatze der Unruhe, im Zuschauerraume begann das Durcheinander eines Fluchtversuches, der nur darum nicht zu einer allgemeinen Auflösung der Ordnung kam, da man sich doch in der Paulskirche noch am sichersten wußte. Aber rasch, wie die Aufregung und der Lärm auf der rechten Seite des Hauses begonnen hatten, fiengen sie an, sich wieder zu legen; von dem Kirchenplatze herein wurde das taktmäßige Auftreten des Militärs vernommen, die Aufrührer zogen sich flüchtend von der Paulskirche zurück und mit dem Aufziehen der Militärposten vor den Eingängen der Kirche war das Parlament, so schien es, nicht bloß für den Augenblick gerettet. Man erfuhr nun, daß die Schläge und Stöße an die geschlossene Thüre der Rechten wirklich von Gewehrkolben und Knütteln der anstürmenden Aufrührer herrührten, daß die Thüre bereits zu weichen im Begriffe war und daß der Einbruch in das Parlament nur durch das rechtzeitige Einschreiten des Bundescontingents noch verhindert worden war.

Eine längere Pause unterbrach die Verhandlung der

Tagesordnung, man hatte zu sehr mit Fragen und Erkundigungen zu thun, ein Theil der Abgeordneten verließ die Paulskirche und kam mit den buntesten Nachrichten zurück; darnach waren die Aufständischen in entferntere Straßen der Stadt und außerhalb derselben in die Gärten der Villen zurückgedrängt, aber keineswegs entmüthigt, ihr ernsterer Angriff müsse erwartet werden und drohe um so verhängnisvoller zu werden, als der Zuzug von Bewaffneten immer rascher und in dichteren Scharen eintreffe; alle Hausthore und Kaufläden seien geschlossen und die Besorgnisse in der Bevölkerung groß. Während diese Nachrichten durch die Räume der Paulskirche liefen, gab die Glocke des Präsidenten das Zeichen zum Wiederbeginn der Tagesordnung und die Verhandlung wurde unter großer Theilnahmlosigkeit und Unruhe fortgesetzt; aber schon nach ein Uhr sah sich Herr v. Gagern veranlaßt, die Sitzung für heute ganz zu schließen. Alles beeilte sich, die Paulskirche zu verlassen und die Wohnungen oder Gasthöfe aufzusuchen, da die Zeit des Mittagstisches nahe war. Auch wir, eine größere Gesellschaft von Abgeordneten, die gemeinsam in einem nicht weit entfernten Gasthose zu speisen pflegten, begaben uns zu unserem Mittagstische, von den Dingen, die erwartet wurden, nicht sonderlich bewegt. Die Tischgesellschaft hatte sich bereits vollzählig versammelt und die Kellner begannen aufzutragen, als die äußern Thüren der Gaststube plötzlich heftig geschlossen wurden, einzelne Schüsse gehört wurden und rund um den Gasthof in den engen Straßen mit Blitzesschnelle Barricaden entstanden. Der Wirt und die Kellner berichteten: „Der Kampf geht los! Er zieht sich in die engen Straßen herein! Sehe Jeder, wie er sich am besten vor Gefahr bewahre!“ Diese Worte und das rasch zunehmende Gewehrfeuer erregten zwar einige Unruhe, aber niemand von den Gästen verließ die Tafel. Einige Damen bedeckten nur mit den Servietten die Augen und kreischten laut auf, als hie und da eine Kugel in einen Fensterladen schlug und Kanonenschüsse von der Zeile her verkündigten, daß der Kampf in der



Stadt allgemein und ernst geworden war. Indem die Kellner zaghaft und unregelmäßig weiter bedienten, wurde zeitweise berichtet, daß auf den Barricaden und auf dem Straßenpflaster bereits Verwundete und Todte liegen; als infolge heftiger Schläge das Hausthor etwas geöffnet wurde, sah man knapp vor dem Thore zwei Soldaten (Österreicher) todt liegen, ein Turner, blaß wie eine Leiche mit starren, wild leuchtenden Blicken trat zwischen das Thor, bat um ein Glas Wasser und lehnte, als man ihm Wein anbot, kurz und heftig ab; als er Wasser getrunken hatte, trat er wieder auf die Straße und war wohl bald auch das Opfer einer Kugel des immer heftiger werdenden Gewehrfeuers . . . Als das Abenddunkel bereits eintrat, der Kampf sich weiter nach breiteren Straßen hinzog und um unseren Gasthof völlige Ruhe eintrat, wurde allseits überlegt, ob und wann es gerathen sein werde, sich auf den Weg nach den theils weit entfernten Wohnungen aufzumachen; einige beschloßen im Gasthof über Nacht zu bleiben und mieteten Zimmer, andere, die durch das Andauern des Gewehrfeuers ganz entmuthigt waren, beschloßen, sich auch ohne Zimmer im Gasthof zu behelfen und die Mehrzahl begann Versuche zu machen, sich durch die seit dem Kampf ganz verödeten Straßen einen Weg zu suchen nach den Wohnungen. Zu diesen Gästen zählte auch ich; denn ich fand es unerträglich, und für meine Wohnungsgeber beunruhigend, mich eine ganze Nacht hindurch von meiner Wohnung fern halten zu lassen. Also brach ich auf. Von zwei Gästen begleitet, die nach derselben Richtung wollten, verließ ich den Gasthof. Die todtten Soldaten vor dem Gasthof waren bereits fortgeschafft; ich dachte schmerzhaft der armen Landsleute, die fern aus der Heimat hier, unwissend für was? ihr unschuldiges Leben gelassen hatten. Einige Barricaden übersteigend und öde Straßenstrecken in der Dunkelheit durchwandernd, trafen wir einzelne Turner auf dem Rücken oder auf dem Gesichte ruhend regungslos liegen; sie hatten ausgerungen; in den Mienen Einiger herrschte noch der Ingrimm, der sie

während des Kampfes beherrscht hatte, während Andere bereits den Ausdruck milden ewigen Friedens angenommen hatten . . . Als wir bis an die Straße vorgeedrungen waren, die aus der Stadt nach der Mainbrücke führt, glaubten wir schon aller Sorgen überhoben zu sein; denn nach Überschreitung dieser Straße waren wir bereits im Bereiche unserer Wohnungen. Aber es sollte anders kommen; denn in dem Augenblicke, als wir die Straße betraten, begann auf der Mainbrücke, von Sachsenhausen her kommend, ein heftiges Gewehrfeuer, dessen grimmige Kugeln über unsern Köpfen wegpfeiffen oder neben uns in das Steinpflaster einschlugen. Das hessen-darmstädtische Militär war eben im Eilmarsche eingetroffen und begann seinen Vormarsch unter einem heftigen Kugelregen. Wollten wir nicht muthwillig unser Leben in den sichern Tod führen, so mußten wir auf den Weitermarsch über die Straße verzichten, zurückweichen und in einem der gedeckten Häuser Unterstand suchen. Das letztere war aber nicht so leicht, da alle Hausthore fest verschlossen waren. Nach einigen vergeblichen Versuchen um Einlass, öffnete sich endlich das Thor eines großen Hauses vorsichtig und nur so weit, daß ein Mensch mit einiger Noth sich durchdrücken konnte; dann schloß es sich wieder und wir standen in einem großen Hofraum, in dem sich schon früher eine größere Anzahl von Männern und Frauen angesammelt hatte. Indem wir uns unter einem Dachvorsprung aufstellten und unsern Betrachtungen nachhiengen, begann das Gewehrfeuer der über die Brücke vordringenden Hessen wieder und heftiger als zuvor und wurde von den Aufständischen sehr kräftig erwidert. Die Kugeln schlugen häufig unter unserm Dachvorsprung ein und fielen meist in Tellerform zerdrückt zu unseren Füßen nieder; wir hoben viele davon auf und nahmen sie, als der Kampf endlich nachließ und ganz aufhörte, als Erinnerungszeichen mit nach Hause . . .

Am nächsten Morgen hatte Frankfurt wieder sein gewöhnliches Aussehen; die Barricaden der breiteren Straßen

waren entfernt, die armen Opfer des Kampfes waren bei Seite geschafft und die Wege nach allen Richtungen der Stadt wieder frei; nur in den Straßen, wo der Kampf am schärfsten geführt worden war und wo neben dem Gewehrfeuer auch Kanonen in Action gekommen waren, wie in der Hauptstraße, der Zeil, bildeten noch zertrümmerte Fenster, weggeschossene Ecken der Häuser und zahllose in den Wänden steckende Gewehr- und Kanonenkugeln redende Andenken an den überstandenen Kampf; in der Apotheke auf der Zeil waren alle Fenster und Thüren durchschossen und die Kugeln, welche ins Innere gedrungen waren, hatten alles zertrümmert, was sie trafen, und ruhten nun zwischen Apothekerfläschchen und Büchsen friedlich in den Wänden . . . Der Kampf war ganz vorüber; die Aufständischen waren nicht nur in der Stadt geschlagen, sondern auch aus der nächsten Nähe der Stadt vertrieben, nicht ohne vorher noch grausame Angedenken an ihre Anwesenheit zu hinterlassen. Was schon in der Nacht vielfach verbreitet worden war, kam am Morgen zu allgemeiner Kenntniss, daß die zwei Parlamentsdeputirten, Fürst Sichnowski und General Kuerswald, am Vorabend des Kampfes auf der Bornheimer Heide in die Hände der Freischaren gerathen und grauenerregend ermordet worden waren. Die Anregung zu dem Ritt unter die fanatisch erregten Feinde soll Fürst Sichnowski in übermüthiger Verwegenheit und Missachtung der Gegner gegeben haben . .

## 7.

Das waren die Ereignisse, die mich in Frankfurt a. M. empfingen und die noch einige Zeit auf die Gemüther und selbst auf die Verhandlungen in der Paulskirche einwirkten. Alle Parteien machten die aufständige Bewegung und insbesondere die schauerhafte Ermordung zweier Parlamentsmitglieder zu Gegenständen eingehender Erwägung, ohne zu einer weittragenden Gesamtentscheidung zu gelangen. Die

über einen größern Putzsch nicht hinausgehende Fehde wurde von den Anhängern der äußersten Linken ihres Mißserfolges wegen bedauert, von den Anhängern der gemäßigeren Linken als unzeitgemäß und unvernünftig überstürzt verurtheilt und nur von den Parteimännern des rechten Centrums und der Rechten lebhafter und mit dem Hintergedanken in Betracht gezogen, daß man eine Anzahl Mitglieder der äußersten Linken in den Aufruhrproceß verwickeln und empfindlich zur Rechenschaft ziehen wollte. Diese Absicht mißlang jedoch ganz und die begonnene Action verlor angesichts der großen Zeitbewegung und der üblichen Putzsch in aller Herren Ländern an Interesse und Nachdruck, so daß endlich auch die hartnäckigsten Rachebrüter von der Verfolgung der muthmaßlich parlamentarischen Theilnehmer abließen. Die parlamentarischen Verhältnisse gelangten wieder in ruhigeres Fahrwasser und die Berathungen der Grundrechte wurden fortgesetzt. Ein ununterbrochener „Herbstsommer“ verlieh der ruhiger gewordenen Stimmung bald wieder Heiterkeit und Humor und freie Tage und Stunden wurden zu kostbaren Ausflügen in die schöne nächste und noch schönere weitere Umgebung von Frankfurt benützt.

Eines Sonntags im September lautete das Ziel meiner nächsten Genossen das hessische Bad Wilhelmsthal, das mittelst Eisenbahn binnen kurzer Fahrt erreicht werden konnte. Der Tag war wundermild, wolkenlos, herzerquickend. Der große Park in Wilhelmsthal war überfüllt mit Abgeordneten, ihren Frauen und Töchtern, Frankfurterern und Bewohnern der umgebenden Orte. Alles promenierte vergnügt oder genoß an schattigen Plätzen, was Restauration und Kaffeehaus bot; zahlreiche Gäste wurden auch von dem damals in Wilhelmsthal noch bestehenden Spieltisch angezogen. Ich war einige Zeit mit meinen Landsleuten und Wohnungsgenossen Moritz Hartmann, Alfred Meißner und Franz Hedrich herumgezogen und ruhte dann mit diesen an einem Restaurationstisch, als ein württembergischer Parlamentsgenosse mich von einem Nachbarische her anrief und mir mittheilte, daß er vor kurzem den

Dichter Ludwig Uhland mit seiner Frau begegnet habe, die mich suchten; sie hatten mich aus der Ferne ankommen gesehen und waren längere Zeit meiner Spur gefolgt. Die Nachricht überraschte und erfreute mich höchlich und nachdem ich erfahren, wo die verehrten Personen zuletzt gesehen worden, machte ich mich rasch auf den Weg, sie zu suchen. Ich hoffte Uhland um so sehnlicher zu treffen und mich vorzustellen, als ich gleich bei meinem Eintritt ins Parlament mir vorgenommen hatte, dem hochverehrten Meister persönlich meine Aufwartung zu machen; nachdem ich den Platz erforscht, wo Uhland den Parlamentssitzungen beizuwohnen pflegte und aus der Ferne den Dichter verehrungsvoll betrachtet hatte, hielt mich die angeborene Scheu vor einem entschiedenen Schritte der Begegnung immer noch zurück, weil ich mir eingeredet hatte, daß ich dem berühmten Manne vielleicht aufdringlich erscheinen würde. Der Umstand, daß er mit seiner Frau mich selbst gesucht habe, machte es mir jetzt zur Pflicht, ihn aufzufinden und zu grüßen. Ich fand ihn auch, durch einige Bekannte auf die Spur gebracht, bald an einem Kaffeehaustische, stellte mich ehrfurchtsvoll vor und wurde von Uhland und seiner würdigen Frau auf wahrhaft liebevolle Weise empfangen. Ich gab meiner Freude Ausdruck, daß sie so gütig gewesen, nach mir zu fragen, entschuldigte mein so langes Verabsäumen des ihnen zugeordneten Besuches und versprach, mein Ver säumen gut machen zu wollen. An die freundlichen Worte erinnernd, durch die mich Uhland durch Nikolaus Lenau gelegentlich der Übersendung meines Werkchens „Aus dem Böhmerwalde“ seiner Zeit erfreut, gab ich Anlaß zu einer längeren Unterredung über Lenau, den unglücklichen Dichter, der von Wahnsinnsnacht umfangen, dem Irrenhause unrettbar überliefert worden war. Uhland gedachte herzbewegend des lieben Wiener Freundes und wollte noch nicht ganz von der Hoffnung lassen, daß ein so hoher, feinbesaiteter Geist endlich doch noch gerettet und erhellt werden würde. . . . Von Uhland und seiner Frau begab ich mich an den Tisch meiner heimatlichen Genossen zurück und fand

nur Moriz Hartmann in Gesellschaft eines Abgeordneten und seiner Frau.

Bei meiner Frage nach Alfred Meißner lachte Hartmann und sagte: „Meißner spielt!“

Ich rief: „Schon wieder?“

„Ihn hat der Spielteufel heute, wenigstens mit Einer Kralle!“

Meißner hatte gleich nach unserer Ankunft in Wilhelmsthal an der Bank sein Glück versucht und gewonnen. „Wie viel?“ fragte Hartmann, als Meißner vom Spieltisch zurückkam, hocherfreut und erhitzt. Meißner wollte nicht gleich gestehen, sagte aber dann: „Sechzig Gulden!“ Lachend wünschten wir ihm Glück und riefen ihm dann, sich mit dieser Beute zufrieden zu geben und nicht wieder zu spielen.

„Ich? Wieder spielen? Nein, nimmermehr!“ rief Meißner und klapperte in der Tasche mit den gewonnenen neuen Silbergulden.

Hartmann erzählte nun, wie Meißner zur Zeit, als ich bei Uhlendal weilte, unruhig auf seinem Sitze herumfuhr, mit seltsamen Blicken seine Uhr zog und wieder versorgte, endlich aufstand und sagte: „Ich muß Bewegung machen, ich muß gehen! Ich bin bald wieder hier!“

„Spiel' nicht wieder, ich rathe dir's als Freund!“

„Was fällt dir ein! Ich wieder spielen!“

Damit entfernte sich Meißner und erschien eben in einiger Entfernung wieder. Hartmann, der ihn zuerst entdeckte, sagte: „Da kommt er — und wenn ich mich nicht täusche — hat er wieder gespielt und — verloren!“

Meißner kam mit langsamen Schritten, sehr nachdenklich näher, blaß, verlegen, die rechte Hand tief in der Hosentasche.

„Nun, lieber Freund, du hast länger warten lassen, als wir gehaut; — du scheinst müde und von der Promenade nicht sehr erfrischt; — bist du am Ende wieder an den Spieltisch gerathen und hast ein kleines Opfer erlitten?“

Meißner ließ sich an unserm Tische nieder, sah in seine Kaffeetasse, die leer war, starrte nach seinen Stiefelspitzen und sagte: „Warum nicht gar!“

Hartmann und wir Tischgenossen lächelten und waren gewiß, daß der talentvolle Dichter den Pegasus des Glücks geritten; Hartmann faßte den Freund scharf ins Auge und sagte: „Leugne nicht, du hast gespielt und — verloren!“

Meißner machte eine zuckende Bewegung, leugnete nochmals und gestand sodann, daß er leider wieder gespielt und verloren habe!

„Wie viel verloren?“ rief Hartmann.

„Meinen früheren Gewinn und noch einmal so viel dazu!“ würgte Meißner in kostbarer Verlegenheit heraus. . . .

Für uns lag der Humor der Sache im Charakter des Dichters, den wir alle sehr genau kannten. Meißner war von Hause aus ein Glückskind, das einzige Kind sehr wohlhabender Eltern, der äußern Erscheinung nach wohlgebildet, im Benehmen feinfühlig und zart, was zwei herrliche blaue Augen erkennen ließen; aber in das Herz dieses Glückskindes hatte die Natur einen harten störenden Zug gelegt, der ihn den Freunden in trübten Stunden unlieb erscheinen ließ, in heitern Stunden manchen ironischen Bemerkungen aussetzte. Meißner war geizig und habüchtig, was ihn den jungen Freunden, meist Literaten und Künstlern gegenüber, die ihn als Sohn reicher Eltern wohl ungebührlich oft in Anspruch nehmen wollten, in einen gewissen, leise herumgesagten Verruf brachte. In diesem Verrufe lag aber viel ungerechte Übertreibung. Meißner versagte wohl häufig oder leistete nur sehr unbedeutende Hilfe, aber er war auch nicht oft in der Lage, mehr oder immer zu geben. Sein reicher Vater hielt ihn mit Taschengeldern sehr knapp, aber man hatte erfahren, daß seine Mutter, eine geborne Engländerin, die dem Sohne mit wahrer Begeisterung anhieng, ihm ihre heimliche Nachhilfe reichlich angedeihen ließ. Diese Sparpfennige verwahrte und vertheidigte Meißner hartnäckig und gab sie nur flott und oft überreichlich

aus, wenn es sich um Befriedigung feinerer Lebensgenüsse handelte, denen Meißner zeitweise leidenschaftlich nachhieng, so daß er oft in Bedrängnis kam und in sich Geiz und Verschwendungssucht gegenseitig hart sich bekämpfen sah. Aus diesem Zwiespalt sind auch alle spätern Fährlichkeiten und Leiden Meißners zu erklären. Ein scharfer Zug nach seinem Wohlleben und die hartnäckige Verschwendung ausreichender Hilfsquellen aus dem elterlichen Hause haben Meißner unzweifelhaft dahin getrieben, seinen schriftstellerischen Ruf mehr nach finanziellem Ertrage als nach poetischen Vorzügen auszubeuten, er gerieth auf das Gebiet der prosaischen Massenproduction und verabsäumte dort weitere Erfolge zu erringen, wo er mit großem Glück aufgetreten war und von wo sein Name fort und fort vornehmlich seinen Nachglanz erhielt — auf dem Gebiete der lyrischen Poesie! Auf diesem consequent und leidenschaftlich verfolgten Irrwege erreichte Meißner allerdings auch da schon reichlichere Einnahmen zu Reisen und Genüssen in Paris und großen deutschen Städten, als das väterliche Vermögen noch unter unnahbarem Verschlusse des Vaters versagt blieb, aber der verirrte Wanderer war gezwungen, um seine finanzielle Ausbeute zu erweitern, mit einem Gehilfen zu arbeiten, was ihm allerdings die Einnahmen vermehren half, aber ihn auch zwang, diese Einnahmen reichlich zu theilen — und zuletzt in Gefahr brachte, selbst das endlich ererbte väterliche Vermögen an den literarischen Hilfsarbeiter zu verlieren, wovor ihn der unglückselige freiwillige Tod noch rettete. . . . So weit von seinem eigentlichen Ruhmeswege war Alfred Meißner zur Zeit des kleinen Abenteuers in Wilhelmsthal noch nicht abgewichen, was er herausgab, schrieb er damals noch ganz allein; die Romane, Feuilletons, Brochuren, Erinnerungen an Heine u. dgl. waren ausschließlich seine Werke und Hedrich war ihm nur der literarische Landsmann, den er von Prag her kannte und dessen äußere Lage, durch die Abgeordnetenräthe gedeckt, Meißners Hilfe damals noch nicht beanspruchte. Was von Hedrichs poetischen Arbeiten damals bekannt war, namentlich sein biblisches, in barockem



Stil gearbeitetes und von manchem Gedankenblitz erleuchtetes Drama „Kain“ konnte unmöglich Meißners leicht und feurig schaffendes Talent damals schon angezogen und zu gemeinsamen Arbeiten angeregt haben, die seltsamen barocken Manieren in Hedrichs Lebensführung, die uns Wohnungsgenossen so vielen Anlaß zu fröhlichen Excessen gaben, waren noch weniger geeignet, den leicht entflammten und begeisterten Dichter des „Biska“ zu gewinnen. Wie und wie weit sich später, nach Auflösung des Parlamentes, zwischen Meißner und Hedrich das Verhältnis einer Mitarbeiterschaft an Romanen und Novellen angespannen und verwickelt hat, ist mir wie allen Freunden und Bekannten Meißners Geheimnis geblieben; ich erfuhr in spätern Jahren bei zufälligen Begegnungen mit Meißner nur, daß es Hedrich nach Aufhören der Parlamentsdiäten bitterlich schlecht ergangen, daß Meißner, um einen alten Bekannten aus der Heimat nicht ganz unter sinken zu lassen, namhaft unterstützt und endlich es zuwege gebracht hatte, daß der Herzog von Coburg Hedrich eine kleine Jahrespension bewilligte. Von einer eigentlichen literarischen Ausnützung Hedrichs durch Meißner war damals und noch nach Jahren um so weniger die Rede, als Meißners geniale und formgewandte Anlage, die sich in Versen und Prosa schon vielfach hervorgethan, zu den noch meist unbekanntesten ersten, unbehilflich-naiven, meist dramatischen Versuchen so widerstrebend sich verhielt, daß ein gemeinsames Arbeiten gar nicht möglich und begreiflich schien und das Erscheinen einer Hedrich'schen Arbeit unter Meißners Namen gar nicht öffentlich sich hervorwagen durfte. Die Thatsache einer Mitarbeiterschaft zwischen Meißner und Hedrich ist indessen seiner Zeit unzweifelhaft entstanden, Meißner selber leugnet eine solche nicht, nur will er sie auf eine Bedeutung reducirt wissen, die nicht im Entferntesten die Entschädigungsansprüche Hedrichs zu begründen im Stande ist. Meißner hat diese Behauptung mit dem Leben besiegelt, Hedrich hat nach dem Tode Meißners die Autorschaft der meisten Romane des todten Dichters in Anspruch genommen. Wir sind der Ansicht, daß, wenn Hedrich schon Antheil an

der Arbeit jener Romane genommen, dies nur durch theilweisen Rathschlag und stellenweise Skizzierung geschehen ist, denn Ideenentwurf und Stilisirung der Romane tragen Meißners unverkennbare Signatur . . .

## 8.

Die parlamentarischen und politischen Verhältnisse des Jahres 1848 in Frankfurt a. M. hatten damals ihren Höhepunkt erreicht und wankten, von Einsichtigeren deutlich vorausgesehen, ihrem resultatlosen Ende allgemach entgegen.

Wenige, die den damaligen Kampf und das spätere Ende des ersten allgemein deutschen Parlaments gesehen haben, leben noch; rührige zeitgenössische Federn haben in dicken Bänden ausführlich, aber parteilich Bericht erstattet über den Verlauf der Dinge in Frankfurt; die Zeit und ein höheres Geschick haben seitdem die damalige Hauptfrage der Bildung des deutschen Reiches und der Bestimmung der obersten Spitze desselben entschieden gelöst — und es kann daher von keinem Interesse mehr sein, in diesen Anzeichnungen, die einem bescheidenen Privatleben gewidmet sind, das zufällig in die große Zeitströmung gerathen ist, weite ausführliche Bericht-erstattung zu finden; nur in kurzen allgemeinen Umrissen, mit Einfügung eigener Erlebnisse von neuemswürdiger Art, kann die Aufgabe weiterer Aufzeichnungen gesucht werden und diese will ich hier einfach und getrenlich noch folgen lassen . . .

Es war um die Zeit, wo die kleindeutsche Partei, der parlamentarischen Mehrheit sicher, ihren Vorschlag, den König von Preußen (Friedrich Wilhelm IV.) an die Spitze von Deutschland zu bringen, trotz aller Abmahnungen von Berlin aus, in einem Antrag auf das deutsche Erbkaiserthum auf die Tagesordnung brachten und nach schweren Kämpfen auch durchsetzten. Die Deputation der kleindeutschen Mehrheit, welche mit dem Antrag der Erbkaiserwürde nach Berlin gieng, wurde bekanntlich unliebsam empfangen und vom Könige von Preußen

mit einem ablehnenden Bescheide heimgeschickt. Dieser Mißerfolg machte einen gewaltigen Verlegenheits-Eindruck, aber nur für kurze Zeit, da die kleindeutsche Partei in ihren Hauptgesinnungen festblieb und in ihren Bemühungen bald wieder öffentlich und im Geheimen fortfuhr. Aber der Humor der Gegner fand ein reiches Feld der Ausbeute in dem Berliner Unglück. Eine Episode dieses Parlaments-Humors möge hier ihre Stelle finden, da sie eine hochverehrte Persönlichkeit und eine der populärsten deutschen Dichtungen betrifft.

Eines Tages kam im Parlamente ein poetisches Product in Umlauf, welches je nach der klein- oder großdeutschen Richtung viel Heiterkeit und Verdrufs verbreitete. Das poetische Product war eine Parodie auf Uhlands herrliches Gedicht „Der Wirtin Töchterlein“ und wurde in geselligen und Kneipfreisen als eines der vielen Parlamentslieder gesungen. Über die Entstehung des Liedes gibt Karl Vogt, einer der schelmischen Mitschöpfer des Werkes, in der „Frankfurter Zeitung“ (vom Dienstag, den 29. November 1881) nachstehende Enthüllung:

„Es war damals, im Winter 1848, eine schlimme Zeit für uns von der Linken. Wenn's hoch kam, konnten wir es auf hundert Stimmen bringen, gegen vierhundert auf der Gegenseite. Es blieb uns schließlich nichts anderes übrig als den Andern so viel wie möglich ihre Stimm-Siege zu verbittern. Es blieb uns auch das schöne, gelbe Lachen Heines. So versammelten wir uns denn in geselligem Kreise, Herren und Parlamentsdamen, Samstag abends nach schwerer Wochenarbeit im Braunfels und suchten uns zu erheitern, so gut es gieng. Es war natürlich, daß die Ironie und die Parodie den wesentlichsten Stoff zur Unterhaltung abgeben mußten. Was bleibt dem stets Unterliegenden Anderes übrig? Jeder trug sein Schärfflein dazu bei. Man brachte einen Gedanken, einen Entwurf; der Eine meinte, dieser Vers könnte anders geformt, der Andere, jene Pointe könnte besser hervorgehoben werden, und als die Sache einmal in Gang gekommen war, regnete es allwöchentlich Reime und Verse, die in der gemein-

schastlichen Schmiede zum Braunsfels oft so umgeformt wurden, daß der ursprüngliche Entwurf zuweilen nicht mehr zu erkennen war. So entstand eine Menge von „Parlamentenliedern“, die auch, glaube ich, später einmal gedruckt wurden. Flüchtige Erzeugnisse flüchtiger Augenblicke, wurden sie aus dem Gedächtnisse gesungen, belacht und wieder vergessen, wenn nicht einer der Anwesenden sie notiert hatte. So kam es denn auch, daß schließlich Keiner wissen konnte, wer eigentlich der Verfasser der Parodie auf „Der Wirtin Töchterlein“ sei und daß eine Menge von Varianten in Abschrift umliefen, je nachdem der Notierende die Lesart des Anfanges oder des Endes zu Papier gebracht hatte. Auf die „Hofräthe“ hatten wir es besonders gepackt, auf diese lebernen Katheder-Gelehrten, die in langweiliger Eintönigkeit ihre Hefte von der Tribüne herab vornäfelten, und als deren Zugführer das Dreigestirn Beseler, Dahlmann und Waiz vorleuchtete, nachdem Servinus längst von der Bildfläche verschwunden war. Sie machten uns nervös, diese Edeln, die den Patriotismus allein für sich in Pacht genommen zu haben glaubten und in ihrer unendlichen Borniertheit sich einbildeten, die Regierungen würden ihnen den Gefallen thun, nach ihren kurzsichtigen Grundsätzen sich umzumodeln. Frankfurter Paulskirchen-Centrum, Gothaer, National-liberale — dieselbe alte Leier, auf welche die Vertrauensdufeselei seit jener Zeit ihre eintönige Weise abspielt! Wie gesagt, die „Hofräthe“ waren das Stichblatt von Dugenden solcher Ergüsse muthwilliger Augenblicke. Und weil dies sich in dieser Weise so verhielt, so erlaube ich mir auch, hier die richtige Lesart der Parodie herzustellen, wie ich sie mir erhalten habe. Der Entwurf mag von mir herrühren, das will ich gerne zugeben; der drastische Schluss der letzten zwei Zeilen aber, dieser erinnere ich mich mit vollster Bestimmtheit, wurde von Moritz Hartmann im Braunsfels selbst nach der ersten Lesung als Amendement vorgeschlagen und unter allgemeiner Acclamation genehmigt. Demnach lautete „Der Wirtin Töchterlein“ als Parlamentslied folgendermaßen:

## Das junge Kaiserlein.

Es zogen drei Hofrät'h' wohl über den Main  
Bei Frau Germania kehrten sie ein.

„Frau Wirthin! Hat Sie gut Bier und Wein?  
„Wo hat Sie das junge Kaiserlein?

„Mein Wein und Bier sind gar nicht klar,  
„Das Kaiserlein liegt auf der Todtenbahr.“

Und als sie traten zur Paulskirch hinein,  
Da lag es in einem ledernen Schrein.

Da trat zu der Bahr der steife Waiz,  
Schlug nieder die Augen und macht' ein Kreuz:

„Ach! Lebtest du doch mein Kaiserlein,  
„Ich wollte dein treu'ster Professor sein!“

Der Beseler deckte den Schleier zu  
Und drehte sich ab und weinte dazu:

„Weh! daß du liegst auf der Todtenbahr,  
„Ich hab' dich gelehret so manches Fahr!“

Der Dahlmann hub den Schleier sogleich  
Und küßte es auf den Mund so bleich:

„Ach! daß du gestorben an Sterblichkeit!  
„Ich werde dich lieben — mit Erblichkeit!“

Dieses Parlamentslied war bereits in und außer dem Parlamente zahlreich verbreitet, ohne daß Uhland selbst noch eine Ahnung von der Parodie seiner herrlichen Ballade hatte; und doch gab es Neugierige genug, die nicht erwarten konnten, den Eindruck zu sehen, welchen dieselbe auf Uhland machen werde. Verschiedene Versuche wurden gemacht, dem ernstern Meister das Parlamentslied in die Hände zu spielen, es gelang nicht in erwünschter Weise; endlich, da man gewahrt hatte, daß ich in jüngster Zeit oft mit Uhland vertraulich verkehrte, wurde ich als Bote zur Überbringung des Gedichtes ausersehen. Ich weigerte mich anfangs entschieden, Uhland mit einer Parodie, die ihm bei aller Objectivität des Autor-

gefühltes nicht wohl angenehm sein konnte, bekannt zu machen; allein die Besorgnis, daß Uhland möglicherweise die Bekanntheit der Parodie auf viel unliebsamere Weise machen würde, bewog mich schließlich, ihm dieselbe im Parlamente — unter großer Spannung stiller Beobachter — nach entsprechender Einleitung zu überbringen.

Uhland las das Gedicht mit großer Ruhe und ohne eine Miene zu verziehen; schon glaubte ich, einige Worte des Tadels über die Kühnheit des Verfassers sagen zu sollen — als sich Uhlands Stirn fachte röthete und eine seltene Heiterkeit um seinen Mund spielte: plötzlich brach er in herzliches Lachen aus und blickte unverwandten Auges nach der Tribüne, wo eben derselbe Beseler erschien und in näselndem, fast weinerlichem Tone über das so übel abgewiesene Erbkaiserthum zu sprechen begann. Uhland blickte noch einmal nach der Stelle des Gedichts:

Und Beseler deckte den Schleier zu  
Und kehrte sich ab und weinte dazu:

dann sagte er lächelnd: „Ist's erlaubt, die Abschrift zu behalten?“ Natürlich wurde das gerne gestattet und die Vorstellung hatte ein Ende. . . Uhlands Wirksamkeit im Parlamente ist bekannt. Er hat nur einmal eine längere Rede in der Paulskirche gehalten, aus welcher zwei Kernstellen sofort die Kunde durch Deutschland machten. Die eine dieser Stellen bezog sich auf die hohe Mission der Fürsten und lautete dahin, daß jeder derselben, um seine Aufgabe ganz und wahrhaft erfüllen zu können, mit einem Tropfen demokratischen Oles gesalbt sein müsse; die zweite betraf Deutsch-Osterreich, das er durchaus mit Deutschland vereinigt wissen wollte; wenn er eine Stimme aus Osterreich höre, so sei ihm immer, als höre er das Rauschen des adriatischen Meeres. Uhland gehörte keiner Clubpartei an, gieng stets und ohne Rücksicht auf sonstige Gesinnungsgenossen seine besonderen Wege und erwog, was zu thun sei, ganz für sich allein. . . Daß Uhland während des Parlaments gleich den vielen berühmten Namen als be-

dauernswertes Opfer unter der Last der Stammbuchblätter zu leiden hatte, ist selbstverständlich. Er hatte aber dieser Bedrängnis gegenüber bald mit großer Ruhe Stellung genommen; er empfing jedes Stammbuchblatt, groß oder klein, in Folio oder Duodez, mit unbeweglicher Miene und schrieb folgenden Anfangsvers einer seiner Strophen darauf:

„And're Zeiten, and're Lieder!“

## 9.

Die großen und kleinen Kämpfe um Verfassung und Spitze des neuen Deutschlands dauerten fort; die schleswig-holsteinischen Kämpfe, obwohl auf den Schlachtfeldern entschieden und im Parlamente durch die herrschende Mehrheit unliebsam geordnet, hatten noch manche aufregende Nachwirkungen; die Wiener October-Revolution, wenn auch die Frankfurter Parlamentskreise nicht tiefer bewegend, gab doch Anlaß zur Abfendung einer Deputation, die beschwichtigend und vermittelnd zwischen Armee-Commando und der unglücklichen belagerten Stadt Wien eingreifen sollte; neben der officiellen Deputation, an deren Spitze Welcker ernannt war, giengen drei Volksmänner: Blum, Fröbel, Hartmann nach Wien, um in die Bewegung des Volkes heilsam einzugreifen; inzwischen wurde die Verathung und Beschlußfassung über die Grundrechte des deutschen Volkes fortgesetzt und über manche Ereignisse, die in der Paulskirche das Forum ihrer Entscheidung finden sollten, berathen und gestritten. Berühmte Redner traten auf, für und wider kämpfend, und die Leidenschaften der Parteien oft wild aufregend; unberühmte und meist sehr vordringliche Debatter machten Stunden und Tage lang das Parlament gar unerquicklich. Endlich trat ein Zustand ein, der den Weit-sichtigeren deutlich erkennen ließ, daß die Ideale, welche das Parlament in Frankfurt am Main angeregt und versammelt hatten, in Folge der tollen Verworrenheit der Parteiverhältnisse verdunkelt, entstellt, entwürdigt worden. Das Deutschland,

ohne Oesterreich, mit Preußen an der Spitze, war zwar nach Verfassung und Kaiserwahl zu Stande gekommen, aber in Berlin abgewiesen worden; das Deutschland, mit Oesterreich, gefördert durch eine bedeutsame Partei des Parlaments und durch die Bundestagsleitung mit Erzherzog Johann als Reichsverweser und Schmerling als Reichsminister an der Spitze, machte sich nur durch geheimen Widerstand und diplomatische Einflüsse bemerkbar und alles ließ errathen, dass die endgiltige Entscheidung anderswo und durch andere Mittel herbeigeführt werden würde als durch Reden und diplomatische Kunststücke. Die Zerfegung und Erbitterung der Parteien nahm inzwischen immer zu und die parlamentarischen Verhandlungen wurden während des Winters manchmal noch mit einem Eifer und einer Gründlichkeit geführt, als stünden die höchsten Lebensinteressen durch rednerische Eindrücke zu entscheiden. Aber immer deutlicher traten die Symptome der Zerfegung hervor in den diplomatischen, wie in den parlamentarischen Verhältnissen. Preußen suchte seinen Standpunkt außerhalb des Bundestags und stellte ein Armeecorps zu seiner Unterstützung auf, desselben Weges suchte es seine treuen Parlamentarier und Bundesstaaten zu ziehen, um gegebenen Falles in einem kleindeutschen Parlamente (in Erfurt) kräftig Fuß zu fassen und von diesem Standpunkte aus seine weiteren Machtkreise zu ziehen. Die republikanische Partei, seit dem Frankfurter Putsch ohnehin nur dem Schein nach an den Debatten der Paulskirche theilhaftig, organisierte den Aufstand in Baden und in kleinern deutschen Staaten, um im entscheidenden Augenblicke überhaupt nur als bewaffnete Partei noch aufzutreten; die großdeutsche Partei, vergebens einer Aufmunterung von Seiten der führenden Macht wartend, mußte endlich, um nicht einfach sich wehrlos aufzugeben, einen Entschluss fassen, sich mit ihren Gesinnungen zu retten und wenigstens noch für kurze Zeit sich zu erhalten — koste es, was es wolle! . . . Da rief Preußen seine Abgeordneten aus Frankfurt zurück; desgleichen thaten mehrere Kleinstaaten. Das preußische



Armeecorps, angeblich Bundescontingent, rückte Frankfurt näher; es sollte zur Bewältigung des Aufstandes in Baden bestimmt sein, wurde aber auch als Schreck-Niklas für diejenigen gebraucht, die Miene machen sollten, in Frankfurt das Parlamentieren auf eigene Faust weiter zu führen. (Die Preußen würden aufzuräumen wissen, hieß es.) Da inzwischen auch Oesterreich seine Abgeordneten abberufen hatte und also auch nach dieser Seite hin alles Licht und alle Aufmunterung entzogen wurde, so war kein Ausweg mehr als der Beschluss zu fassen; in einem Kumpfparlament den Rest der treuen und standhaften Männer zu sammeln, die ihren Gesinnungen treu geblieben waren und ihre Hoffnung aufrecht hielten, dass bei der fortgesetzten allgemeinen Auflösung doch, wenn auch ein kleinerer deutscher Fürst, sich helfend an die Spitze stellen werde. So wurde im Mai 1849 von den zurückgebliebenen Parlamentsgenossen der Zug nach Stuttgart beschlossen. Von der Gesinnung, mit welcher dieser Beschluss in der Bevölkerung Frankfurts wenigstens zum Theile aufgenommen wurde, erhielt ich gleich nach der betreffenden Sitzung ein drastisches Zeichen. Ich war in einen Laden auf der Zeil getreten, um mir eine Kleinigkeit zu kaufen; mit mir gleichzeitig war ein junger Mann eingetreten, der von der eben beendeten Parlaments-sitzung sprach und andeutete, dass es sich um die Verlegung der Nationalversammlung nach Stuttgart gehandelt habe. „Was ist beschlossen worden?“ fragte der Kaufmann, eine aufgerollte Leinwand wieder zusammenlegend. „Sie ziehen nach Stuttgart!“ sagte der junge Mann. „Du weih — wir haben gewonnen!“ rief der Kaufmann, den Ballen Leinwand heftig in sein Lager schiebend . . . So stand es mit der Stimmung in Frankfurt. Wenn man des Enthusiasmus gedenkt, mit welchem Vorparlament und Parlament in Frankfurt empfangen wurden, wenn man der Vortheile gedenkt, die Frankfurt eingeheimst hat während der groß und rühmlich begonnenen Parlamentssaison, dann wird man mit Bedauern gesetzt, dass im Publicum Vertrauen und Hoffnungen ebenso

abgewirtschaftet hatten wie bei den Regierungen und Parteien; angesichts dieses Zustandes muß man der kindlichen Zuversicht der Parlamentswanderer, daß in Stuttgart noch eine Wendung zum Bessern eintreten könne, fast Bewunderung zollen.

Einhundert Mitglieder des Parlaments waren beschlußfähig gewesen, einhundert und zwanzig Mitglieder zogen nach Stuttgart. Unter diesen befanden sich die württembergischen Minister und hochangesehene Männer, auch Uhland, obwohl sie gegen die Übersiedlung nach Stuttgart ihre Stimmen abgegeben hatten.

Mir hatte das Geschick außer den Gedanken und den Sorgen der politischen Zukunft noch einen eigenen tiefen Schmerz auf den Weg nach Stuttgart mitgegeben: Rieseel, mein gutes Rieseel, um das ich so viel und lange gelitten — Rieseel in Wien hatte sich um jene Zeit verlobt und vermählt, es war also für mich für immer verloren. Diese Nachricht warf einen Trauerschleier über mein Gedenken an Wien, das damals noch heftig an den Wunden blutete, die ihm die Revolution und die Erstürmung durch Windischgrätz geschlagen . . .

## 10.

### Sprengung des Rumpfparlaments.

Nachdem ich davon abgesehen, über die letzten Ereignisse des parlamentarischen Hauptschauplazes, Frankfurt, ausführlicher zu berichten, wird man es begreiflich finden, daß ich des kurzen, erfolglosen Nachspieles in Stuttgart nur mit wenigen Worten gedenke. Dieses Nachspiel hatte kaum die Dauer von vier Wochen. Die württembergischen Minister, die sich zwar nicht streichen ließen aus der Liste des Rumpfparlaments, erschienen aber in keiner Sitzung und gaben Anlaß, das voranzunehmen, was später auch geschah; das *Ministerium* Römer hätte seine Entlassung nehmen sollen, anstatt

zu bleiben und die Sprengung des Parlamentsrestes selbst vorzunehmen. Aber Minister Römer rechtfertigte sich später damit, daß er als Minister in der Lage war, seine schützende Hand so lange als möglich über eine Versammlung zu halten, die aus einstigen Parlaments-Collegen Frankfurts und aus mehreren persönlichen Freunden bestand, und daß er, wenn nach Umständen die Auflösung selbst mit Waffengewalt schon erfolgen mußte, als Minister doch in der Lage war, den Act der Auflösung und die Folgen derselben so rücksichtsvoll zu gestalten, als es seiner humanen Natur und liberalen Gesinnung entsprach. Wie dem auch sei: auf den Vorwand zur Auflösung ließ die parlamentarische Versammlung in Stuttgart nicht warten. Die Verhandlungen und Beschlüsse setzten sich im Geiste des Frankfurter Vollparlaments fort und obwohl der Bundestag in Frankfurt, wenn auch nur zum Schein, officiell noch bestand, so setzte die Stuttgarter Versammlung ein neues politisches Centralorgan Deutschlands durch Schaffung der Reichsregentschaft ein und ein Theil der parlamentarischen Mitglieder, die nur mit solchen Absichten nach Stuttgart gefolgt waren, wirkten mehr in den Provinzen Württembergs und Badens als Agitatoren, als daß sie in den Versammlungen erschienen. Es ist anzunehmen, daß auf die Regierung in Stuttgart auch von den Großstaaten Deutschlands stimulierend eingewirkt wurde, als sie endlich den Entschluß faßte, dem parlamentarischen Treiben ein Ende zu bereiten.

Am 18. Juni 1849 morgens 9 Uhr gieng ich eben im königlichen Park auf und nieder, als mir Colleague Benedek aufgeregt entgegen kam und mir mittheilte, daß die Regierung die Sprengung des Parlamentes vorhabe und entschlossen sei, schon die heutige Sitzung nicht mehr stattfinden zu lassen. Das Präsidium war ersucht worden, selbst die angekündigte Sitzung abzusagen oder es auf die gewaltsame Sprengung ankommen zu lassen. Nach Benedeks Mittheilung hatte Präsident Löwe ihn und Andere gebeten, den parlamentarischen Mitgliedern bekannt zu geben, daß sie sich im Hotel Mar-

quart versammeln und dort das Nöthige beschließen sollten; er sei entschlossen, an der Spitze des Zuges den Gewaltmaßregeln entgegenzuschreiten und es auf alle Folgen ankommen zu lassen. Wir eilten in das Hotel Marquart und fanden in dem Saale ebener Erde bereits alle Collegen in ruhiger Entschlossenheit versammelt. Nach kurzer Besprechung ward beschlossen, die Sitzung abzuhalten und in einem Aufzug von zwei Mann hoch die lange Straße hinauf nach dem Sitzungssaale, einem Holzbau in einem Gasthausgarten, zu ziehen; für den Fall militärischen Widerstandes sollte Präsident Löwe eine kurze Verwahrungsrede halten und dann die Versammelten zurückführen — um Abschied zu nehmen, denn auf einen blutigen Zusammenstoß konnte und wollte man es nicht ankommen lassen. So sah sich Jeder nach dem Leidenscollegen um, mit dem er den letzten schweren parlamentarischen Gang zurücklegen sollte. Ich stand noch unentschlossen unter einer Anzahl Collegen in dem Saale, als ich Umland aus einem Winkel des Saales gerade auf mich zukommen sah; er steckte, bei mir angekommen, seine Hand in meinen Arm und sagte ernst und ruhig: „Wollen wir den Weg gemeinsam gehen?“ Ich verneigte mich zustimmend und bald standen wir in dem Zuge, der vor dem Hotel Marquart sich aufgestellt hatte. Langsam und würdig setzte sich der Zug in Bewegung, die lange Straße hinauf, an dem alten Landhause vorüber und näherte sich der Straße, welche die Richtung unseres Zuges durchschneidet. Hier sahen wir die Anstalten, welche bereits getroffen waren, unserm Zug ein Ziel zu setzen und dem „ungefessmäßigen parlamentarischen Treiben“, wie es hieß, „ein Ende zu machen“. Uns gegenüber, am Beginn der Fortsetzung der langen Straße, hatte eine Reihe Fußvolf Posto gefaßt, hinter dem ein Civilcommissär und einige officielle Persönlichkeiten sich befanden; rechts und links in der Querstraße standen Reihen von Cavallerie mit gezogenen Säbeln aufgestellt. Der Präsident unseres Zuges, Löwe von Galbe, hatte mit den Vordermännern des Zuges kaum den

Kand der Querverstraße erreicht, als ihm von der Straße gegenüber ein Halt mit der kurzen Erklärung zugerufen wurde, daß jeder Weitermarsch und jeder weitere Versuch parlamentarischer Thätigkeit untersagt sei. Präsident Löwe erhob sofort seine Stimme, protestierte energisch gegen Recht und Sitte dieser gewalthätigen Unterbrechung des Zuges und der parlamentarischen Thätigkeit und erklärte, im Einverständnis mit seinen Kollegen nur der Gewalt weichen zu wollen. Aber von der Rede Löwes verstanden nur die Nächststehenden Einiges, denn fast gleichzeitig mit der Stimme Löwes erhoben mehrere militärische Trommelschläger, die gegenüber aufgestellt waren, einen Wirbelsturm, der seine Bestimmung, die Rede Löwes unverständlich zu machen, vollkommen erfüllte. Mit den Trommeln wurden zugleich Trompetenzeichen links und rechts vernommen und aus den Seitenstraßen raffelten Cavalisten mit gezogenen Säbeln hervor und suchtelten über den Häuptern der Deputierten drohend umher. Wir standen ruhig, der Drohungen kaum achtend. Da erhob sich eine Stimme jenseits der Straße, sie rief: „Uhland! Laßt den Uhland herein!“ Der Civilcommissär, der hinter den Trommlern stand, hatte Uhland in der ersten Reihe der Abgeordneten entdeckt und wollte ihn gegen jeden Unfall hinter seiner Fronte sicher stellen. Aber Uhland stand ruhig, wo er stand, und sah unentwegt in das Reitergewirre; ich zog meinen Arm aus Uhlands Arme, um ihn nicht zu hindern, wenn er dem Rufe des Commissärs zu folgen willens sei; aber Uhland blieb fest auf seiner Stelle stehen und machte keine Miene, sich dem Schicksale seiner Kollegen zu entziehen; er erklärte später, den Ruf des Commissärs nicht vernommen zu haben, aber auch, daß er seine Stelle nicht verlassen hätte, wenn er den Ruf vernommen haben würde, denn das Schicksal seiner Kollegen sollte auch das seinige werden . . . Nicht lange nach dieser Episode gab Präsident Löwe das Zeichen zur Rückkehr und die Schar seiner Kollegen folgte ihm in derselben Ordnung, in der sie gekommen war. Man war der Gewalt gewichen.

Während unserer Rückkehr hörten wir fernher ein dumpfes Lärmen, das von aufgeregtem Volke kam, das Miene machte, sich auf das Militär zu werfen, aber glücklicher Weise noch rechtzeitig zurückgehalten wurde, ein nutzloses Blutvergießen herbeizuführen . . . In dem Gartenhause eines Gasthauses, dessen Name mir entfallen ist, versammelten sich die von der Sprengung zurückkehrenden Abgeordneten, um Abschied zu nehmen. Es gab eine ergreifende Scene. Unter den Abgeordneten gab es viele Verheiratete, die mit Frau und Kindern nach Stuttgart gezogen waren; sie hatten zu Hause Stellungen verlassen, die ihnen voraussichtlich bei der Heimkehr vorenthalten wurden. Auch die ledigen Mitglieder sahen sich in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Die für eine Stellung bereits in Aussicht Genommenen durften auf Berücksichtigung nicht mehr rechnen und die Übrigen standen hoffnungslos in der Luft, sofern sie Anwartschaft hegten auf eine Anstellung im Dienste des Staates; denn mehr oder minder war jeder der aus Stuttgart Heimkehrenden als geächtet anzusehen. Diese Lage war es, die beim Abschied einem Jeden nun schwer aufs Herz fiel. Es gab nicht viele Worte, aber Thränen, heiße und bittere genug. Ein solcher Abschied — nach solchem Aufschwung der Begeisterung für Deutschland, das gemeinsame Vaterland, nach solchen Kämpfen, Erwartungen und Träumen! Da ist mir noch der alte biedere College Schott erinnerlich, der Schwiegervater des Ministers Römer, der mit thränen-erstickter Stimme von Einem zum Andern gieng, um Abschied zu nehmen und seinen Schmerz auszudrücken, daß es sein Schwiegersohn war, der durch die Sprengung Alle so tief und schwer verletzt hatte. Durch ihn erfuhren wir einen Herzenszug des Königs von Württemberg, der, nachdem er den herben Act der Sprengung anbefohlen, doch seinem schwäbischen Gemüthe Gehör gab und den schwer gekränkten Deputierten bekannt geben ließ, daß ihre Lage ihm menschlich nahe gehe. Jeder, der ihm seine Bedrängnis vertraulich eröffnen würde, sollte Hilfe und Unterstützung finden und Stuttgart nicht hoffnungslos

verlassen; wer in Stuttgart bleiben wolle, solle in seiner Absicht verharren können — nur keiner politischen Action solle er sich schuldig machen. So viel ich erfuhr, hat keiner der Abgeordneten von dem Anerbieten Gebrauch gemacht; die nöthige augenblickliche Hilfe wurde von einem Comité liberaler Männer geleistet, das schon längere Zeit Sammlungen veranstaltet und den Deputierten auch ihre Diäten verabreicht hatte . . .

Ich zog mich in mein Quartier zurück, das sich im alten Landhause in der langen Straße befand. Besitzer dieses Hauses war jetzt ein wohlhabender freisinniger Bürger, Georg Müller, Ultramarinfabrikant. Er hatte beim Einzug des Parlaments gleich mehreren Stuttgarter Bürgern sich bereit erklärt, zwei Abgeordnete, aber Österreicher müßten es sein, in sein Haus aufzunehmen und als Gäste frei zu halten. Bocsek und ich wurden ihm empfohlen. Wir fanden eine Aufnahme wie Söhne des Hauses. Jetzt, nach der Sprengung des Parlaments, war nun die Frage: abreisen oder länger bleiben? Bocsek beschloß, sofort nach Österreich zurückzukehren; ich war entschlossen, noch eine Zeit lang zu bleiben und das Weitere reislich zu überlegen. Eine literarische Arbeit, die ich angefangen, wollte ich in Stuttgart noch beenden. Damit war Müller, der mir wahrer und warmer Freund geworden, sehr einverstanden, aber schon in den nächsten Stunden erklärte ich, daß ein kurzer Ausflug nach Baden-Baden unentbehrlich sei, meine angegriffenen Nerven zu beruhigen und zu stärken. Damit gab sich Müller zufrieden und ich reiste ab mit den Worten: „Auf Wiedersehen!“

## 11.

**Luft! In Baden-Baden. Fort nach Freiburg. Der Besuch im Himmel.**

Auf meinem Wege nach Baden-Baden wurde ich lebhaft an die Vorfälle meiner Reise vom Böhmerwalde nach Frank-

furt erinnert. Überall Waffenübungen, demokratische Versammlungen, marschierende Trupps von Volkswehr; die Sprengung des Parlaments in Stuttgart hatte den anarchischen Geist des Volkes mächtig aufgeregt und alle staatliche Ordnung, soweit sie die provisorische Regierung Brentanos nicht aufrecht hielt, in Gefahr gebracht; württembergische Studenten traf ich als Freischaren auf dem Marsche nach Baden. In Baden-Baden selbst fand ich das Curleben sehr geringfügig; doch ließ sich der schwache Besuch das Spiel des grünen Tisches, das das Parlament in Frankfurt aufgehoben hatte, keineswegs entziehen. Ein früherer Parlaments-College begegnete mir beim ersten Gange vor dem Curhause und sagte: „Sie kommen mir sehr gelegen; jetzt kann ich Ihnen, so lang Sie hier sind, Gesellschaft leisten. Heute habe ich an der Spielbank meinen Betrag, den ich alle Jahre davon trage, gewonnen und nun ruhe ich auch, wie jedes Jahr, vom weiteren Spiele aus.“ Er fragte mich, wo ich wohne, und ich sagte ihm: bei einem Sattlermeister Weber, der ein großes Haus besitzt und mehrere meiner Collegen, die aus Stuttgart gekommen sind, beherbergt. So war es auch. Von diesen Wohnungsgenossen erfuhr ich, daß ein großer Theil der Stuttgarter Collegen in Baden-Baden angekommen sei und unter Vorsitz des Präsidenten Löwe willens sei, die parlamentarischen Berathungen fortzusetzen. Ich erklärte, solche Versuche nicht mehr mitzumachen; ich wolle Frieden haben, bevor der allgemeine Friede eingetreten sei! Dieselbe Erklärung gab ich auch meinem Freunde Hartmann, der mich am folgenden Tage besuchte. . . Die Freiheit, die ich nach langer Zeit wieder genoss und die verhältnismäßige Ruhe, die auch Baden-Baden genoss, thaten meinen Nerven sehr wohl, ich machte meist allein Ausflüge auf die Berge und zu den reizenden Ruinen in der Umgebung Badens und notierte Entwürfe zu kleinen Aufsätzen und Geschichten. . . In dieser Thätigkeit wurde ich leider bald wieder gestört durch revolutionär-kriegerische Vorfälle. Während einer Nacht weckte mich ein wüthes Lärmen, das an unserm Woh-



hause vorüberzog und durch alarmierende Trompetenstöße charakterisiert wurde. Ich öffnete ein Fenster, um zu sehen und zu hören, was der Vorfall bedeute? Vor dem Hause war ein Trupp uniformierter Freischaren erschöpft niedergesunken und aus dem Gespräche der zusammenlaufenden Leute entnahm ich, daß bei einem Zusammenstoß preussischer Truppen und badischer Freischaren die letzteren geschlagen und mit ihrem Anführer Metternich in die Flucht gejagt wurden. Ich wußte genug; an Schlaf war nicht mehr zu denken, ich zog mich daher an und verließ das Haus, um den Wirrwarr näher zu betrachten. Der Anblick der immer dichter in die Stadt dringenden Freischaren war ein trostloser. Fast alle trafen in zerrissenen und beschmutzten Uniformen, viele hatten ihre Gewehre weggeworfen und ihre Kopfbedeckung verloren, die Gesichter waren von Pulver geschwärzt und machten mit ihren grimmverzerrten Mienen einen erschütternden Eindruck. Besonders die badischen Militärflüchtlinge, die zu den Freischaren übergegangen waren, fielen mir auf, sie sprachen nicht, klagten nicht und sahen ihrem ernstesten Schicksale dumpf-ergeben entgegen. Aus den Äußerungen, die fielen, entnahm ich, daß die Preußen den Flüchtigen auf dem Fuße folgten und spätestens am nächsten Morgen in Baden einrücken würden. Diese Nachricht mußte eine Entscheidung über mein ferneres Verbleiben in Baden veranlassen. Ich kehrte in meine Wohnung zurück und beschloß nach kurzem Bedenken, in Baden-Baden zu bleiben, bis die Preußen vor der Stadt erscheinen würden; dann wollte ich nach Stuttgart zurückkehren, wo den ehemaligen Parlamentsmitgliedern jetzt als Privatpersonen der Aufenthalt ohne Anstand gestattet war . . . Aber so einfach und gemüthlich sahen die Sachen doch nicht aus. Mein wackerer Hauswirt, Besitzer eines ansehnlichen Hotels und warmer Freund der Österreicher — er hatte mehrere derselben fast unentgeltlich bei sich aufgenommen — hielt es für seine Pflicht, mich aufzuklären, zu warnen und außer Gefahr zu bringen. Die

Preußen (Bundestruppen), sagte er, würden hier sein, eh' man's denke, und der Weg nach Stuttgart sei so gut als bereits abgeschnitten; wenn ich auch über die Grenze käme, drüben halte württembergisches Militär alle Wege und Stege besetzt und es wäre nur eine andere Gefangenschaft, in die ich, aus Baden kommend, gerathen würde. . . . Es war eben ein Gewitter niedergegangen; von einem Spaziergange zurückkommend und noch unter eines Regenschirmes Privilegien stehend, hatte ich am Hotelthore diese Warnung und Wohlmeinung vernommen; aber so richtig beide waren und so dringend sie vorgebracht wurden: meinen Entschluß zu sofortiger Abreise konnten sie doch nicht zur Reife bringen. In einem Anfälle heiteren Übermuths, im Wohlgefühle sorgloser Jugend rief ich, daß mir, selbst wenn ich von den Preußen gefangen würde, keine Gefahr drohen könne, da ich unter dem Schutze gar mächtiger Personen stehe; denn ich sei ein persönlicher Freund des in Stuttgart gewählten Reichsregenten Karl Vogt, mit dem ich „per du“ zu verkehren pflege; ich könne mich auf gute Beziehungen zu berühmten preußischen Patrioten (wie Simon v. Trier, Johann Jakobi, Löwe von Calve &c.) berufen, die gegenwärtig freilich etwas schief mit Beucer, dem Commandanten der Bundestruppen, ständen; mit ihm lebte ich gewissermaßen auf collegialem Fuße, da ich — freilich etwas abweichend von seiner Gesinnungs-Schattierung — vor kurzem noch Colleague im Frankfurter Parlament gewesen. . . . Die Heiterkeit, in die wir über diese Bemerkung geriethen, dauerte indessen nur kurze Zeit. Der wohlmeinende Wirt hatte bereits meinen Koffer vor das Hotel bringen lassen und drängte jetzt nur noch besorgter zur Abreise, da, wie er eben vernommen, der letzte Bahnzug nach Freiburg abzugehen im Begriffe sei. . . . Vielleicht hätte ich noch gezögert, dem Drängen nachzugeben, wenn nicht auch die schöne Tochter meines wackeren Wirtes, die vielleicht doch einen stillen Grund gehabt hätte, mich noch länger im väterlichen Hause zu sehen, für die Abreise gesprochen hätte. . . . Nun war der Rest

meines Widerstandes gebrochen; ich schied; versprach in ruhigeren Tagen wieder zu kommen; erreichte den letzten Eisenbahnzug noch knapp vor der Abfahrt — und dampfte nach Freiburg im Breisgau, wohin ich unter keiner Bedingung gelangen wollte! . . . So will der Mensch oft eigenfönnig durch eine Seitenthür seinen Lebensweg verfolgen, aber das Schicksal nimmt ihn bei der Hand, führt ihn ruhig an die Mittelthür und sagt, sanfte Gewalt brauchend: „Da hinaus, Lieber, wenn ich bitten darf!“ . . .

Und so war ich denn in Freiburg im Breisgau, wieder mitten im Parteienwirbel, allem Anstürme politischer Leidenschaften ausgesetzt. Aber ich hielt, was ich mir vorgenommen hatte; ich sah dem brausenden Treiben nur als stiller Augenzeuge zu und blieb jeder Theilnahme an Zusammenkünften und Verabredungen fern. Die köstlich gelegene Stadt mit ihrem herrlichen Dom, mit den sympathischen Einwohnern, mit den krystallhellen Bächen, die durch die Straßen rauschen, zog mich mehr an und wie in Baden-Baden strich ich auch in Freiburg meist mütterseelenallein herum . . .

Auf dem Calvarienberge — ich glaube so heißt eine schattige Hügelstelle in der Nähe der Stadt — saß ich eines Tages still in mich gefehrt und gedachte der ungeheuern Ereignisse, die seit einem Jahre, in Paris beginnend, Europa von einem Ende zum andern mit der Gewalt eines Erdbebens durcheinander gerüttelt hatten. Die Märztage in Wien mit ihren imposanten Massenbewegungen; die parlamentarischen Vorgänge in Frankfurt mit ihren blutigen Episoden unter hochgehenden politischen Wogen ringsumher bis zu dem schon so auffallend reducierten Miniaturbilde der Bewegung in Stuttgart: welche Reihenfolge gewaltiger, in ihren Ergebnissen aber immer peinlicher werdender Ereignisse! Es war nicht möglich, daß ein offener Blick über die Hoffnungslosigkeit der Bewegung in Deutschland sich täuschen konnte; dies gestanden in vertraulichem Gespräche alle aufrichtigen Führer zu; nur wirkliche Fanatiker oder solche Agitatoren, welche ihrer Po-

pularität zu Liebe noch Lärm und Aufsehen erregen wollten, bestritten mit aller Leidenschaft die Nothwendigkeit, unterliegen zu müssen.

In Gedanken über die Lage der Dinge saß ich, wie erwähnt, still und einsam auf dem Calvarienberge, als sich eine Hand auf meine Schulter legte und eine Stimme freundlich sagte:

„Wo bist du, lieber Alter?“

„Eine wohlauzuwerfende Frage“, erwiderte ich aufblickend und meinen Freund Moriz Hartmann entdeckend. „Ich hielt eben Revue über die Ereignisse von den Märztagen in Wien bis zu dem Schlußtableau in Freiburg im Breisgau. Wie groß und hoffnungsreich begonnen — und wie klein und ergebnisarm geendet!“

Hartmann setzte sich zu mir, und wir schwärmten eine Weile von den schönen Erlebnissen in Wien, wo alles so leicht und verheißungsreich begonnen hatte; dann brach Hartmann ab und sagte:

„Was gedenkst du jetzt zu thun?“

„Unter keinen Umständen mich nach der Schweiz drängen lassen! Einen Schritt ins Schweizerland — und ich werde zu den Flüchtlingen gezählt; dazu habe ich nicht die geringste Lust, noch Veranlassung. Ich werde bis Offenburg — wohin die Bahnzüge noch verkehren — zurückfahren und von dort rechts nach dem Schwarzwalde und über die württembergische Grenze zu gelangen suchen.“

„Das müßte bald geschehen — heute noch,“ bemerkte Hartmann, „denn die Preußen können Offenburg jede Stunde besetzen. . . Mir,“ fuhr er fort, „wird es leider nicht so wohl, mir werden bedenklichere Dinge nachgetragen — ich heiße auch ‚Pfaffe Mauritius‘ und habe die Chronik dieser schweren Zeit in Reime gebracht: in hitzige und spitzige! Und mir wird nicht so leicht vergeben; deshalb gehe ich nach der Schweiz, von dort nach Frankreich — nach Paris — die Zeit mag dann alles lichten und schlichten!“

Wir giengen nach der Stadt hinab und fanden ein allgemeines Rüksten zur Abreise nach der Schweiz. Dorthin richtete auch Hartmann seinen Flüchtlingsstab; der Abschied — so schwer er fiel, war bald genommen . . . „Auf Wiedersehen in besseren Zeiten!“ Das war leicht gesagt — aber wo und wann? . . .

Eine Stunde später war auch ich unterwegs — nach Offenburg; von da schwenkte ich rechts ab nach dem Schwarzwald, bis zur württembergischen Grenze. In einem wunderschönen Waldthale traf ich einen kleinen Badeort — und hier beschloß ich, so lange zu bleiben und zu ruhen, als nicht unerwartete Ereignisse mich überraschen und weiter drängen würden . . .

Drei volle Tage vergönnte mir ein wohlwollendes Geschick hier einen idyllischen, noch jezt unvergesslichen Aufenthalt; so muß einem von Sturm zu Sturm auf hoher See herumgetriebenen Reisenden sein, der endlich auf sicherem Eilande Rettung und Ruhe findet . . . Unter schattigen Wipfeln, die Frieden niederrauschten, verlor ich mich tagsüber auf schönen Waldwegen in den köstlichen Partien des Naturparkes und poetische Regungen fanden sich nach langen stürmischen Tagen wieder lindernd und tröstend ein. — Am dritten Tage meines Aufenthalts, im Schatten einer Baumgruppe ruhend, gedachte ich in milder, von leisem Heimweh durchhebter Stimmung der vielen Lieben und Treuen in der Ferne, als mir aus dem nahen Gasthause ein Brief gebracht wurde, der mich lebhaft überraschte. Er kam von einem jungen Badenfer, den ich schon in Frankfurt kennen gelernt und in Baden-Baden wieder gesehen hatte. Es war ein ideal schöner junger Mann, der beim Ausbruch des badischen Aufstandes eben von der Universität abgegangen. Wie wohl hat sich in einem schönen Leibe eine schönere Seele eingefunden; die hellste Schwärmerei strahlte aus den schönen blauen Augen und die Begeisterung für ein großes, einiges und freies Deutschland kannte keine Grenzen. Ein poetischer Anflug und ein liebenswürdiger Hauch von

pularität zu Liebe noch Lärm und Aufsehen erregen wollten, bestritten mit aller Leidenschaft die Nothwendigkeit, unterliegen zu müssen.

In Gedanken über die Lage der Dinge saß ich, wie erwähnt, still und einsam auf dem Calvarienberge, als sich eine Hand auf meine Schulter legte und eine Stimme freundlich sagte:

„Wo bist du, lieber Alter?“

„Eine wohlaufernde Frage“, erwiderte ich aufblickend und meinen Freund Moriz Hartmann entdeckend. „Ich hielt eben Revue über die Ereignisse von den Märztagen in Wien bis zu dem Schlußstableau in Freiburg im Breisgau. Wie groß und hoffnungsreich begonnen — und wie klein und ergebnisarm geendet!“

Hartmann setzte sich zu mir, und wir schwärmten eine Weile von den schönen Erlebnissen in Wien, wo alles so leicht und verheißungsreich begonnen hatte; dann brach Hartmann ab und sagte:

„Was gedenkst du jetzt zu thun?“

„Unter keinen Umständen mich nach der Schweiz drängen lassen! Einen Schritt ins Schweizerland — und ich werde zu den Flüchtlingen gezählt; dazu habe ich nicht die geringste Lust, noch Veranlassung. Ich werde bis Offenburg — wohin die Bahnzüge noch verkehren — zurückfahren und von dort rechts nach dem Schwarzwalde und über die württembergische Grenze zu gelangen suchen.“

„Das müßte bald geschehen — heute noch,“ bemerkte Hartmann, „denn die Preußen können Offenburg jede Stunde besetzen . . . Mir,“ fuhr er fort, „wird es leider nicht so wohl, mir werden bedenklichere Dinge nachgetragen — ich heiße auch ‚Pfaffe Mauritius‘ und habe die Chronik dieser schweren Zeit in Reime gebracht: in hitzige und spizige! Und mir wird nicht so leicht vergeben; deshalb gehe ich nach der Schweiz, von dort nach Frankreich — nach Paris — die Zeit mag dann alles lichten und schlichten!“

Wir giengen nach der Stadt hinab und fanden ein allgemeines Rükfen zur Abreise nach der Schweiz. Dorthin richtete auch Hartmann feinen Flüchtlingsftab; der Abfchied — fo schwer er fiel, war bald genommen . . . „Auf Wiedersehen in besseren Zeiten!“ Das war leicht gefagt — aber wo und wann? . . .

Eine Stunde fpäter war auch ich unterwegs — nach Offenburg; von da fchwenkte ich rechts ab nach dem Schwarzwald, bis zur württembergifchen Grenze. In einem wunderfchönen Waldthale traf ich einen kleinen Badeort — und hier befhloß ich, fo lange zu bleiben und zu ruhen, als nicht unerwartete Ereigniffe mich überraschen und weiter drängen würden . . .

Drei volle Tage vergönnte mir ein wohlwollendes Gefchick hier einen idyllifchen, noch jezt unvergeflichen Aufenthalt; fo muß einem von Sturm zu Sturm auf hoher See herumgetriebenen Reifenden fein, der endlich auf ficherm Eilande Rettung und Ruhe findet . . . Unter fhattigen Wipfeln, die Frieden niederranfchten, verlor ich mich tagsüber auf fchönen Waldwegen in den köftlichen Partien des Naturparks und poetifche Regungen fanden fich nach langen ftürmifchen Tagen wieder lindernd und tröftend ein. — Am dritten Tage meines Aufenthalts, im Schatten einer Baumgruppe ruhend, gedachte ich in milder, von leifem Heimweh durchhebter Stimmung der vielen Lieben und Treuen in der Ferne, als mir aus dem nahen Gafthaufe ein Brief gebracht wurde, der mich lebhaft überraschte. Er kam von einem jungen Badener, den ich schon in Frankfurt kennen gelernt und in Baden-Baden wieder gefehen hatte. Es war ein ideal fchöner junger Mann, der beim Ausbruch des badifchen Aufftandes eben von der Univerfität abgegangen. Wie wohl hat fich in einem fchönen Leibe eine fchönere Seele eingefunden; die hellfte Schwärmerei ftrahlte aus den fchönen blauen Augen und die Begeifterung für ein großes, einiges und freies Deutfchland kannte keine Grenzen. Ein poetifcher Anflug und ein liebenswürdiger Hauch von

Humor in allem seinem Thun und Reden hatten mich bald und innig angezogen, und so blieben wir auch nach der Trennung noch brieflich in oft herzbewegendem Verkehre. Der junge Freund, ich will ihn Julian nennen, hatte sich in der Verzweiflung über den Gang der Dinge einer Freischarengruppe angeschlossen und schlug sich in Gemeinschaft mit den aufständischen Truppen in Baden aufs Kräftigste mit der Bundesarmee herum. „Noch einige Stunden,“ hieß es gleich eingangs im Briefe, „und ich habe, wenn sich nicht eine Kugel erbarmt, die gleich düstere Aussicht, gefangen zu werden oder über die Grenze zu müssen!“ Und nun folgte eine Herzerleichterung voll tiefsten Wehs über die fehlgeschlagenen Hoffnungen der Nation und über die Heimsuchungen, die für lange Zeit den Patrioten nun bevorstünden. Doch waren die Klagen nicht trostlos und die flüchtige Schilderung der allgemeinen Zustände nicht ohne lebenswürdigen Humor, so daß ich, anknüpfend an diesen, beschloß, dem Freunde ein Trostschreiben zu senden, wie es seinem so leicht auf- und ausschwärmenden Herzen gerade in der gegenwärtigen Lage am besten entsprechen mußte. Und indem ich sofort daran gieng, dies Trostschreiben zu Papier zu bringen, gerieth ich selbst in eine so kindlich-ideale, heiter verwegene Aufschwungsstimmung, daß sie mir noch jetzt „wie ein Stück von mir“ aus ferner Jugend herüberleuchtet. . . Die Epistel lautet nach üblichen Eingangsworten:

„All das zugegeben, lieber Julian, hab' ich doch inzwischen einen Trost gefunden, der für dich wie für mich eine heilsame Wirkung haben muß. . . Kennst du das Sprichwort: Was sich neckt, das liebt sich? Nun, als gält' es, dieses Sprichwort wahr zu machen, neckt unser Vater im Himmel oft seine liebste Nation Jahrzehnte lang, und hält man ihm seine Liebesgrausamkeit vor und sagt: „Du führst dich sauber auf, Vater,“ so lacht er, daß ihm die Thränen über die Backen laufen, und muß ins zweite Zimmer gehen, um sich wieder zu fassen. . . Neulich, als es hier und allwärts wieder



recht drunter und drüber gieng, und es aussah, als drehe die Windsbraut alle Dinge, da hielt ich es nicht länger aus, ließ mir bei Sr. himmlischen Majestät eine Audienz erbitten, wurde erhört und durch einen Erzengel in eines der kaiserlichen Gemächer geführt. Der Vorhang rauschte und Gott Vater trat hervor. Es ist ein stattlicher Herr, noch in den besten Jahren und unter Tausenden zu erkennen. Merkwürdig ist's, daß er durchaus nichts von einem Geistlichen an sich hat, er sieht aber dem Kaiser Josef etwas ähnlich. Das Schönste an ihm sind seine blauen Augen; wenn man in diese Augen sieht, drückt's einen in der Herzgrube, man möchte ihm in heller Freude und Rührung um den Hals fallen. Das hab' ich auch gethan und der himmlische Vater hat mich auf die Schulter geklopft und gesagt:

„Nun, lieber Alter, fass' dich und sei nur ruhig, du bist doch sonst aufgelegt wie ein Ringelispag; wenn dir meine Augen gefallen, so ist mir das recht angenehm; aber sag', was dich zu mir führt, du weißt, ich helfe gern, wo ich kann!“

Ich erwiderte: „Was ich denk' und fühle, das ist dir wie mir bekannt; erspar' mir's, lange zu erklären, denn ich könnte dir mitunter ein hartes Wort sagen müssen, und da ich jetzt in deine unschuldigen Augen gesehen, kann ich kein hartes Wort mehr finden. Vater! Vater! Vater! Du gehst nicht gut mit meinem Volke um, du hast für unser Vaterland kein Herz!“

Er erwiderte: „Es ist ein Unglück, daß ich so schöne Augen habe; Alle, die zu mir kommen, verlieren den Muth, mir ein hartes Wort zu sagen, und doch, lieber Alter, kann ich einen Puff aushalten. Du weißt, die Menschen haben gegen Niemanden mehr Tapferkeit auf der Zunge als gegen mich, weil sie wissen, daß meine Langmuth nicht auszumessen ist. Aber genug; kannst du mir auch jetzt keine Vorwürfe machen, so seh' ich doch das ganze Nestlein flugfertiger Gedanken, bereit, mit Anklagen gegen mich aufzusteigen, weil du

meinst, ich vernachlässige dein Volk, dein Vaterland! Es ist aber ein Kreuz mit euch, Kinder, ihr machtet mir wirklich das Leben sauer, wenn ich nicht eine so glückliche Natur hätte und mir nicht so leicht ein graues Haar wachsen ließe. Wie ungestüm seid ihr, wenn ich helfen soll und wie harthörig stellt ihr euch, wenn ihr meinen Absichten zu Hilfe kommen sollt. Alles will seine Zeit haben, mein Lieber, besonders gut Ding; auch will ichs nicht machen wie meine lieben deutschen Philosophen, die zwar einen Verstand entwickeln, der mir selber keine Schande machte, aber mit ihren Gedanken jahraus jahrein auf dem Markte liegen und über die höchsten Dinge so mir nichts dir nichts aburtheilen, ja mich selbst in blauen Dunst verwandeln möchten. Ich will sie in ihren Rechthabereien nicht stören und kauns abwarten, wer Recht hat; wenigstens will ich den kleinen Vorzug vor ihnen haben, daß ich schweigsamer bin als sie; ich will daher auch dir nicht ausplaudern, was ich mit deinem Volke vorhabe; denn es ist Zeit, Kinder, daß ihr auch ohne Versicherungen wieder Vertrauen zu mir faßt. Es wird übrigens nicht gar lange dauern, daß ihr die Grundmauern eures neuen Vaterlandes werdet aufsteigen sehen; thut indessen, was in euern Kräften steht, hoffentlich werden wir miteinander zufrieden sein. So. Jetzt komm' und setz' dich her und trink' ein Gläschen Rheinwein, ich will indessen die Depeschen aus Paris und London lesen. Erzengel, leiste meinem Besuche indessen Gesellschaft; blättert miteinander diese Berichte durch, welche mir seit März die Geistlichkeit sendet; es wird einem ganz schwarz vor den Augen!"

Er entfernte sich und ließ ein wunderschönes Büchlein mit Goldschnitt und in Saffian gebunden zurück. Erzengel Kammerdiener erschraf und sagte: „Gott im Himmel! Das ist ja des Herrn geheimes Skizzenbuch, worin er die Zukunft der Völker und Länder entwirft!"

Das hören und das Büchlein ergreifen, öffnen und die Rubrik meines Landes suchen, war Eins. Brennheiß lief es mir durch die Glieder, als ich den Grundriß unsers künftigen

Vaterlandes erblickte. „Das ist's also — das ist's?“ rief ich. „Vater! Mutter! Ist's möglich? Wem sag ich's? Wie beschreib' ich's? Ich kenne mich selbst nicht vor Freuden!“

In diesem Augenblicke raufchte der Vorhang wieder und der Herr trat hervor.

„Ei, ei,“ sagte er „wo mag ich mein Skizzenbuch haben? Es geht absonderlich zu auf Erden, und wenn ich nicht jeden Augenblick meine Pläne vor Augen habe, so richten mir die Menschen eine Wirtschaft an, daß ich Mühe habe, wieder aufzuräumen. Raum weiß ich mehr, wo mir der Kopf steht. Sonne, Mond und Sterne, Erde, Feuer, Wasser und Thierwelt muß ich überwachen, aber das ist leichter, als nur Einen Menschen mit Erfolg im Zaume zu halten. Jenen Dingen habe ich Gesetze in den Leib geschoben, nach denen sie sich nothgedrungen richten müssen, aber dem Menschen habe ich freien Willen gegeben und muß es mir gefallen lassen, wenn er seines Eigensinns Hörner gegen mich selber wegt. Leider ohne meine Statthalterin, die Vernunft, richte ich wenig mit den Menschen; diesen gegenüber bin ich vollkommen constitutioneller Fürst, muß oft meinen Premier, die Vernunft, fallen lassen und ein Ministerium Nartheit einsetzen, um der Vernunft zu Ansehen zu verhelfen; denn wenn ich die Menschen zum Guten und Rechten zwingen wollte, hätten sie kein Verdienst dabei, und das wäre mir Leid, und wenn ich mich gar nicht um sie kümmern wollte, so hätt' ich binnen Jahr und Tag eine Zigeunerwirtschaft auf Erden, die ich nothgedrungen durch eine zweite Sündflut müßte wegschwemmen lassen. . . Aber ei, mein Alter, wie siehst du aus? Du machst ja Augen, als wolltest du gleich als seliger Engel bei mir bleiben? . . Richtig; poß tausend, ich bin ja allwissend und da muß ich wissen, wo mein Skizzenbuch ist? Du Wetterburck! Du hast's und hast mir in die Karten gedeut; ich hätte wirklich Lust, dich gar nicht mehr fortzulassen; wer steht mir gut dafür, daß du nicht morgen alles brühwarm in die Zeitung gibst und so die Geheimnisse des Herrn, zehn Kreuzer die Zeile,

drucken lassest? Da mußt ich Vorsorge treffen — du bist mein Gefangener! Warum lächelst du?"

„Es ist mir gut genug bei dir.“

„Freilich; du hast's weg, daß ich im ganzen Himmel kein Gefängnis habe, ein Beweis was für ein Liebhaber vom Einsperren euer Vater im Himmel ist! Leider bin ich zu gut gegen euch, ich muß mich schon selber loben. Also dir eines meiner Gemächer anweisen? Du kämst mir recht. Das ist nur eines meiner rückwärtigen Gelasse — und welche Ausichten! Da tritt an dieses Fenster. Sieh', ganz Amerika liegt in seiner Eselslänge vor dir! Das Panorama lohnt schon einen Besuch bei mir. Freund Gottes, wenn morgen die Sonne dort von der andern Seite kommt, da wollt' ich die Wagenräder von Augen sehen, die du machen würdest! Und erst nachts, wenn alles stille wird und alle Wälder ruhen — was würdest du sagen, wenn rund um meinen Himmel die Sphären erklingen und ihrem Herrn ein Schummerlied singen! — Nein, mein Alter, das ist nichts für ein Menschenherz, da gehören stärkere Nerven dazu!“

„So heißt's immer, wenn der Mensch auch ein Bissel was Gutes erleben soll!“

„Erzengel, wirf ihn hinaus!“ rief Gott Vater lächelnd.

„Nicht doch, Vater, ich müßte Arm und Bein brechen, es geht zu jäh hinunter!“

„So schau, daß du hinunter kommst, wie du heraufgekommen bist!“

„Mit deinem Zorn soll ich abzieh'n?“

„Ja voller Ungnade!“

„Das Wort kennst du nicht, Vater, mit diesen göttlichen blauen Augen!“

„Hast du mich nie zürnen geseh'n bei Donner und Blitz?“

„Das war Donner und Blitz — aber dein himmlisches Antlitz kann ich mir nicht zürnend denken!“

„Darauf kommt's auch gar nicht an! — Und jetzt basta! Fort! Ich habe nicht Zeit, so lange mit einer Creatur zu reden — wie gefällt dir mein Deutsch?“

„Vater, das sprichst du göttlich, darin bist du wirklich groß!“

„Ja, wenn ich recht behaglich reden oder etwas besonders Tieffinniges sagen will, da rede ich immer deutsch! — Aber noch einmal — fort jetzt! Fort!“

„Ja, ja — ich gehe schon! — Nur Eines noch! Vater, laß' mich noch einmal und recht lange in deine schönen blauen Augen sehen — du bist rein göttlich, wie du aussehst; man könnte sich verschauen . . . Wie mir weh wird, von dir scheiden zu müssen! — Gib mir die Hand, Vater, und wenn du eine freie Minute hast, so denk' an mich!“

„Geh' in Gottes Namen!“

„Vater!“

„Was, mein Kind?“

„Wir müssen noch einmal Brüderschaft trinken — Vater, nenn' mich du!“

„Geh', kleiner Buchfink, wann hab' ich dich schon Sie genannt? Mach' lieber, daß du fortkommst, es will Abend werden!“

„Darf ich wieder einmal kommen?“

„Ich sollte es nicht gestatten, doch will ich dir die Bitte nicht abschlagen.“

„So behüt' dich Gott, Vater!“

„Geh' in Gottes Namen!“

Gebendet von dem Glanze und gerührt von dieser großen Güte eilte ich von dannen, gieng aber in einen Wand-schrank hinein.

„Oha,“ sagte Gott Vater, „dort ist die Thür!“ und trat herzlich lachend in das nächste Zimmer . . .“

\* \* \*

Ob dieses Trostschreiben in die Hände meines lieben Julian gelangt sei, habe ich lange nicht erfahren können; erst

neulich, gut gezählt nach 32 Jahren, überraschte mich wieder ein Schreiben des Freundes, und ich erfuhr daraus nicht nur, daß ihm meine Epistel damals zugekommen, sondern auch, was er seit jenen fernen Tagen erlebt und erlitten hat. . .

Julian hatte sich bis zum letzten Augenblicke mit den Bundestruppen herumgeschlagen, und das Ende vom Liede war, daß er und ein Bundesföldat zum Abschiedsgruß sich gegenseitig noch gemüthlich „anschossen“, nämlich er (mein Freund) den Bundesföldaten an der rechten Hüfte und dieser (der Bundesföldat) meinen Freund an der linken Schulter. Glücklicherweise genüßten zwei Heftpflaster, um den beiderseitigen Seelen den Ausweg nach dem ewigen Leben zu verlegen. — Mein Freund legte dann sein Gewehr in einen Schleh-  
dornstrauch, küßte grüßend den Freischarenhut gegen sein engeres Vaterland Baden, trat nach der Schweiz über und begab sich, da schon geschieden sein mußte, gleich sehr weit in die Fremde, nach Amerika, wo er lange Jahre bei Hecker und später in New-York und Boston verweilte. Nachdem seine Eltern gestorben waren und endlich auch sein einziger Bruder das Zeitliche gesegnet hatte, kehrte er zur Übernahme der ansehnlichen Erbschaft wieder heim. Amnestie war längst ertheilt und der Aufenthalt meinem Julian also ohne Aufwand möglich.

Die Zeiten waren indessen sozusagen mäuschenstille geworden. Die alten Kämpfer waren etwas müde und grämlich, die jüngeren Kräfte für neue Aufgaben und Geistes-  
kämpfe noch nicht ganz flügge geworden — da brach der riesenhafte Krieg gegen Frankreich los und Alt und Jung war wieder frisch und munter auf den Beinen — diesmal in guter Freundschaft mit den Regierungen.

„Wie ich als Landwehrmann ausmarschierte,“ heißt es in dem kostbaren Briefe meines Julian, „da dachte ich an deine himmlische Epistel, die mich und meine flüchtigen Schicksals-  
genossen in Amerika oft erheitert und zu Thränen gerührt hat. Jetzt, dachte ich, ist wohl die Zeit gekommen, wo die Grund-

mauern Germanias sichtbar werden, wie sie im sassianenen Skizzenbuch des höchsten Herrn verzeichnet sind!“

Schlacht auf Schlacht folgte; Sieg um Sieg wurde errungen; — das deutsche Reich entstand wirklich — mit Verlust eines wichtigen Gliedes, das vom Böhmerwald und der Donau landeinwärts liegt. . . . Doch half man sich mit dem Troste weg, daß ein ehrlicher Freundschaftsbund den Schaden auf andere Weise reparieren könne. . . .

„Nun aber,“ heißt es weiter in Julians Briefe, „du hast ja die Dinge kommen, sich gestalten und ihre eigenthümlichen Schatten werfen sehen — — sprich! Bewahre dein Geheimnis nicht länger — — ist das, was wir erhalten haben, wirklich alles? Sollen wir nur einig und mächtig geworden sein, um — an inneren Düppeln nach und nach reicher zu werden? Sprich; versage mir nicht länger den Trost, den du aus dem himmlischen Skizzenbuch geschöpft haben mußt. Alles kann der Mensch ertragen, wenn er eines guten Ausgangs sicher ist; auch wir wollen gerne warten, wenn wir uns mit der Hoffnung getrösten dürfen, daß uns zur Einheit auch das Unerläßliche, die Freiheit, wie sie der Deutsche versteht, gegeben werden wird!“ . . .

Was sollte ich der Bitte meines Julian gegenüber thun? Des Herrn Geheimnis verrathen durfte ich nicht. Ich schrieb also meinem Freunde neulich, daß ich nächstens wieder um gültige Audienz bitten und besonders anfragen würde, ob der Herr gestatte, daß ich Näheres aus dem Skizzenbuch zum Besten gebe? „Habe ich doch,“ fuhr ich fort, „dem gültigen Vater droben, wenn er so gnädig sein sollte, mich zu empfangen, diesmal auch einige vertrauliche Fragen über die Zukunft meines geliebten Osterreichs auf dem Herzen!“

Zum Schluffe sagte ich meinem Freunde:

„Komm' und höre. Nicht nur in der Natur gibt es ein Entstehen, Wachsen, Vollenden; auch in der Geschichte eines Menschen, eines Volkes, eines Staates; die Pflanze, wenn sie emporstrebt, bildet in bestimmten Abschnitten sogenannte Knoten,

sie verfestigen den Halt, die Kraft der Pflanze . . . Nun höre, mein Julian . . . Als die vereinigte Linke in Frankfurt eines Tages einen gemeinsamen Beschluß zu fassen hatte und dabei ein jeder Redner etwas Anderes wollte und verlangte, da sprang Ludwig Simon von Trier von seinem Sitze auf, schlug wie ein Wüthender mit seinem Spazierstock auf den Berathungstisch und rief mit Löwenstimme:

„So wollt' ich doch, dass ein Allgewaltiger käme und uns Alle, mitammt der Nation, zusammenknetete und an die Wand wirft, damit wir wenigstens als Einheitsballen zu Boden fielen; wären einmal unsere Dickköpfe zur Einigkeit gebracht, so brauchte uns um die Freiheit nicht bange zu werden, denn die Eine Macht, die einst die ganze deutsche Nation auf dem Halse hat, muß früher oder später mit der Freiheit ihren Frieden schließen!“ . . .

Nun — nun —

„Siehst du, Brüderl,“ fuhr ich fort, „der Eine Allgewaltige ist da — Deutschland hat, wie die Pflanze, damit seinen ersten Halt- und Kraftknoten angelegt — lass' wachsen dahin, lass' wachsen — der zweite Knoten wird naturgemäß auch ansetzen, in nicht ferner Zeit — und wie wird dieser Knoten heißen? . . . Darüber zu berichten, lass' mir Zeit bis nach der Audienz, mein lieber Julian — grüß' mir inzwischen deine schönen blauen Augen; ah! wie schlägt mein Herz in der süßen Hoffnung, meinen Kaiser Josef droben — die unbeschreiblich schönen blauen Augen meines himmlischen Vaters und hohen Gönners da oben wieder zu sehen! . . . Ade bis dahin — ade, mein lieber Julian!“ . . .

## 12.

### Im Hause Uhlands.

Mitte Juli 1849 kam ich aus dem Schwarzwalde nach Stuttgart zurück, wo ich erfuhr, dass Uhland sich wiederholt nach mir erkundigt und für den Fall meiner Rückkehr die



Einladung hinterlassen habe, ihn in Tübingen zu besuchen und längere Zeit sein Gast zu sein.

Natürlich beeilte ich mich, für diese Aufmerksamkeit meinen Dank zu melden und anzuzeigen, daß ich nächster Tage der freundlichen Einladung folgen würde; und dies geschah denn auch. Nach manchem Regentage stand die Sonne wieder klar am Himmel, die Lerchen sangen und die Wachteln schlugen, als ich, mein Känzlein umgehängt, den schönen Berghang südlich von Stuttgart hinaufstieg, um nach Tübingen zu pilgern. Nach einer Wanderung von fünf bis sechs Stunden erreichte ich, während es bereits dämmerte, den Saum eines Gehölzes und sah mein Ziel, Tübingen, vor mir liegen. In einem Wirtshause an der Straße wimmelte es von Studenten, ein Trupp derselben sang heimkehrend in die Dämmerung hinein und erquickt von ihren vollen frischen Tönen betrat ich bald die Musenstätte selbst.

Ich wollte Uhland an demselben Abende nicht mehr stören, nahm ein Zimmer im Gasthose und ließ erst am nächsten Morgen fragen, wanu ich, ohne unbequem zu werden, kommen dürfe?

Statt eines Boten kam Uhland selbst und führte mich unter freundlichen Vorwürfen, daß ich nicht schon abends bei ihm vorgesprochen, in sein Haus.

Dieses steht am Ufer des Neckar; gerade davor führt die Brücke über den Fluß und aus den Fenstern des oberen Stockwerkes überfieht man ein reizendes Stück des Neckarthales, umrahmt von waldigen Höhen und Bergen. Ein freundliches Zimmer im oberen Theile des Hauses wurde mir eingeräumt und schön wie die Aussicht auf das grüne Thal erschien mir die Aussicht auf so manche gute Stunde in dem theuren Hause. Und ich täuschte mich nicht. Das Behagen eines Elternhauses überkam mich, als ich die freundlichen Blicke meiner Wirte sah und die Sorgfalt gewährte, meinen Wünschen zuvorzukommen. Am nächsten Morgen hatte ich mirs in meinem Zimmer kaum bequem gemacht, als Uhland mit seiner Gattin

hereintrat und mir einen Teller Obst aus seinem Garten überbrachte. Die liebevolle Art, mit der dies geschah, machte mich um Worte des Dankes verlegen, doch wurde mir nicht Zeit gelassen, unnöthige Umstände zu machen, Uhland forderte mich auf, seinen Garten zu besuchen und bei der reinen Sommerluft die Fernsicht zu genießen. Wir giengen zur rückwärtigen Thüre des Hauses, das mit dem Rücken an dem Gartenhügel lehnt, hinaus und stiegen einen Geländersteig empor bis zum Scheitel des ziemlich ansehnlichen Hügels, der, mit Gartenanlagen bedeckt, sich gegen Nordosten zieht. Die Aussicht in das Neckarthal nach Süden und nach Südwesten ist wirklich reizend und weitet sich insbesondere nach letzterer Richtung aus. Uhland und seine Frau erklärten mir die auffallendsten Punkte der Fernsicht, zeigten mir die wichtigsten Stellen der Stadt und zuletzt die ganze Anlage des Gartens, wobei sich Uhland als tüchtiger Pomologe erwies und seine Befriedigung besonders darüber äußerte, daß er bei mancher Abtheilung des Gartens Anordner und Pfleger gewesen.

Ich bat Uhland dringend, von seinen gewohnten Arbeiten sich nicht ableiten zu lassen und während meiner Anwesenheit in seinem Hause nur in freien Augenblicken von mir Notiz nehmen zu wollen; er bemerkte freundlich, daß die Verfügung über seine Zeit ihm jederzeit freistehe und etwas Abwechslung in seiner häuslichen Stille ihm willkommen sei, doch wünsche er, daß auch ich in seinem Hause meinen gewohnten Arbeiten nicht ganz entfremdet werde. Es wurde bestimmt, daß die Vormittage stets der Arbeit, die Nachmittage und Abende kleinen Vergnügungen gewidmet werden sollten. — Ich suchte am ersten Morgen noch den Jugendfreund Uhlands, den sinnigen Liederdichter Karl Mayer, auf, in dessen von munteren braven Töchtern belebtem Hause ich später manche angenehme Stunde verlebte.

Wenn ich sagen sollte, welcher Tag und welche Stunde mir bei diesem wie bei spätern Besuchen Uhlands besonders lieb geworden, so wäre mir die Antwort nicht so bald zur

Hand, denn mit gleicher Freude gedenke ich gar vieler Tage, welche ich als Gast des theueren Meisters verlebte. So wird mir stets erinnerlich bleiben, wie heiter wir eines Tages in größerer Gesellschaft von dannen fuhren, um der „uralten Eiche“ unsern Besuch abzustatten.

Es war an einem schönen Sonntagsmorgen, die gute Stimmung wurde bald in Liedern laut, wir kamen durch manches grüne Thal mit Scharen gepuzter Schwabenmädchen am Wege, und fröhlich wurde endlich am Fuße des greisen Eichenstammes Halt gemacht, geschmaust und gesungen bis zur Stunde der Heimkehr. Ich werde auch des schönen Ausflugs nach Sebastiansweiler stets gedenken, der manche historische Erinnerung weckte und in duftiger Ferne die malerische Weste Hohenzollern sehen ließ; auch eines Wintermarsches nach Neutlingen in Gesellschaft eines Landsmannes und Bischers, des berühmten Ästhetikers, werde ich mit Freuden mich stets erinnern — wie wurde da wacker gestritten und gescherzt, barbarisch gefroren ohne Klage und zugeschritten ohne Murren! Mancher Lorbeerbaum würde jetzt die Straßenränder zieren, wenn die großen Namen und Theorien Wurzeln geschlagen hätten, welche den Weg entlang ins Erdreich fielen! Allein Ein Tag wird denn doch den Vorrang haben in meinem Herzen, jene wunderfame Wanderung mit Uhland allein nach dem berühmten „Lichtenstein“ und der bekannten „Nebelhöhle!“

Wir waren früh morgens mit der Post (ich glaube bis Pfullingen) gefahren, hatten uns hier mit einem Imbiss und einem Gläschen Wein gestärkt und traten nun wohlgenuth — es war ein warmer Sommermorgen — den Weg nach unserm Ziele zu Fuß an. Wir schritten tüchtig aus, von manchem alten und neuen Leide des Vaterlandes redend und von den fehlgeschlagenen Versuchen, das schöne deutsche Reich zu erwünschter Einheit auszubauen; Uhland gestand mir jetzt, er habe zur Zeit, als die Dinge noch vielverheißend waren, ein Gedicht begonnen, des humoristischen Inhalts: „Alle die

würdigen Herren und Meister des Reichstags — Minister, Präsidenten, Bischöfe, Barone und Gelehrten — möchten sich vorsehen und ja es an Strenge und Reinheit ihrer Absichten nicht fehlen lassen, da es leicht geschehen könnte, daß der Himmel, durch einen Vorfall verstimmt, alle ihre Bestrebungen zunichte mache. Denn in Schwaben habe eine Gemeinde, die stets für ihren Landtag in erster Reihe unsern lieben Gott als Deputierten gewählt, bei ihrer Parlamentswahl den höchsten Herrn vergessen und ein einfach Menschenkind nach Frankfurt am Main entsendet.“ Motivierung und Pointe dieser Idee, in Uhland'scher Weise durchgeführt, hätten diesem Gedichte auch später noch eine Bedeutung verleihen müssen — aber eben weil die Dinge endlich gar so trüb und kümmerlich verliefen — „verließ mich die Neigung zur Arbeit,“ sagte Uhland, „und ich halte es für gut, daß sie nicht vollendet und damals gleich veröffentlicht wurde.“

Inzwischen zeigte mein verehrter Führer nach mancher Höhe und nach manchem Grund am Wege, von denen eine Sage geht, und so kamen wir, die Gegenstände unserer Unterhaltung oftmals wechselnd, bergab und bergauf zum schönen Lichtenstein und von hier, nach kräftigem Mittagstisch und guter Rast, zur wunderlichen „Nebelhöhle“, die wir mit Fackeln bedächtig und lange durchschritten.

Ich hatte in der Stille Uhlands rüstigen Schritt bewundert und bemerkte jetzt noch, daß er nicht lässiger wurde, als wir nachmittags in scharfer Sonnenhitze unsern Rückweg begannen. Auch an Gesprächen mancher Art gebrach's noch immer nicht, und ohne Ahnung, was den Meister nach und nach bedrücken mochte, gab ich manchen heiteren Bericht aus dem Leben Wiens und meiner österreichischen Heimat zum Besten; einen solchen hatte ich, durch eine Zeitungsnotiz angeregt, eben wieder begonnen, als wir eine Ortschaft an der Straße erreichten und Uhland plötzlich stehen blieb, indem er sagte: „Ich spräche gern den Wessner hier, wollen Sie warten, bis ich wieder komme?“ Und nach diesen Worten gieng er

stille dem Gottesacker zu und verschwand hinter einer kleinen Mauerthür. Ihn zurückwartend, setzte ich mich vor ein Haus auf einen Stein und sah einem Mädchen zu, das — ein wahres Vorlegesichtchen — den Hühnern goldgelbe Körner vor die Thüre streute. Etwa eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als die Kirchhofthüre wieder aufgieng und Uhland in Begleitung eines alten Messners heraustrat. Er winkte diesem rasch zum Abschied und kam wieder auf mich zu. Ich merkte, daß er geröthete Augen habe, stand eilig auf und schloß mich ihm zum Weitermarsche an. Ohne zu wissen, was sein Herz beschwerte, sah ich doch das Ringen eines tiefen Leidens in seinen Mienen und gedachte am besten schweigend neben ihm weiterzugehen. Wir hatten so bereits den Ort und eine Strecke der freien Straße hinter uns, als Uhland selbst das Schweigen brach und sagte:

„Die Zeit der letzten politischen Aufregung hat manche Erscheinung zu Tage gefördert, die seltsam, unerklärlich ist. In dieser Gegend hat eine tiefe Schwermuth und Todessehnsucht mehrere Menschen fast zu gleicher Zeit befallen — und einige legten, um sich von dem dunkeln Leide zu befreien, Hand an sich. Darunter war auch ein geachteter Mann dieses Orts, der mir nahestand, ein ausgezeichnete Mensch und glücklicher Familienvater (er war protestantischer Geistlicher). Eines Morgens waltet er noch in aller Würde und Ruhe seines Amtes, wird hierauf von einer unwiderstehlichen Schwermuth befallen — nach wenigen Stunden — ist er nicht mehr . . . Wir tagten noch in Frankfurt, als dies geschah; — heute komme ich zum erstenmale wieder in diese Gegend und treffe den Grabhügel desselben Mannes, welchen ich einst so wohl und zufrieden verließ! . . .“

Der einzelne Fall führte uns dann auf allgemeine Bemerkungen über ähnliche Fälle; verschiedene Ansichten und Beispiele wurden aufgeführt und schienen Uhland dem frischen Leide ein wenig zu entrücken. So erreichten wir endlich die Station, wo uns die Post wieder aufnahm, und wohlbehalten

kamen wir spät abends wieder nach Tübingen und an unsern häuslichen Herd zurück.

Am folgenden Morgen erfreute mich Frau Uhland mit einem Geschenke, das ich als theueres Andenken aufbewahre; es bestand in einer Cotta'schen Prachtausgabe von Uhlands Gedichten, in welche Uhland eigenhändig einige Zeilen geschrieben hatte: „Zur freundlichen Erinnerung an unsere Wanderung nach Liechtenstein, zur uralten Eiche und in die Nebelhöhle.“ Die Unterschrift Uhlands führt den 13. August als Datum.

Die vertraulichen Verkehrsstunden im Hause Uhlands wurden entweder auf seiner Studierstube genossen, wo ich mit Uhland gewöhnlich allein war, oder sie verflossen in bester Geselligkeit beim Frühstück, Mittags- und Abendtisch; Frau Uhland, deren Adoptivsohn und ein studierender Verwandter bildeten hier unsere angenehme Gesellschaft. Auf Uhlands Studierstube wurden ausschließlich wissenschaftliche oder literarische Gegenstände besprochen. Unter diesen hatte mancher für uns ein naheliegendes Interesse und beschäftigte uns auch oft genug, besonders ältere oder neuere Volksliteratur, Sitten, Gebräuche, Volkslieder, desgleichen Dialektforschung. Welch ein weites Feld an Kenntnissen Uhland hier beherrschte, ist bekannt; ich verdanke ihm auch viele wertvolle Andeutungen und habe aus der Benützung seiner reichhaltigen Bibliothek seltene Vortheile gezogen.

Uhlands meisterhafte Abhandlung über die Mythe des Gottes „Thor“, welche ich erst im Hause des Verfassers kennen gelernt hatte, gab uns einige Tage reichen Stoff zu Unterredungen, wobei ich einmal die Bemerkung fallen ließ, daß ich eben im Begriffe stehe, ein kleines Idiotikon aus dem Dialekte meiner Heimat zusammenzustellen; daselbe habe nur den Zweck, germanisch-mythologische Überbleibsel und Anklänge im Volksdialekte anzudeuten. Der Gegenstand interessirte Uhland und ich hatte öfter Gelegenheit, seine reichen Kenntnisse in dieser Richtung zu Rathe zu ziehen; er bat mich, aus seiner

Bibliothek alles nöthige Klistzeug zu meiner Arbeit auf mein Zimmer zu nehmen, belud sich selbst mit dem, was ihm brauchbar schien, und schichtete Folianten um Folianten auf den Tisch meines Zimmers.

Eines Morgens wollte ich Uhland eine Freude dadurch bereiten, daß ich ihm einen sehr schönen Kupferstich zeigte, welcher eine Scene aus einer seiner historischen Balladen darstellte, und zwar meines Erachtens in recht gelungener Weise. Uhland warf aber nur einen flüchtigen Blick auf das Bild, legte dasselbe etwas verstimmt beiseite und sagte nach einer Pause:

„Ich liebe solche Bilder nicht. Die Maler sollten derlei Gegenstände nicht zum Vorwurfe ihrer Kunst machen. Entweder sollten sie wirkliche Geschichten darstellen oder nur Gedichte rein poetischen Inhalts illustriren. Historische Stoffe, welche einmal den Weg durch Sage und dichterische Form hindurch gemacht, führen den Künstler auf einen Zwitterboden, der sehr bedenklich ist; denn indem auch der Maler dem fort und fort verwandelten Stoffe noch einmal in seiner Weise ein eigenes Gepräge gibt, geht zu leicht die historische Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft verloren!“

Als wir eines Tages in längerer Unterredung über die lebenden österreichischen Poeten sprachen, deren ältere Gruppe: Grillparzer, Halm, Grün, Lenau, Bauernfeld, Castelli, Frankl, Ebert, Seidl, Vogl, die er mehr oder weniger kannte, deren jüngere Gruppe aber: Meißner, Betty Paoli, Hartmann, Beck u. s. w. ihm nur aus Besprechungen bekannt waren, beklagte Uhland aufrichtig, daß kein Literaturblatt vorhanden sei, welches die neueste Literatur, in ihren wesentlichen Erscheinungen umfassend, unparteiisch, fern von Cliquenwesen und verhärteter Widerhaarigkeit des Urtheils zur Kenntniss bringe; er gab den Wert mancher Mittheilungen und Urtheile in den vorhandenen Literaturblättern zu, aber ein gedrängtes und richtiges Gesamtbild der literarischen Gegenwart aus den zahlreichen Blättern, die Kritik betreiben, sich zusammen-

zustellen, sei für den Mann der Wissenschaft oder eines Amtes gar nicht möglich, abgesehen davon, daß der Privatmann gar nicht in der Lage sei, diese Blätter alle für seinen Privatgebrauch anzuschaffen. Uhland hätte zu seiner Anregung und Orientierung gerne ein in jeder Weise genügendes Literaturblatt gewünscht; lobend erwähnte er die meist glücklich gewählten Auszüge aus guten Werken in den „Blättern für literarische Unterhaltung“. Bei dieser Gelegenheit kam die Sprache auch auf die überhandnehmende Wuth, Iyrische Gedichte aus gedruckten Werken zu sammeln und sie in sogenannten Albums zu veröffentlichen. Uhland sprach sich tadelnd darüber aus und zwar aus verschiedenen Gründen. Abgesehen von der unbescheidenen Art, mit welcher solches Ausbeuten oft betrieben wird, fördere das Zusammenwürfeln von Arbeiten mannigfaltiger Poesien die ohnehin so bedauerlich einreisende Zerstreuung der Menschen auch bei der Lectüre. Was der einzelne Poet sorgfältigst als ein charakteristisches Ganzes aus seinem Geistes- und Gemüthsleben zusammenstellt und zu gegenseitiger Folie aufreicht, das werde meist mit unzarter Hand in unnatürliche Reihenfolge und Gemeinschaft zusammengezwungen. Jedes Poeten Werke seien ein harmonisches Ganze für sich, aber ein Album, wie die meisten eben sind, sei eine unheilige Ausstellung bunter Ware, die Geist und Sinne zerstreuen. Des Menschen Geist und Gemüth in einem guten Buche zu sammeln und so zu stärken, sei eine würdige Aufgabe, den Menschen durch bunt zusammengewürfelte Werke nach Geist und Gemüth zu zerstreuen, sei ein nicht zu billiges Unternehmen. Sollte eine Sammlung von Gedichten verschiedener Autoren gut und zu billigen sein, so müsse die Auswahl nach einer würdigen Gesamt-Idee geschehen, die als alleiniger Ersatz für die fehlende Einheitlichkeit des Poetengemüthes gelten möge. Das Schlimmste bei vielen dieser Sammlungen sei, daß dieselben nicht einmal aus den Originalwerken zusammengestellt, sondern wieder nur aus andern Albums abgeschrieben sind, so daß die Poeten noch von Glück



sagen können, wenn sie nicht überdies noch ein Schock Druckfehler in den Kauf nehmen müssen!“

Bei dem Worte „Druckfehler“ fiel mir das in seiner Art einzige Mißgeschick ein, welches Uhland bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte zugestoßen sein soll. Denn als ein Theil der Ausgabe bereits versendet war, entdeckte man, daß die zwei ersten Verse des köstlichen Vorworts, anstatt zu lauten:

Lieber sind wir, unser Vater  
Schickt uns in die offene Welt —

lauteten:

Le der sind wir, unser Vater  
Schickt uns in die weite Welt!

Natürlich hütete ich mich, dieses Mißgeschickes zu erwähnen, da es denn doch der größten Objectivität eines Poeten nicht gegeben sein kann, angesichts eines solchen Druckfehlers die Fassung zu bewahren; übrigens war und bin ich auch jetzt noch nicht gewiß, ob die ganze Überlieferung nicht überhaupt nur eine anekdotenhafte Erfindung ist . . .

Bei Tische gieng es immer einfach häuslich und gemüthlich her. Uhland erschien gewöhnlich sehr ernst und schweigend bei Tische. Sein Geist schien noch am Studiertische seiner Gelehrtenklausen zu weilen. Das hinderte aber nicht, daß wir uns scheinbar gar nicht daran kehrten. Der Adoptivsohn, von seinen zweiten Eltern einfach „Karl“ genannt (ein trefflicher, munterer Studiosus medicinae mit rundem Gesichte und schönen braunen Augen) — „Karl“ also und ich suchten womöglich durch heitere Mittheilungen irgend ein Gespräch in Gang zu bringen; Frau Uhland stimmte, wenn wir's nicht etwa ein wenig zu toll trieben, ein und der verwandte Studiosus blieb auch nicht zurück. Während wir also ganz unter uns, als wäre Uhland gar nicht zugegen, unsern munteren Gesprächen nachhiengen, heiterte sich Uhlands Antlitz nach und nach auf — und unversehens war auch er Theilnehmer an der Unterhaltung und mitunter nicht der wenigst

heitere. — Einmal erschien Uhlands Karl etwas zu spät bei Tische, und indem er sein langes Wegbleiben entschuldigte, glänzte sein hübsches, gutes Schwarzwäldergeficht von Freude und Aufregung. Zwei „Albinos“ waren in Tübingen angekommen; diese hatte der lebhafteste Studiosus im ersten Eifer der Neugierde gesehen und schilderte jetzt, da er wegen des Mittagstisches nach Hause gestürzt war, seine Beobachtungen mit so athemloser Hast und einer Art bestürzter Verwunderung, daß die Schilderung mitsammt dem Schilderer unwillkürlich ins Ergößliche umschlug. „Alles ist weiß an ihnen — die Haare, die Augenbrauen, die Lippen“ — hieß es in athemloser Hast. „Auch die Stimme?“ sagte ich, da Uhland, den Schilderer unverwandt ansehend, zu lächeln begann. „Ja,“ fiel Uhland ein, „weiß ist auch das Schwarze im Aug' und weiß sogar einer der rothen Nügäpfel!“ Ein lautes Gelächter war die Folge, in welches Freund Karl natürlich selbst einstimmt.

Um die Mittagsstunde versammelten wir uns eines Tages im Speisezimmer und warteten auf das Erscheinen Uhlands. So pünktlich er sonst zu kommen pflegte, heute kam und kam er nicht. Das Dienstmädchen, welches zuerst geschickt worden war, um Uhland zu Tische zu bitten, kehrte, ohne ihn gesehen zu haben, mit der Nachricht zurück, daß ein Herr bei ihm sei, welcher in Einem fort und sehr laut spreche. Frau Uhland ließ nun mit dem Auftragen der Suppe noch eine Weile warten und gestattete vorläufig nicht, daß ihr Mann in seiner Controverse mit dem Fremden gestört werde; als aber eine gute Viertelstunde abermals unter vergeblichem Warten dahingegangen war, schickte sie ihren Karl hinab, um nachzusehen, was es denn mit dem Fremden für eine Verwandtnis habe. Karl kam mit der Nachricht zurück, daß der Fremde mit Uhland eigentlich nicht spreche, sondern daß er ihm vorlese. Frau Uhland faßte jetzt den für eine Hausfrau immer heroischen Entschluß, die bereits aufgetragene Suppe wieder vom Tische entfernen zu lassen und um des Fremden

willen das Äußerste an Geduld zu erschöpfen; allein es verstrich wieder Viertelstunde um Viertelstunde — der Fremde las noch immer fort und Uhland horchte „unentwegt“. Wir glaubten schon, einer der ersten lebenden Dichter sei zu Uhland gekommen, um ihm ein epochemachendes Werk in erster Autorenfreude vorzulegen, allein selbst dieser Umstand würde die Frage offen gelassen haben, ob es zweckmäßig sei, die Lectüre so ungebührlich in die Zeit des Mittagstisches auszudehnen? Endlich, da alle menschliche Geduld der trefflichen Hausfrau erschöpft war — der Fremde noch immer las und las — schickte Frau Uhland das Mädchen nach der Studierstube, um so gelinde als möglich anzufragen, ob Herr Uhland vielleicht Zeit habe, zu Tische zu kommen? Diese Frage schien den in sein poetisches Werk ganz und gar versunkenen Fremden wieder auf die Höhe des Lebens zu bugstieren — er war nur noch eine kurze Strecke von der Barriere eines Abschnittes entfernt, die er nun im Fluge zu erreichen strebte und an der er endlich, wenn auch ungerne, Halt machte. Er verabschiedete sich hierauf und Uhland kam, ernst wie gewöhnlich, und etwas abgespannt, zu Tische. Er würde höchst wahrscheinlich des Besuches gar nicht erwähnt haben, da er die vorgerückte Mittagszeit nicht so wie wir gewahr geworden, allein Frau Uhland wünschte doch, wie wir Alle, zu erfahren, wer denn heute Uhlands Gesellschaft so andauernd in Anspruch genommen, und sie stellte demnach die Frage nach dem Fremden. Uhland erwiderte ernst lächelnd: „Ein junger Schweizer war hier. Er brachte ein größeres Epos mit und wünschte mir einen oder zwei Gefänge vorzulesen. Ich ersuchte ihn darum, und da mir aus dem Anfange wirklich Talent zu leuchten schien, so sagte ich ihm einige freundliche Worte. Diese schien er aber etwas mißzuverstehen, denn er betrachtete sie als eine Aufforderung, im Vorlesen fortzufahren und ich — was sollte ich thun? — ließ ihn gewähren. Der junge Mann that mir leid, da er bis aus der Schweiz eigens zu dem Zwecke zugereist war. Mir geht es aber mit größeren Dichtungen, die ich in Einem Zuge

genießen soll, wie mit langen Theater-Vorstellungen. Anfangs bin ich ohne Anstrengung dabei, später aber läßt meine Aufmerksamkeit nach und ich verliere den Zusammenhang. So gieng es mir eben auch mit der längeren Vorlesung. Um den jungen Poeten aber nicht mit einem unrichtigen oder bloß allgemeinen Urtheile zu entlassen, habe ich ihn um sein Manuscript ersucht und werde ihm dasselbe mit einer schriftlichen Beurtheilung später zusenden."

Nach Tisch hatten wir uns kaum erhoben, als durch die nach dem Neckar gerichteten offenen Fenster ein dumpfer vielstimmiger Trauergesang erscholl. Im ersten Augenblicke dachten wir nichts Anderes, als daß ein Leichenzug vorüberkomme, aber an die Fenster tretend, wurden wir alsbald eines Besseren belehrt. Vor dem Hause Uhlands stand allerdings eine schwarze Kutsche mit schwarzen Pferden bespannt, die Kalesche war mit Trauerkränzen behangen, der Kutscher steckte im schwarzen Rocke und hatte eine schwarze Kokarde auf dem Hut. Indes der sonderbare Trauerwagen ruhig vor dem Hause hielt, kam der erbärmlich zu Herzen gehende Gesang von der sogenannten Eiferdei, dem Studenten-Verlustigungs-orte, näher, und bald erblickten wir einen jungen Theologen, ein schwarzes Tuch in die Augen drückend, feierlich und schmerzhaft daherschreiten und sich dem Wagen nähern. Hinter ihm folgten sechs Studenten, hemdärmlich und in schwarzen Beinkleidern, vier derselben trugen ein mit Trauerflor behangenes Bierfass, von welchem breite Blumenbänder herabhiengen, deren Enden zwei Studenten feierlich in den Händen hielten. Der Sinn des ganzen Aufzuges war, daß der junge Theologe eben die Universität verlassen sollte, dem nun seine Kameraden bis an den Wagen das Trauergeleite gaben. Natürlich vor allem um den Durst des Abziehenden auf der Reise besorgt, sollte er ohne Begleitung eines Bierfasses die Mufenstadt nicht verlassen. Das Fass wurde denn auch unter andauerndem Trauergesange neben dem Kutscher auf den Bock gebunden, dann stieg der schluchzende Theologe in den Wagen, die

Pferde zogen an, und unter — „Gaudeamus igitur“, das die nachgehenden Studienbrüder plötzlich anstimmten, flog die Reisetutsche von dannen. Die ganze Scene war durch ihre scharfen Contraste höchst ergötzlich und Uhland theilte unsere Heiterkeit. „Was fängt aber der Theologe mit dem Bierfass unterwegs an?“ fragte ich. „O, der wird nicht lange darüber nachdenken dürfen“, jagte Freund Karl. „Vor einer der nächsten Aneipen der Landstraße läßt er seinen Wagen halten, das Fass abladen — und ehe das geschehen ist, haben ihn seine Kameraden zu Pferde eingeholt und helfen ihm mit dem edlen Rafs schneller fertig werden, als man denkt!“ . . .

Vor denselben Fenstern ereigneten sich überhaupt während meiner wiederholten Anwesenheit in Uhlands Hause manche heitere Scenen. Einmal — es war im tiefen Winter — es hatte zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen geschneit und fuhr noch immer fort, die hochliegenden Schneemassen bedenklich zu vermehren — traten wir nach dem Frühstück an die Fenster, um das Schneefeld zu überblicken und zu prüfen, ob die Fülle des Firmaments noch immer nicht erschöpft sei, da hörten wir das Knallen einer Fuhrmannspeitsche von der Stadt her, zwischen den Thorpfeilern in der Nähe erschien ein Paar Pferde und hinter diesem noch ein Paar; dieses vierhäuptige Gespann machte alle Anstrengungen, einen Wagen durch das verschneite Thor zu ziehen, aber vergebens; nur bis zum Fuhrmannsitz, auf welchem aber nur eine Gans in einem Korbe festgebunden saß, wurde das Gefährte sichtbar. Nun machte es einen wahrhaft komischen Eindruck, zu hören, wie die Peitsche des Kutschers fortwährend hinter der Mauer knallte, ohne dafs der Fuhrmann zum Vorschein kam, wie die vier Pferde ununterbrochen ihr Bestes thaten, ohne den Wagen von der Stelle zu bringen, und wie die Gans, mutterseelenallein auf dem Bocke, erschrocken-zierlich hin und wieder blickend, immer ängstlicher und doch mit Anstand nach den Ursachen des Unglücks oder noch größeren kommenden Übeln spähte, dazwischen aber auch manchemal wie verschämt

einen Blick nach unsern Fenstern warf. Unwillkürlich fielen mir die Verse aus dem Kinderbuche ein, die ich laut hersagte:

Was hat die Gans auf ihrem Kragen?  
 Was fehlt der Gans?  
 Den Fuhrmann mit dem Wagen  
 Hat die Gans auf ihrem Kragen,  
 Das fehlt der Gans!

Kliff, klaff! schmalzte die Fuhrmannspeitsche weiter, die Pferde zogen an, der Wagen aber rückte nicht vor und die Gans fuhr fort, verschämt und erschrocken zu uns aufzublicken — da las Freund Karl aus dem schnell geholten Buche:

Was hat die Gans auf ihrem Kopfe?  
 Was fehlt der Gans?  
 Den Kopf mitfammt dem Topfe  
 Hat die Gans auf ihrem Kopfe,  
 Das fehlt der Gans!

Kliff, klaff! schmalzte die Peitsche weiter, die Pferde zogen fruchtlos an, die Gans schielte ängstlicher und verschämter zu uns auf — wir citierten die weitere Strophe:

Was hat die Gans auf ihrem Schnabel?  
 Was fehlt der Gans?  
 Den Ritter mit dem Sabel  
 Hat die Gans auf ihrem Schnabel,  
 Das fehlt der Gans!

Da drückte sich der Fuhrmann zwischen Thorpfeiler und vorderem Rade zu den Pferden durch — und mit Einem Male kam der Wagen vom Fleck mit der im Triumph schnatternden Gans auf dem Bock. Die Scene hatte auf uns alle die ergöglichste Wirkung gethan . . .

Die Sommernachmittage wurden, wie erwähnt, bei schönem Wetter zu Ausflügen benützt, bei welchen die befreundete Familie des Ober-Appellationsrathes und Liederdichters Karl Mayer häufig erschien und nicht wenig zur Belebung beitrug; im Winter wurde für solche Vergnügen entsprechender Ersatz gefunden. Frau Umland pflegte manchmal einen geselligen Kreis,

meist von Damen, im Hause zu versammeln und Leseabende zu veranstalten. Zweimal in der Woche besuchte ich mit Uhland und Karl Mayer eine kleine Kneipe, in welcher sich der Theologe Professor Baur (Strauß' Lehrer), der Chemiker Gmelin und noch einige bedeutende Professoren einzufinden pflegten. Der Aesthetiker Wischer, damals gerade politisch verstimmt, zeigte sich wenig an öffentlichen Orten, ihn mußte ich in seiner Klause auffuchen, wenn ich seiner habhaft werden wollte.

Von den kleineren Ausflügen sei hier vorzugsweise eines Besuches gedacht, welchen wir einer seltenen poetischen Stelle in der Nähe von Tübingen gemacht; der Besuch galt jenem Hügel, auf dessen Scheitel sich die „Wurmlinger Kapelle“ befindet. Nicht weniger als drei der ersten Dichter neuester Zeit haben diesen Hügel und diese Kapelle verherrlicht: Uhland, Lenau und Gustav Schwab — abgesehen von der Volks Sage, welche Hügel und Kapelle ebenfalls zu Gegenständen ihrer Erfindungen gewählt. Uhland hat in seinem Gedichte die Stelle zwar nicht näher bezeichnet, aber ich weiß aus sicherem Munde, daß er den Hügel mit der Wurmlinger Kapelle vor Augen hatte, als er sein berühmtes Lied sang:

D'oben stehet die Kapelle  
Schauet still in's Thal hinab,  
D'runten singt bei Wief' und Quelle  
Froh und hell der Hirtentnab'!

Lenau hat sein Gedicht: „Die Wurmlinger Kapelle“ überschrieben. Karl Mayer erzählte mir, Lenau habe einst während seines Aufenthalts in Tübingen in Gesellschaft Uhlands, Mayers und einiger Frauen einen Ausflug nach dem erwähnten Hügel gemacht und im Augenblick der Rückkehr sich erbeten, allein bei der Kapelle zurückbleiben zu dürfen. Es war im Herbst. Tiefe Schwermuth hatte Lenau wie so oft befallen. Man überließ ihn natürlich der gewünschten Einsamkeit, und jenes berühmte Gedicht, welches seine Stimmung nur zu deutlich ausdrückt, entstand an jener Stelle. Nun wird über die Entstehung der Wurmlinger Kapelle erzählt: Ein

württembergischer Graf habe einst in seinem letzten Willen festgesetzt, daß sein Sarg auf einen Wagen gelegt und von einem Paar Ochsen ganz nach Belieben im Lande herumgezogen werde, dort, wo die Thiere stehen bleiben würden, sollte sein Grabmal errichtet und darüber eine Kapelle gebaut werden. Nun sei, so heißt es, das Gespann des Wagens auf eben jenem Hügel stehen geblieben, den jetzt die Wurlinger Kapelle schmückt. Diese Sage ist es, welche Gustav Schwab unter dem Titel „Die Wurlinger Kapelle“ in schönen Versen wieder erzählt . . .

Beim Abendessen gieng es gewöhnlich etwas stiller und manchmal ernst und gemessen her. Als wir einmal über die Macht der Nachwirkung einer bereits überwundenen, und zwar unbewußt überwundenen Gefahr sprachen, freute sich Uhland, uns ein poetisches Meisterstück dieser Empfindung von seinem Freunde Gustav Schwab vorlesen zu können, ließ dessen Gedichte herbeiholen und trug die Sage: „Der Ritt über den Bodensee“ wahrhaft vorzüglich und wirkungsvoll vor.

Manchen Leser dürfte es überraschen, Uhland als fleißigen Kirchengänger erwähnen zu hören. Und in der That war er dieses im besten Sinne des Wortes. Jeden Sonntag gieng er an der Seite seiner Frau nach der Kirche und hörte die Predigt von Anfang bis zu Ende aufmerksam an, doch ließ er sich nie (wenigstens in meiner Gegenwart nie) lobend oder tadelnd über den Inhalt eines Kanzelvortrages aus. Sein tief religiöses Gemüth, an welchem niemand zweifeln wird, der die Gedichte Uhlands nach dieser Richtung hin durchgeprüft hat, war, wie ich aus Uhlands Benehmen gegen mich selbst entnahm, zugleich von musterhaft zarter Rücksicht gegen Glauben und die Überzeugung Anderer. Religion und Religiosität waren für ihn so feine weihewolle Gegenstände, daß er sie der zersekenden Luft der Debatte, wie ich glaube, wo er nur konnte, entzog. So oft ich Uhlands zarter, tiefer Gemüthsart in religiösen wie poetischen Dingen gedanke, habe ich stets dessen ideal-schönes Porträt aus der Knabenzeit vor Augen. Es hieng



zur Zeit meiner Besuche im Wohnzimmer des ersten Stockes links gleich neben der Thür. Das blaue Auge des zarten sinnigen Knabengesichtes ist von rührender Klarheit und Milde. Der innere Uhland ist auch diesem Jugendbilde bis in sein Alter ähnlich geblieben. Wie eine symbolische Hinweisung auf den Umstand, daß Uhland seiner äußeren Erscheinung wegen so oft nicht als er selbst erkannt wurde, klang mir ein heiteres Erlebnis, welches mir Uhland, da ich ihn und seine Frau einmal auf einem Spaziergang begleitete, lächelnd erzählte. Auf der breiten Landstraße dahinwandernd, sah er einst mehrere Handwerksburschen auf ihn zukommen, welche, Arm in Arm marschierend und etwas angetrunken, Uhlands Ballade: „Ich hatt' einen Kameraden“ sangen. Uhland wendete sich, um die wankende Colonne nicht zu stören, nach der entgegengesetzten Seite der Straße und schritt hier weiter — als die Bursche, in seine Nähe gekommen, plötzlich eine Schwenkung machten, bei den Worten: „Als wär's ein Stück von mir“ Uhland in ihre Kette einschlossen, ihn einen Augenblick hierseilig anglozten — die Kette wieder lösten und, das Gedicht weiterjüngend, ihres Weges giengen, ohne zu ahnen, daß sie den Verfasser des „Guten Kameraden“ selbst mit ihrem Landstraßenhumor attackiert hatten . . .

Ich habe schon oben erwähnt, daß neben Uhlands Hause die sogenannte „Eiferdei“ sich befände, eine vielbesuchte Studentenkneipe mit Garten. Da letzterer bis unmittelbar an die östliche Seite des Uhland'schen Hauses reicht und zur Sommerszeit von Studiosen fleißig besucht wird, so hatte Uhlands Nachtruhe eine sehr bedenkliche Nachbarschaft. Uhland hat aber trotz der zahlreichen nächtlichen Störungen nie eine Klage laut werden lassen; die Fröhlichkeit der akademischen Jugend, selbst wenn sie etwas überschäumte, besaß seine ganze Nachsicht und Neigung. Daher ließ er sich gerne auch die jüngsten Vorfälle des akademischen Lebens erzählen, insbesondere jene heiterer Art, wie folgende: Ein Studiosus kam um Mitternacht in sehr angeheitertem Zustande nach Hause, sein Quartier

befand sich unter denen, die an die Fluten des Neckar grenzen, und da der Heimkehrende nicht im Stande war, Nicht zu machen, so wollte er angekleidet in das Bett steigen — stieg zum Fenster hinaus und fiel in den Neckar. Auf seine Schmerzens- und Schreckensrufe stürmten seine anwohnenden Kameraden herbei, zogen den Unglücklichen, der sich wund gefallen hatte, aus dem Wasser und trugen ihn auf sein Zimmer. Während dieses Actes gab er tiefe Stoßseufzer von Neue zum Besten, sagte, sich nie wieder betrinken zu wollen, und verstieg sich sogar zu guten Lehren für seine Kameraden. Als aber andern Tages der Arzt erschien und neue Verbände auflegte, sagte er seufzend: „Ich will doch ausziehen und weiter vom Neckar wegwohnen — denn man kann doch nicht wissen, was wieder einmal möglich wäre! . .“

Gegen Ende November 1849 hatte ich Uhland brieflich angezeigt, daß ich seiner Einladungen gedenkend, von Stuttgart aus Anfangs December nach Tübingen zu kommen vor habe, worauf er mir folgende liebe Zeilen schrieb:

„Sie sind uns, lieber Rant, jederzeit schönstens willkommen, damit Ihnen aber der Aufenthalt bei uns behaglicher sein möge, schlage ich vor, ob Sie nicht, sofern es nicht Ihre Pläne kreuzt, statt in der ersten Woche Decembers, sich zu Anfang der zweiten auf den Weg zu begeben vorziehen. Nehmen Sie dann eben mit unserm stillen, abgezogenen Leben vorlieb und trösten Sie sich damit, daß in dieser Stille Ihre Arbeit um so ungestörter vorrücken kann. Mayer grüßt Sie mit uns allen auf das Herzlichste.

Tübingen, 24. November 1849.

Der Ihrige  
Ludwig Uhland.“

Ich kam also 8 Tage später — zum Weihnachtsfeste nach Tübingen, sah tapfer zu, wie die schmackhaften schwäbischen National-Springerle verfertigt werden, und wurde zum Dank für diese ökonomische Aufmerksamkeit am Weihnachtsabend vom

Christkind mehr als reichlich beschenkt; am folgenden Sylvesterabend sollte ich auch dadurch beehrt werden, daß man eine größere Gesellschaft einlud, um meinem heimlichen Ehrgeiz als Violinspieler Raum und Publicum zu schaffen. Nach mancher Übungsstunde bei Freund Mayer kam denn auch der schöne Abend endlich heran, eine zahlreiche Gesellschaft war geladen und bald stand nicht nur der brodelnde Thee auf dem Tische, sondern auch das Clavier wurde feierlich aufgethan und die Noten wurden zurechtgelegt; da trat Uhländ in einer fröhlichen Stimmung, wie ich selten gesehen, zu mir und feuerte mich an, die Schlacht der Töne zu eröffnen; ich holte mir also das zärtliche Instrument, die Geige (vom Wiener Volke die Winsel genannt), prüfte die Stimmung derselben, verneigte mich gegen das im Halbkreise versammelte Publicum, blickte es mit wohlwollender Protections-Miene an (ganz wie man es in Concerten sehen kann) und begann sodann so schmelzend als möglich die damals unvermeidliche „Elegie“ von Ernst zu spielen. Die Geige war glücklicher Weise von keiner Erkältung heiser und außerdem bei so guter Neujahrnachtslaune, daß sie selbst, wenn ich etwas daneben griff, aus purer Artigkeit einen erträglichen Ton hergab. Und so darf es denn nicht wundern, wenn die liebliche Composition (deren Doppelläufe ich übrigens, mit Demuth feis gestanden, einfach spielte) ohne wesentlichen Unfall ausgeführt wurde. Ein Beifallsturm (man entschuldige, daß ichs selber sage) erhob sich, und ich bedauerte nur, daß kein Abgang nach einem Nebenzimmer vorgesehen war, um schnell zu verschwinden und in Folge eines Hervorrufs gleich wieder zu erscheinen; in Ermanglung dessen blieb ich also ruhig stehen und verneigte mich so dankbar, als es die Umstände geboten; da erhob sich Meister Uhländ und durch ernste Mienen die bewegte Versammlung zur Ruhe verweisend, begann er nach kurzer Pause etwa so: „Meine Herren und Damen! Wir haben einen Mann vor uns, dessen bescheidene Weise keine Ahnung zu haben scheint von dem, was in ihm von angeborenen Talenten lebt und webt! Noch voll der Bewunderung einer Leistung,

die wir eben genossen haben, halte ich es für meine ernste Pflicht, den jungen Mann aufzuklären über seine Bedeutung an sich und für die löbliche Versammlung hier!" Und nun wurde mir ein Ehrenkranz gewunden aus so zahlreichen Zeitungsphrasen als nur je die unverfrorenste Reclame für einen Concert-Virtuosen aufgetrieben. Gebeugt von der Überlast von Schmeicheleien aus so ehrwürdigem Munde, stemmte ich die Geige in die Seite und streckte meinen Bogen salutierend zur Erde; erst als der Redner geendet, ein wiederholter Beifall erklingen war, erhob ich mich feierlich wieder, um meinen Dank — in einer zweiten Partie meiner Kunst: in Lanners lieblichen „Steirern“ auszudrücken. Ein noch wärmerer Beifall — und ein höchst belebter, heiterer Abend folgte dieser kleinen Narretei und noch spät nach Mitternacht erklang das Tafelzimmer von Liedern und Sprüchen, die wir dem neuen Jahre darbrachten . . .

Da hier einmal von meiner armen unschuldigen Geige die Rede gieng, so muß ich doch von dem Abenteuer sprechen, zu dem sie früher, bei meinem zweiten Besuche in Tübingen, Anlaß gegeben. Es gedenkt mir noch wie heute. Uhländ hatte gehört, ich spiele etwas Violine, und ersuchte mich, wenn ich wieder einmal käme, meine Geige nicht daheim zu lassen. Ich hatte zugesagt und brachte das Instrument, nur flüchtig in ein Schnupftuch gewickelt, wirklich mit; Colophonium und Bogen hatte ich, in Erwartung, daß es an derlei Schießbedarf in Tübingen nicht fehlen werde, in Stuttgart zurückgelassen. Nun sollte nach meiner Ankunft alsbald die erste Probe meiner Kunst abgelegt werden — und dies war um so bedeutamer, als mir Uhländ ein Zimmer neben seinem Arbeitscabinet angewiesen — „weil ihn Musik in seinen Arbeiten eher fördere als störe.“ Ich gestand nun den Mangel an Colophonium und Bogen, worauf sofort einige Boten nach der Stadt gesendet wurden, um das Fehlende zu holen; aber sie kamen unverrichteter Sache zurück. Wer im Besitze jener Dinge war, brauchte sie selbst, und wer sie nicht besaß, konnte

sie natürlich auch nicht leihen. „Was hilfts?“ sagte Uhland nach einigem Bedenken, „unter solchen Umständen hilft ein rechter Mann sich selbst!“ Und so machten wir uns auf, durchschritten ernst die Mufenstadt nach rechts und nach links, klopfen an manche Thüre und an manches Fenster; es wurde uns auch aufgethan, aber was wir suchten, wurde nicht gefunden. Da blieb Uhland lächelnd stehen und sagte die bedeutungsvollen Worte: „Ich habe einen hochwertigen Freund, der in schwierigen Lagen der Töne viel vermag, er wird auch uns aus unserer Lage reißen! Kommen Sie!“ Und voran schritt er — dem hohen Stadtthurm zu. Denn droben auf der hohen Warte der Thurmstube — befand sich jener erhabene Freund, der uns aus der bedrängten Lage retten sollte. Zu ihm auch, mit bebenden Knien und beschleunigtem Athem, traten wir endlich ein. Der Stadtthürmer sah kaum, welch' ein ruhmreicher Gast in Uhland seine Schwelle überschreite, als er erschrocken und erfreut nach dem Belieben fragte — und als er dies erfuhr, ausrief: daß er sich glücklich schätze, unsern Wunsch erfüllen zu können! Denn wirklich holte er sofort einen Violinkasten hervor, schloß ihn auf und bat, aus seinen Vorräthen von drei Bogen und einigen Stücken Pech meinen Schießbedarf zu wählen. Ich that's und dankte im voraus, dann gieng es wieder abwärts, Treppe um Treppe, dem Hause Uhlands zu, wo ich trotz natürlicher Aufregung und Sorge meine erste Kunstprobe bestand und später, durch diesen Erfolg kühn geworden, oft genug das sonst so stille Haus mit meinen brotlosen Vorträgen erfüllte und unsicher machte...

---

## Nachwort des Herausgebers.

---

Gegen Ende Februar l. J. leitete Josef Rant durch Herrn Prof. Minors gültige Vermittlung mit der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“, deren auswärtiges Mitglied er war, wegen der beabsichtigten Drucklegung seiner literarisch und literarhistorisch bedeutsamen „Erinnerungen“ Verhandlungen ein, welche rasch zum erwünschten Ziele führten. Nicht ohne freudige Genugthuung sah er sich noch bei Lebzeiten unter die heimatlischen Schriftsteller aufgenommen, die diese Bibliothek als die einer dauernden Erinnerung würdigsten zu vereinigen strebt. Aber als die ersten Correcturbogen des Werkes bei ihm eintrafen, war der bis dahin rüstige Achtziger infolge eines Schlaganfalles bereits schwer leidend; am 27. März ist er in Wien (Hiezing) gestorben.

Mit ausdauerndem Fleiße hatte Rant alle seine letzten Lebensjahre hindurch an diesem seinem Lieblingswerke gearbeitet und die überaus saubere Reinschrift, die er eigenhändig davon angefertigt hat, gibt von der Mühe und Hingabe, die er daran gewandt, beredtes Zeugnis. In einem Briefe an mich hatte er das Manuscript ausdrücklich als abgeschlossen bezeichnet; nur, meinte er, könne er, wenn es gewünscht werde, zur Abrundung des Ganzen noch einen kurzen Nachtrag liefern über seine Stellung und dreizehnjährige Wirksamkeit in der k. k. Hofoper; auch sein Jubiläum zum 70. Geburtstage könnte noch eine Erwähnung finden. Es stellte sich aber schließlich doch heraus, daß das Werk hinter den Grenzen des ursprünglichen Planes zurückgeblieben war und daß sein Gedächtnis

ihn getäuscht haben mußte. Die brieflich entworfene Skizze des dritten Theiles führte nach dem Abschnitt: „Einladung Uhlands in sein Haus in Tübingen. Mein Aufenthalt und Erlebnisse daselbst“, der dem jetzigen zwölften Capitel entspricht, als Thema des Schlusscapitels an: „Rückkehr nach Frankfurt und Osterreich. Heirat vorher.“

Dieses letzte Capitel, das er gewiß im Kopfe längst fertig hatte, scheint Rant nicht mehr zu Papier gebracht zu haben; wenigstens sind die auf meine Bitte von seinen Angehörigen in seinem Nachlass angestellten Nachforschungen ohne Erfolg geblieben. So bildet also der herzliche Verkehr mit dem verehrten schwäbischen Meister und dessen Familie den stimmungsvollen Schluß der eingehenden Schilderung seiner bewegtesten Lebenszeit.

Das Charakterbild des liebenswürdigen und bescheidenen Mannes, wie er uns aus dieser Darstellung neuerlich entgegentritt, zu zeichnen, muß sich der Herausgeber an dieser Stelle schon des mangelnden Raumes wegen versagen, wie er auch von einer Würdigung der literarischen Verdienste Rants hier absehen darf. Beides haben bald nach Rants Tode die Nekrologisten in rühmlicher Weise besorgt. Vielleicht aber findet sich in einem späteren Bande dieser Bibliothek Platz dafür, wenn es uns gelingen sollte, einige seiner besten Schöpfungen als Probe seines Könnens unserem heimischen Leserkreise von neuem vorzulegen. Vielleicht bietet auch die von der Familie geplante Neuauflage der Gesammtausgabe seiner Werke die willkommene Gelegenheit, Rants Leben in gedrängter Kürze vollständig zu schildern.

Bei der Correctur des Werkes, bei welcher mich mein verehrter Colleague Prof. Dr. Josef Neuwirth in aufopfernder Weise unterstützte, wurde darauf geachtet, die stilistischen Eigenthümlichkeiten des Verfassers zu wahren; nur die Orthographie wurde modernisiert; die vereinzelt eingestreuten Dialektwörter aber und mehrere nicht controlierbare Eigennamen wurden auch orthographisch getreu wiedergegeben. Kleine Widersprüche und

Gedächtnisfehler zu verbessern, haben wir uns nicht für berechtigt gehalten. Mehrere Lücken wurden ausgefüllt. Die Liste der italienischen Componisten und Sänger S. 188, sowie die Namen der bei der Vorstellung der „Emilia Galotti“ mitwirkenden Schauspieler S. 226 habe ich mit Hilfe des Directors der Wiener Stadtbibliothek, Herrn Dr. Karl Glossy, ergänzt.

Einzelne Theile der „Erinnerungen“ waren schon vorher in Zeitschriften erschienen, sind aber von Rank dann noch überarbeitet worden. Bruchstücke davon, die nach Ranks Tod in einer Wiener Zeitschrift veröffentlicht wurden, stammen aus einer mir unbekanntem Quelle.

Möge das schöne Buch dazu dienen, das Andenken an den in der älteren Generation unvergessenen ausgezeichneten Schilderer des Böhmerwaldes bei dem jüngeren Geschlechte zu erneuern und lebendig zu erhalten.

Prag, im Mai 1896.

**August Sauer.**



## Inhalt.

---

	Seite
I. Elternhaus und Jugendjahre . . . . .	7
II. In der Kaiserstadt (Wien). Neue Welt, Neues Leben . . .	153
III. Aus den Tagen des Völkerfrühlings 1848 . . . . .	309
Nachwort des Herausgebers . . . . .	408

---

\*PB-31345-SB

5-17

CC

B/T





PT 3835 .B5 v.5  
Erinnerungen aus meinem Leben  
Stanford University Libraries



3 6105 033 509 758

PT  
3835  
B5  
v.5

Stanford University Libraries  
Stanford, California

Return this book on or before date due.

